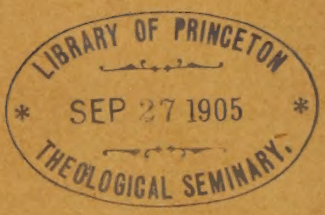

DD 176 .H33 1868 v.1
Hagen, Karl, 1810-1868.
Deutschlands literarische
und religi ose

Deutschlands

literarische und religiöse Verhältnisse

im Reformationszeitalter.

Mit besonderer Rücksicht auf Wilibald Pirkheimer.

Von

Dr. Karl Hagen,

weil. Professor der Geschichte an der Universität zu Bern.

Zweite wohlfeilere Ausgabe.

Mit einem literar-historischen Nekrolog des Verfassers.

Herausgegeben von seinem Sohne

Dr. **Hermann Hagen,**

Lehrer am Gymnasium und an der Universität zu Bern.

Erster Band.

Frankfurt a. M.

Verlag von Karl Theodor Völcker.

1868.

Vorwort des Herausgebers.

Das freundliche Anerbieten des Herrn Verlegers, vorliegendes Werk durch Preisermäßigung und würdige Ausstattung einem weitern Leserkreis zugänglich zu machen, als es die Verhältnisse des ersten Verlegers gestattet hatten, wurde dem Verfasser noch in den letzten Tagen seines Lebens gemacht. Da inzwischen der Tod diesen daran verhindert hat, einer neuen Ausgabe diejenigen Zusätze beizufügen, die ihm zur Ergänzung wünschbar erschienen wären, so möge es dessen Sohne gestattet sein, dieselbe wenigstens durch einen schlichten Abriß seines Lebens einzuleiten.

Karl Hagen, am 10. Oktober 1810 zu Dottenheim bei Windsheim im bayerischen Franken geboren, bezog, nachdem er in Windsheim und Ansbach treffliche Gymnasialbildung genossen, im Jahr 1827 die Universität Erlangen, zunächst um nach dem Wunsche seines Vaters, des politisch und theologisch freisinnigen Dekans Magister Fr. W. Hagen, Theologie, daneben Philologie zu studiren. Doch ließ ihn ein späterer Aufenthalt in Jena sich für das Geschichtsfach entscheiden. Die nächsten Jahre nach Vollendung der Studien

brachte er als Hofmeister im Hause des Freiherrn v. Lotzbeck in München zu; die ausgedehnten Reisen, auf denen er seinen Zögling begleitete, machten ihn schon früh mit Land und Leuten bekannt. Eine dieser Reisen, 1834 unternommen, führte ihn mit Schlosser in Heidelberg zusammen, dessen Kollege er dann später wurde; Tagebuchblätter aus dieser Zeit schildern beredt den mächtigen Eindruck, den die edle Greisengestalt des großen Historikers auf seinen für die Geschichtswissenschaft erglühten jugendlichen Sinn übte.

Im Jahr 1836 habilitirte er sich mit seiner Schrift über die Wappengenossen als Dozent der Geschichte in Erlangen, zog es aber nach halbjährigem Verweilen vor, nach Heidelberg überzusiedeln, vornehmlich, wie er an Schlosser schreibt, aus dem Grunde, weil er für seine wissenschaftlichen Studien dort sowohl in den Bibliotheken, als im Verkehr mit gleichstrebenden Männern mehr Gewinn zu finden hoffte. Doch wurde er auch hier, trotz seiner ausgedehnten, von wissenschaftlicher Seite bald hochgeschätzten Arbeiten, trotz zahlreichen Besuchs seiner Vorlesungen erst im Jahre 1845 zum außerordentlichen Professor und auch dazu erst nur ohne Gehalt ernannt. Er sollte nicht umsonst in Rede und Schrift für Freiheit, Licht und Recht eingestanden sein. Das Jahr 1848 sah ihn als Mitglied des Heidelberger Vorparlaments und später als Abgeordneten von Heidelberg zur Nationalversammlung in Frankfurt, wo er seinen auf der äußersten Linken eingenommenen Platz treulich bis in die letzten Tage des Stuttgarter Rumpfparlamentes behauptete. Den Heimgekehrten begrüßte die Bürgerschaft Heidelbergs mit einem Fackelzug; doch ließ man sich in den Regierungskreisen durch diese populäre Huldigung nicht darin beirren, ihn alsbald seines akademischen Lehrstuhls zu entsetzen.

Die Reaktion der fünfziger Jahre kehrte sich auch gegen ihn, da man ihn mit verbannten oder geflüchteten Republi-

kanern im Briefwechsel oder wenigstens im Einverständniß wußte, doch ohne daß man über lange fortgesetzte hämische Chikanen und Beschränkungen seiner persönlichen und häuslichen Freiheit weiter gegen ihn vorzugehen wagte.

Unter diesen Verhältnissen war es zu begreifen, daß er mit der größten Freude im Sommer 1855 eine Berufung der h. Regierung von Bern als ordentlicher Professor der Geschichte an der Hochschule und dem oberen Gymnasium annahm, welche Stellen er über 12 Jahre hindurch bekleidet hat. Mit welcher Liebe die Stadt Bern schon damals sein Auftreten und Wirken in gelehrten und gebildeten Kreisen verfolgte, zeigen die öffentlichen Blätter jener Zeit. Im Jahr 1857 ward er zum Rektor der Universität, das Jahr darauf zum Abgeordneten an die Stiftungsfeier der Universitäten Zürich und Jena gewählt. Weit entfernt, seine Thätigkeit auf Universität und Schule zu beschränken, suchte er auch in weiteren Kreisen belehrend und anregend zu wirken; neben den Vorlesungen im Handwerkerverein hielt er zahlreiche akademische Vorträge im Großrathssaale, den ersten über die weltgeschichtliche Bedeutung des burgundischen Krieges, am 11. Januar 1856, den letzten noch diesen Winter über das Verhältniß des geschichtlichen Don Carlos zur Schiller'schen Dichtung. Wenige Tage darauf fesselte ihn ein hartnäckiger, aus einem tieferen Leiden entsprungener Bruskatarrh an's Haus und nach dreiwöchentlichem Krankenlager raffte ihn ein Lungenschlag hinweg im besten Mannesalter.

In dem nun folgenden Versuch, ein Bild von der Bedeutung Karl Hagen's für die Wissenschaft zu geben, mögen zunächst seine größeren und selbstständig erschienenen Werke Platz finden. Er begann seine publizistische Thätigkeit mit seiner Habilitationsschrift: „de Armigeris qui germanice dicuntur Wappengenossen", Erlangen 1836, bei Hilpert, von sieben Thesen begleitet, wovon die 4., 6. und 7. (erst der

Druck des Feudalrechts hat der persönlichen Freiheit zu allgemeiner Anerkennung verholfen; die Richtung der Malerei im Mittelalter ist durch den Zeitgeist bedingt und nicht als Mangel an Pflege der Kunst auszulegen; die Pflege der humanistischen Wissenschaften in Italien im 14., 15. und 16. Jahrhundert hängt mit den politischen Zuständen auf's engste zusammen), eine für den Anfang seltene Vielseitigkeit bekunden und auch jetzt noch alle Beachtung verdienen.

Nach seiner Uebersiedelung nach Heidelberg redigirte er zwei Jahre lang zusammen mit Dr. J. G. A. Wirth den „Braga", vaterländische Blätter für Kunst und Wissenschaft, Heidelberg bei Winter, 1838, 1839. Die zahlreichen in diesen zwei Bänden niedergelegten Abhandlungen wurden später zum Theil den „Fragen der Zeit" und einiges auch dem Werke „Zur politischen Geschichte Deutschland's" einverleibt.

Im Herbste des Jahres 1840 vollendete er den ersten Band seiner Reformationsgeschichte: „Deutschland's literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter, mit besonderer Rücksichtnahme auf Wilibald Pirkheimer", Erlangen bei Palm 1841; die beiden weiteren Bände, auch unter dem Titel: „Der Geist der Reformation und ihre Gegensätze" folgten 1843 und 1844 nach. Dieses erste größere Werk sicherte ihm gleich nach seinem Erscheinen einen ehrenvollen Platz in der deutschen Geschichtschreibung.

Zwischen hinein erschienen unter dem Titel: „Zur politischen Geschichte Deutschland's", 1842 bei Franckh in Stuttgart vier größere Abhandlungen: Deutschland unter Heinrich III. und Heinrich IV., Gregor von Heimburg, Ulrich von Hutten in politischer Beziehung, politische Flugschriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Das Jahr darauf kam der erste Band seiner „Fragen der Zeit vom historischen Standpunkt" heraus, ebenfalls bei

Franckh in Stuttgart, eine Sammlung von Aufsätzen, welche eine freisinnige Besprechung der heutigen politischen, sozialen und literarischen Ideen und Verhältnisse bezweckten, darunter: Auch ein Wort über Weltliteratur, Kosmopolitismus und Patriotismus; über die rechte Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben; über die angebliche Entartung und Hoffnungslosigkeit unserer Zeit; über einzelne Hauptrichtungen der Gegenwart; Aphorismen über unsere gegenwärtige Literatur, und anderes verwandten Inhalts. Der zweite Band der „Fragen der Zeit", im Jahr 1845 erschienen, brachte eine neue Folge ähnlicher Abhandlungen, darunter: Ueber die historische Entwicklung des Staates, über das republikanische und monarchische Element in der deutschen Geschichte, über das Verhältniß zwischen Fürst und Volk (zuerst in Robert Blum's und Friedrich Steger's „Vorwärts", Volkstaschenbuch für das Jahr 1845 gedruckt, aber gleich von den Regierungen unterdrückt), über das Proletariat und den Communismus u. s. f.

Seit dem Jahr 1847 verfaßte er im Verein mit A. Schott die Biographien zu dem großen Prachtwerk der deutschen Kaiserbilder im Römer zu Frankfurt.

Aus den bewegten Zeiten des Jahres 1848, das seine Kräfte vornehmlich für Politik und Journalistik in Anspruch nahm, ist doch noch hier sein anonym erschienener „Politischer Katechismus", Braunschweig bei Georg Westermann, zu erwähnen, eine Schrift, die in leichtfaßlicher Darstellung und populärer Form den Zweck verfolgte, das deutsche Volk über die Vorgänge der Gegenwart, besonders die Absichten des Frankfurter Parlaments aufzuklären. Das erste Bändchen behandelt das deutsche Parlament, Monarchie und Republik; das zweite Preßfreiheit, Religionsfreiheit, Vereinigungsrecht, Volksbewaffnung, Gleichheit vor dem Gesetz, Gerichtsver-

fahren, volksthümliche Verwaltung, Unterrichtswesen; das dritte endlich die Pflichten des deutschen Bürgers: Achtung vor dem Gesetz, Gemeinsinn, Gewissenhaftigkeit bei den Wahlen, politische Bildung. Der politische Katechismus war in den Monaten Mai, Juni und Juli geschrieben.

Noch während der Parlamentszeit hatte er an der Verwirklichung seines Lieblingsgedankens, nämlich der Darstellung der Geschichte der neuesten Zeiten gearbeitet. Dieselbe erschien nun in zwei Doppelbänden im Jahre 1851 in Braunschweig bei Georg Westermann unter dem Titel: „Geschichte der neuesten Zeit vom Sturze Napoleon's bis auf unsere Tage", jeder Band 49 Bogen stark. Daran schloß sich sein Werkchen „über die östliche Frage, mit besonderer Rücksicht auf Deutschland, geschichtlich und politisch beleuchtet", Frankfurt 1854, bei Meidinger und Sohn. Ebendaselbst erschien von 1855 an sein ferneres großes Geschichtswerk: „Vaterländische Geschichte von Rudolph von Habsburg bis auf die neueste Zeit", drei Bände, 1855—1858, als Fortsetzung der „Deutschen Geschichte" seines Freundes und Verehrers Eduard Duller, deren Erscheinen durch Duller's Tod auf die zwei ersten Bände beschränkt geblieben war. Hiervon ist im Jahr 1858 eine illustrirte Totalausgabe in 5 Bänden herausgekommen.

In die Zeit seines Aufenthaltes in Bern fällt ferner die Abfassung des „Grundrisses der allgemeinen Geschichte, Leitfaden für den Geschichtsunterricht an höheren Lehranstalten und zur Selbstbelehrung", drei Bände, Bern, Stämpfli, und Zürich, Schultheß 1860—1861. Dann ließ er 1861 eine Reihe hier gehaltener „Reden und Vorträge" bei Jent und Gaßmann in Bern und Solothurn erscheinen, unter denen wir seine Antrittsrede an der Hochschule, vom 27. Oktober 1855: „über die verschiedenen Richtungen in der Behandlung

der Geschichte", herausheben, nebst der Rektoratsrede über die Politik der Kaiser Rudolph von Habsburg und Albrecht I. und die Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft, und die ferneren schweizergeschichtlichen Abhandlungen: „über die politischen Verhältnisse zur Zeit der Sempacherschlacht, die weltgeschichtliche Bedeutung des Burgunderkrieges und den Einfluß der Schweiz auf Deutschland".

Im Jahr 1863 folgte, durch eine öffentliche Vorlesung angeregt, die Biographie des Malers Johann Michael Voltz von Nördlingen (1784—1858) und seine Beziehungen zur Zeit- und Kunstgeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nebst einem Verzeichniß seiner Werke, Stuttgart bei Ebner. Seine letzte Publikation endlich war wieder der Erforschung der Schweizergeschichte, insbesondere der Benutzung der bernischen Staats- und Familienarchive gewidmet: „Die auswärtige Politik der Eidgenossenschaft, namentlich Bern's in den Jahren 1610—1618. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des dreißigjährigen Krieges", wissenschaftliche Beigabe zum Programm der Berner Kantonsschule vom Jahr 1865, Haller'sche Verlagshandlung.

Werfen wir ferner einen Blick auf die ungemein zahlreichen wissenschaftlichen und literar-historischen Aufsätze, Rezensionen und Kritiken in gelehrten Zeitschriften und Blättern für gebildete Kreise, die seit dem Jahr 1837 bis auf die letzten Jahre in ununterbrochener Reihe erschienen sind. Hier verbietet uns nun leider die überwältigende Masse des Stoffes, auf alles Einzelne einzutreten; wir müssen uns vielmehr mit der Angabe der Zeitschriften und der allgemeinen Andeutung der vorzugsweise behandelten Gebiete des Wissens und der Litteratur bescheiden. Doch wird eine demnächst durch uns besorgte Gesammtausgabe von Karl Hagen's kleinen Schriften in circa 6—8 Bänden diesem

Mangel, den wir uns jetzt aus Raumbeschränkung und um den Leser nicht zu ermüden, zu Schulden kommen lassen, baldige Abhülfe verschaffen.

Zunächst ist der „Adler" zu nennen, in welchem 1837 eine Abhandlung über den gegenwärtigen Stand der deutschen Geschichtschreibung, so wie eine Recension von Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts erschien; dann die Blätter für literarische Unterhaltung, die von Schwegler redigirten Jahrbücher der Gegenwart, die von G. v. Struve herausgegebene akademische Zeitung, Weill's constitutionelle Jahrbücher, Prutz' literar-historisches Taschenbuch, Raumer's historisches Taschenbuch (über die öffentliche Meinung in Deutschland von den Freiheitskriegen an 1845 und 1847), Schmidt's Jahrbücher für Geschichtswissenschaft, die Halle'sche Literaturzeitung, das Welcker'sche Staatslexikon (Biographie von E. Moritz Arndt, die Habsburger und ihre Politik), Rotatschek's Monatsschrift (unter anderem die Biographien der in der badischen Bewegungsperiode hervorragenden politischen Größen, H. v. Gagern, Karl Welcker, Mathy, Daniel Bassermann, und drei Abhandlungen zur vergleichenden Staatskunde), Prutz' deutsches Museum, die Blätter der Zeit, die Leipziger illustrirte Zeitung (die englische Verfassung, 4 Artikel 1865), die Schweiz und Brockhaus' Gegenwart, — alle genannten Zeitschriften als Organe für wissenschaftliche Abhandlungen. Arbeiten in Form von Recensionen und Kritiken der bedeutendsten Novitäten auf dem Gebiet der gelehrten und schönen Literatur finden sich außerdem noch in der Volkshalle, in Gottschall's Blättern für literarische Unterhaltung, der badischen Zeitung, der Nationalzeitung, der rheinischen Zeitung, den Heidelberger Jahrbüchern, der Mannheimer Abendzeitung, in Noack's Jahrbüchern für spekulative Philosophie, der neuen deutschen Dorfzeitung, der Didaskalia und im Bund.

Vorzugsweise war es hier die Geschichte der neuesten Zeit seit Napoleon und besonders seit den 48er Jahren, die er mit Vorliebe der Einzelbehandlung unterzog, mit steter Hinweisung auf die Zeitideen; in zweiter Linie beleuchtete er die Geschichte des Städtewesens im Mittelalter und die reformatorischen und volksthümlichen Bestrebungen zu Anfang der neuern Zeit: Reformation, Bauernkrieg und die Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Zur Vollständigkeit des Bildes wäre noch seine ausgedehnte journalistisch-politische Thätigkeit seit Anfang der vierziger Jahre in Berücksichtigung zu ziehen. In Gustav von Struve's Aktenstücken der Mannheimer Censur und Polizei, zwei Bände 1845 und 1846, in welchen alle Censurstriche seit 1844 durch das Buchformat geschützt veröffentlicht sind, befindet sich mancher mit schonungsloser Kritik der öffentlichen Zustände für das Mannheimer Journal geschriebene Aufsatz. In die Revolutionsjahre selbst fallen hunderte von längern Leitartikeln und Correspondenzen, die meist anonym erschienen sind. Doch auch hier müssen wir wegen des Näheren auf die in Aussicht gestellte Gesammtausgabe verweisen.

Welche Stelle Karl Hagen in der deutschen Geschichtschreibung einnahm, überlassen wir billig den Fachmännern zur Beurtheilung und beschränken uns hier nur auf die Mittheilung eines Gedankens aus seiner Vorrede zum dritten Band der Geschichte des Reformationszeitalters (1843), wo er von der Aufgabe des Geschichtsforschers spricht. „Keiner, schreibt er Seite 6, hat einen schönern Beruf, als der Geschichtschreiber, aber er muß ihn auch wirklich erfüllen. Die Wahrheit soll ihm über Alles gehen; er soll nichts verschweigen, nichts verdecken, nichts verdrehen: nackt und unverhüllt soll die Geschichte vor das Auge der Welt treten. Wohl möglich, daß der Historiker, welcher diesem Grundsatz

treu und unerschütterlich anhängt, nicht immer den Beifall der Mitwelt sich erwirbt, wahrscheinlich sogar, daß er in Bezug auf die irdischen Güter sich schlechter bettet, als mancher andere. Aber dafür trägt er auch in sich das Bewußtsein der Pflichterfüllung und die Hoffnung, daß die Edelsten der Nation sein Streben und seine Gesinnung anerkennen."

Bern, April 1868.

Hermann Hagen.

Seiner Hochgeboren

Herrn

Karl, Freiherrn von Lotzbeck

auf Weyhern,

Königl. Bayr. Kammerherrn, erblichem Reichsrathe ꝛc.

in dankbarer Verehrung

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorrede.

Nur einige Worte glaube ich meinem Werke zur Beherzigung voranschicken zu müssen.

Das Buch ist weder eine allgemeine Geschichte Deutschlands in der Reformationszeit, noch eine formliche Gelehrten- oder Literaturgeschichte. Es

soll vielmehr die Entwicklung der reformatorischen Ideen in Deutschland von ihrem Anfange bis in die drei ersten Decennien des 16ten Jahrhunderts verfolgen und namentlich von der Zeit vom Ende des 15ten Jahrhunderts bis zum angegebenen Zeitpunkte ein wo möglich anschauliches Bild von dem gesammten geistigen Zustande und den vielfachen literarischen und religiösen Bestrebungen der Nation geben.

Der erste vorliegende Band enthält die Entwicklung bis zum Jahre **1517** etwa. Der zweite und letzte wird mit dem Auftreten Luthers beginnen und mit dem Jahre **1530**, dem Stiftungsjahre der Augsburger Confession, schließen.

Ich glaube, daß meine Arbeit auch neben dem ausgezeichneten Werke Leopold Rankes nicht überflüssig ist, da ich ein viel spezielleres Ziel verfolge.

Ueber die Anlage des Werks muß ich noch etwas hinzufügen. Ich hatte ursprünglich vor, nur die Biographie Wilibald Pirkheimers zu bearbeiten.

Ich sah aber bald, daß diese nur dann bedeutend sein würde, wenn man die Tendenzen der Zeit, die er repräsentirte, hinein verflöchte. Da ich nun zu diesem Zwecke Studien machte, hielt ich es zuletzt für das Beste, den Plan meiner Arbeit auszudehnen, und die geistigen Bestrebungen der Zeit überhaupt darzustellen. Aber ich glaubte doch, den ursprünglichen Plan nicht ganz aufgeben zu dürfen, Pirkheimern nämlich zum Mittelpunkte der Darstellung zu machen, weil durch die Festhaltung einer Persönlichkeit die an sich abstrakte Arbeit mehr Leben und Anschaulichkeit gewanne. Ich weiß nicht, ob mir mein Plan gelungen ist: das mögen die Kritiker beurtheilen.

Das erste Kapitel oder die Einleitung bitte ich mit Schonung aufzunehmen. Auf sie lege ich den wenigsten Werth, obschon sie mir verhältnißmäßig vielleicht die meiste Mühe gekostet hat. Denn es entstand da ein Conflict zwischen dem, was ich sagen wollte, und zwischen dem, was ich wußte. Sie sollte mir nur als Basis für die eigentliche Arbeit dienen: ich wollte in ihr nur die Grundideen niederlegen, die mich bei der Abfassung des Wer

kes leiteten, und darum durfte sie nicht zu ausführlich werden. Aber ich wußte gar wohl, daß der Stoff, den die Einleitung enthält, in ein Paar Bogen nicht zur Genüge abgemacht werden kann. So kam ich denn in Widerspruch mit mir selbst: ich bestrebte mich der Kürze, deutete oft blos an, hatte aber dabei immer den Zweifel, ob nicht die Klarheit und Anschaulichkeit und Ueberzeugungsfähigkeit dadurch zu Grunde ginge. Das konnte natürlich von keinem guten Einflusse auf die Darstellung sein.

Ueberhaupt wäre es mir lieb gewesen, wenn ich bei meinem Buche das **nonum prematur in annum** hätte anwenden können. Ich habe zwar Alles durchgelesen, was ich erreichen konnte: aber sehr Vieles, was ich noch zu lesen wünschte, wurde mir doch nicht zu Theil. Jeder, welcher sich mit ähnlichen Studien beschäftigt, weiß, wie schwer, ja wie unmöglich oft das ist. Demohngeachtet sehe ich meine Arbeit immer noch für keine ganz vollkommene an. Wäre es ganz von mir abgehangen, ich hätte sie jetzt noch nicht abgeschlossen, ich hätte noch geforscht und gesammelt, ich hätte

auch in der Form meines Werkes noch manche Aenderungen vorgenommen, wenn auch nicht in der innern, in der Structur, doch in der äusseren, im Style, der vielleicht hie und da etwas nachlässig sein mag. Allein wer weiß denn nicht, daß man in der gelehrten Welt heut zu Tage nur dann zu einiger Geltung gelangen kann, wenn man etwas geschrieben? daß man die Würdigkeit des Menschen nicht nach seiner Individualität, nach seiner Gesinnung, nach seinem Streben und sonstigem Wissen, sondern nur nach seinen Büchern abmißt? Es ist nicht anders, wie zu den Zeiten des Scholasticismus. Da fragte man, ob einer Doktor, Magister oder Baccalaureus sei? heut zu Tage: was haben Sie geschrieben?

Diese Gedanken und die vielen Aufforderungen meiner Freunde und Gonner bestimmten mich endlich, nicht länger mit der Herausgabe des ersten Bandes zu zogern.

Und so ubergebe ich denn dieses Buch dem Publikum mit der Hoffnung, daß dieses, welches

schon andere Bücher von minder gewissenhaften Autoren günstig aufgenommen hat, auch dem meinigen nicht ganz seine Anerkennung versagen werde.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel. Einleitung. Ueber Entſtehung und Fortgang der reformatoriſchen Ideen.

Allgemeine Bemerkungen über Alterthum, Mittelalter, neuere Zeit 1

Die erſten Spuren der Oppoſition gegen die mittelalterliche Richtung 11

Reactionen 23

Innerlicher Verfall der alten Richtung 28

Zunahme der entgegengeſetzten Richtungen. Verhältniß der volksmäßigen, religiöſen, humaniſtiſchen Richtung zu einander 32

Neue Oppoſition. Die Concilien. Wicliffe. Huß . 42

Lage der Dinge in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts 56

Zweites Kapitel. Theilnahme Deutſchlands an der allgemeinen Entwicklung.

Nationale Oppoſition 64

Religiöſe Richtung 66

Seite

Volksmäßig satyrische Richtung 77
Humanistische Richtung 79
Aeneas Sylvius und seine Bemühungen um die Einführung der classischen Literatur in Deutschland . 81
Kampf mit dem herrschenden System um die Mitte des 15ten Jahrhunderts. Reactionsversuche . . 99
Ueberhandnahme der neuen Richtung in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts 113
Volksmäßige Opposition 113
Theologische Richtung. (Johann Wessel, Geiler von Kaisersberg) 115
Classische Literatur. Die Schüler des Thomas von Kempen. Rudolph Agricola, Johann Reuchlin, Conrad Celtes 132
Verbreitung der neuen Richtung in Deutschland gegen Ende des 15ten Jahrhunderts 147

Drittes Kapitel. Franken und Nürnberg in ihrem Verhältnisse zur neuen Richtung. Wilibald Pirkheimer.

Franken 164
Nürnberg 175
Wilibald Pirkheimers Jugend, Studienzeit und politische Laufbahn 188

Viertes Kapitel. Verbreitung der neuen Richtung am Anfang des 16ten Jahrhunderts.

Rheingegenden 197
Schwaben 208
Baiern 213
Oestreich 220
Nördliches Deutschland 224
Sächsische Länder 227
Franken 233

Seite

Bedeutendere Persönlichkeiten. Celtes, Hermann vom Busche, Rhagius Aesticampianus, Ulrich von Hutten 237
Wimpheling. Reuchlin. Erasmus 248

Fünftes Kapitel. Pirkheimer im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen und seine Einwirkung auf die literarischen Bestrebungen seiner Zeit 261

Sechstes Kapitel. Charakter der neuen Richtung. Bearbeitung der einzelnen Disciplinen. Pirkheimers Antheil daran.

Allgemeine Bemerkungen 278
Philologie. Classiker. Uebersetzungen. Schulbücher. Grammatiken. Stylistik 280
Poetische Productionen 287
Mathematik. Astronomie. Naturwissenschaften 288
Geschichte 290
Religion und Theologie 301
Theologie des Erasmus 306
Religiöse Ansichten des Mutianus Rufus . . . 323
Volksmäßige Stimmen 331
Weltansicht. Gesellige Verhältnisse . . . 335
Ansichten von der Kirche . . . 356

Siebentes Kapitel. Kampf der neuen mit der alten Richtung.

Reactionsversuche 364
Opposition von wissenschaftlicher Seite 369
Vereinigung der volksmäßigen, humanistischen, religiösen Opposition 377
Sebastian Brandt und andere 377
Heinrich Bebel. (Triumph der Venus, Facetien.) 381
Das Lob der Narrheit von Erasmus . . 408

Seite

Achtes Kapitel. Kampf der neuen mit der alten Richtung. Fortsetzung. Der Streit Reuchlins mit den Cölnern.

Der Streit Wimphelings mit den Augustinern . . 418
Anfang des Streites Reuchlins mit den Cölnern. Theilnahme Pirkheimers 423
Theilnahme Ulrichs von Hutten 433
Die Briefe der dunkeln Männer 440
Pirkheimers Apologie Reuchlins. Sieg der Humanisten 456
Anfang der ernsteren Opposition gegen Rom . . . 477

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Ueber Entſtehung und Fortgang der reformatoriſchen Ideen.

Allgemeine Bemerkungen über Alterthum, Mittelalter, neuere Zeit.

Wenn man unbefangen die Geſchichte des Reformationszeitalters betrachtet, muß man wohl bald von der Anſicht zurückkommen, als ſeie die Intention deſſelben blos geweſen, die Dogmen, welche ſpäter die proteſtantiſche Kirchenlehre ausgemacht haben, hervorzurufen. Die Intention jener Epoche, mag ſie bewußt oder unbewußt geweſen ſein, ging auf etwas viel Allgemeineres, Großartigeres hinaus. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich ſie dahin angebe, daß ſie eine Vermittlung der antiken und der mittelalterlichen Weltanſchauung erſtrebte: denn unter dieſe allgemeine Tendenz laſſen ſich die ver-

schiedenartigen Bestrebungen jener Zeit, die, wiewohl aus Einem Principe entsprungen, doch öfters feindlich sich gegenüberstehen, sich durchkreuzen, selbst bekämpfen, am Besten vereinigen. Und es läßt sich dann auch die spätere Entwicklung, nach der Reformation, begreifen, ja, ich glaube, besonders auch unsere Gegenwart. Denn jenes Bestreben einer Vermittlung der antiken und mittelalterlichen Weltanschauung ist überhaupt das der neueren Zeit: noch ist sie in der Lösung dieser Aufgabe begriffen. Die Reformation und die ihr vorangehende Zeit hatte einen großen Anfang dazu gemacht: es gelang ihr aber noch nicht vollkommen durchzudringen. Es erfolgten Reactionen, die freilich nur dazu dienten, die Menschheit weiter vorzudrängen; denn als im vorigen Jahrhundert die Bestrebungen der Reformationsepoche wieder aufgenommen wurden, da waren sie schon um mehrere Stufen höher gestiegen. —

Was versteht man denn aber unter der antiken, was unter der mittelalterlichen Weltanschauung? und worin soll die Vermittlung beider bestehen?

Das Wesen des Alterthums[1]), mit kurzen Worten, setze ich in das Vorherrschen der Naturgewalt, mag diese nun als eine äussere Nothwendigkeit oder als ein in uns selbst liegendes Element betrachtet werden. Und das Wesen des Mittelalters ist eine Entfremdung von der Natur, eine Opposition gegen dieselbe.

Die Präpotenz der Natur zeigt sich nun in doppelter Weise. Einmal fühlt sich ihr der Mensch verschwi-

1) Was ich hier vom Alterthum sage, geht nur auf Griechen und Römer.

stert: er sieht in ihr seine Gefährtin, seine Freundin, er betrachtet sie mit heiterem Auge, und wird freundlich von ihr berührt. Ein heiteres Wesen ist daher über alle diejenigen Sphären menschlicher Thätigkeit ausgegossen, welche eine nähere Berührung mit der Natur verlangen. Darum brachte es die alte Welt in manchen Gebieten des Geistes zu einer so hohen Stufe der Vollkommenheit: in allen denen nämlich, welche nur durch den innigsten Bund mit der Natur gedeihen, sich vollenden können. So in Kunst, Poesie, Literatur.

Dann aber fühlt sich der Mensch auch der Naturgewalt unterworfen: er fühlt sein Nichts den höheren natürlichen Mächten, der Nothwendigkeit gegenüber: und nirgends tritt dieses Gefühl deutlicher hervor als in der Lehre der Alten vom Schicksal. Oder er fühlt sich von den natürlichen Elementen in seinem Innern, von den Leidenschaften, guten oder schlechten, auf eine unwiderstehliche Weise fortgezogen: ein Gott ist es, nach der Fabel, der sie in ihm erregt, und darum kann er nicht Widerstand leisten. Die alte Welt handelt nicht nach Prinzipien, sondern nach natürlichen Motiven. Der Mensch kann gut und edel handeln: aber er handelt nicht nach einem höheren Sittengesetze, sondern nach natürlichen Gefühlen und Empfindungen oder nach einem unmittelbaren Drange seines ganzen Wesens, seiner Individualität.

Mit dieser natürlichen Richtung in Verbindung stehen denn noch andere, wichtige Verhältnisse des Alterthums.

Erstens der schroffe Patriotismus, welcher sich nicht zu der Idee der Menschheit erheben konnte, weil die

alte Welt nur die natürlichen Bande anerkannte, welche gleiche Sprache, Abstammung, Sitten hervorbringen.

Zweitens das Hervorheben des Staats, als des Repräsentanten des Aeusserlichen, Natürlichen, vor der Kirche, dem Repräsentanten der Religion, des Innerlichen, Geistigen. Die Kirche ist dem Staate untergeordnet, ja sie erscheint als dessen Dienerin.

Drittens die Unterordnung des Individuums mit seinem Einzelwillen unter den Staat, die äussere Macht. Der Staat ist Alles, das Individuum geht im Staate auf, so wie alle einzelnen Kräfte, alle Thätigkeiten. —

Halten wir nun diesem das Mittelalter gegenüber, so ist in Allem und Jedem der größte Gegensatz.

Während im Alterthum der große Einfluß der Naturgewalt, weist das Mittelalter diesen nicht nur zurück, sondern setzt sich zur Natur geradezu in Opposition. Die Theorie des Mittelalters verlangt nicht nur die Unterdrückung der bösen sinnlichen Regungen in uns, sondern es hält das natürliche Element und die Außenwelt überhaupt für etwas Böses und Feindliches, das man fliehen, bekämpfen müsse, und setzt an die Stelle der natürlichen Motive unserer Handlungen ein höheres Princip, das außer uns liegt.

Das Mittelalter aber sah in Natur und Welt, ebendarum, weil sie vom Teufel ausging, nicht das Unvermeidliche, Unüberwindliche, sondern es traute dem Menschen oder dem geistigen Elemente desselben, was das überwiegende sein sollte, Kräfte genug zu, um sie zu besiegen. Daher die Menge von Wundern, welche die Heiligen vollbringen. Die Kraft ihres Geistes und ihres Glaubens ist stark genug, selbst die äussere Natur zu

bezwingen. Wie im strengsten Gegensatze gegen das Alterthum, welches die unvermeidliche Unterordnung des Menschen unter die eherne Gewalt des Schicksals lehrte!

Daher denn auch die eigenthümliche Frömmigkeit des Mittelalters, welche vorzugsweise in Askese bestand. Als das sündige Element im Menschen erkannte man das natürliche: Kasteiung des Körpers, Niederdrückung der Sinnlichkeit, Zurückziehn von der Welt ist darum schon Frömmigkeit. Daher die äusseren Bußen, die den Sündern auferlegt wurden. Daher die große Heiligkeit, die dem Mönchsstande beigelegt ward, daher die Verdienstlichkeit des Cölibats, und dessen Einführung bei den Priestern.

Bei dieser feindlichen Stellung, in welche sich das Mittelalter zu der Natur setzte, war zu erwarten, daß auch die Kunst und Poesie versinken mußte, überhaupt alle diejenigen Thätigkeiten, welche irgend eine freundliche Beziehung zu der Natur, eine Beobachtung derselben verlangten, deren Wesen zugleich auch in äusserer Gestaltung, in Formen bestand. Das Schöne, Heitere, Klare, Gefällige, was uns aus den Denkmalen des Geistes der alten Welt entgegenweht, wird im Mittelalter verdrängt durch einen finstern, düstern, unheimlichen Charakter.

Es zeigt sich dieß namentlich auch in der Literatur. Die antike Wissenschaft ist besonders wegen der Schönheit, Klarheit, Einfachheit und Natürlichkeit der Darstellung ausgezeichnet. Die mittelalterliche Wissenschaft verzichtet auf diese Vorzüge. Der Scholasticismus, jene Form, in dem sie vorzüglich erscheint, setzt gerade die Schönheit der Darstellung hinten an: er gefällt sich in

einer dunkeln, unklaren, schwülstigen, ja wohl auch unverständlichen Sprache. —

Dagegen wird im Mittelalter die innere Welt des Gemüthes eröffnet: das Gefühl gelangt zu einer Ueberschwänglichkeit, von welcher das Alterthum gar keine Ahnung hatte.

Es ist besonders eine tiefe religiöse Empfindung, welche die mittleren Zeiten charakterisirt: und diese ist denn, so zu sagen, das positive Element des Mittelalters, wie die feindliche Stellung gegen Welt und Natur das negative. Auf zwei Stufen aber erscheint diese religiöse Empfindung.

Auf der einen, niedrigeren, Stufe vermag sich das Gefühl noch nicht zur reinen Anschauung des göttlichen Wesens, zur rechten Auffassung des Sittengesetzes zu erheben. Es verlangt ein Bild, ein Symbol: etwas, was es greifen und fassen kann, wodurch es der Gottheit näher zu kommen glaubt, an dem es unmittelbar seine fromme Empfindung ausdrücken kann. Daher die vielen Heiligen, die als Mittler zwischen Gott und dem Menschen erscheinen, daher die vielen Ceremonien, und äusseren Gebräuche, die Verehrung von Bildern, von Reliquien, überhaupt der reiche Cultus im Mittelalter. Man darf nicht unbillig gegen ihn sein. Wie er das Erzeugniß war eines religiösen Bedürfnisses, so wirkte er auch wieder zur Erweckung religiöser Empfindung. Ursprünglich verhalten sich der äussere Cultus und die religiöse Empfindung gegenseitig wie Ursache und Wirkung.

Auf der zweiten, höheren, Stufe der religiösen Empfindung begnügt sich der Mensch nicht mit der äusserlichen Gottesverehrung, sondern strebt nach einer Erkennt-

niß seiner selbst, seiner Neigungen und Leidenschaften: er sucht diese zu vertilgen, und zwar dadurch, daß er sich in die Contemplation des göttlichen Wesens versenkt, mit dem er eins zu werden strebt. Das Aufgehen des Menschen in Gott ist das höchste Ziel dieser religiösen Empfindung: ein Zustand, in welchem das ganze Wesen des Menschen von dem göttlichen Geiste gleichsam durchgossen ist. Das ist der Mysticismus des Mittelalters. —

Und aus diesen Eigenthumlichkeiten ergeben sich denn wieder drei wichtige Verhältnisse, die zu den oben erwahnten des Alterthums einen schneidenden Gegensatz bilden.

Das Individuum, nicht mehr den Eindrücken der Außenwelt rücksichtslos hingeben, sondern selbstbewußter geworden und selbstständiger, erkennt nun auch den Staat, die äussere Macht, nicht mehr als diejenige an, in welcher seine Persönlichkeit aufgehen müsse. Mit Unabhängigkeitsgefuhl tritt es ihm entgegen: es verlangt von ihm eher Unterordnung, als daß es sie gewahre. Der Staat hört auf, eine Idee, eine moralische Person zu sein: er verliert die Einheit, die ihn im Alterthum so groß gemacht: das Lehenwesen, die mittelalterliche Form des Staats, ist eigentlich nichts weiter, als eine lose Zusammensetzung von verschiedenen Privatverhaltnissen.

Die Stellung des Staates im Alterthum nimmt dagegen jetzt die Kirche ein, die äussere Form des tiefen religiösen Bewußtseins, welches die Menschheit im Mittelalter charakterisirt. Und so wie im Alterthume alle Thatigkeiten und Bestrebungen im Staate aufgingen oder von demselben beherrscht wurden, so war dieß im Mittelalter mit der Kirche der Fall. Weit entfernt daher,

dem Staate unterworfen zu sein oder zu dienen, tritt sie ihm vielmehr feindlich gegenüber, um ihn zu überwinden, zu beherrschen.

Aber die Religion des Mittelalters, die christliche, war wesentlich von denen des Alterthums verschieden. Waren diese unmittelbar aus dem nationalen Bewußtsein der einzelnen Völker entsprungen, und nur auf dieses wieder berechnet, so hatte das Christenthum einen universellen Charakter, der es dazu befähigte, eine Weltreligion zu werden. Auch die Kirche ist darum nicht in die engen Gränzen der Nationen eingeschlossen, sondern sie strebt die allgemeine der Menschheit zu werden. Und da in der Kirche alle Thätigkeiten und Bestrebungen aufgingen, so war natürlich, daß nun die Nationalitäten sammt dem schroffen Patriotismus zurücktraten, und daß dessen Stelle eine cosmopolitische Richtung, die der Kirche, einnahm. —

Uebersehen wir nun die charakteristischen Punkte, wodurch sich Alterthum und Mittelalter von einander unterscheiden, so finden wir: es sind die größten Gegensätze. Ausschließlicher Einfluß der Natur und gänzliche Regierung derselben: Heiterkeit, Klarheit, Schönheit in allen Sphären menschlichen Daseins und düsterer unheimlicher Ernst: Vorherrschen der nach Außen gerichteten Thätigkeiten und Ueberschwänglichkeit der Empfindung: ein schroffer Patriotismus dort, hier Cosmopolitismus: Allgewalt des Staates dort, hier der Kirche: dort Unterordnung des Individuums unter den Staat, hier Unterordnung des Staates unter das Individuum.

Die neuere Zeit hatte nun die Aufgabe, diese Gegensätze zu vermitteln, die Natur in das rechte Verhält-

niß zum geistigen Elemente in uns zusetzen, und das rechte gegenseitige Verhältniß zwischen Staat, Kirche und Individuum zu erschaffen.

Sie nimmt daher beide Elemente, das antike, wie das mittelalterliche in sich auf, um sie nach und nach zu einer höheren Einheit zu verschmelzen. Beide treten oft genug gegen einander in den Kampf, und auch heut zu Tage sind die Gegensätze noch nicht vollkommen ausgeglichen: aber die Hauptrichtung der neueren Zeit intendirte immer eine höhere Vermittlung dieser zwei Elemente.

Die neuere Richtung betrachtet die Natur nicht als das böse, feindliche Element, wie das Mittelalter, aber auch nicht als das unwiderstehliche, Alles beherrschende, wie das Alterthum.

Sie faßt vom Alterthume die schöneren Verhältnisse auf, in welchen die damalige Menschheit zur Natur gestanden, namentlich die künstlerische, poetische, literarische Richtung, vom Mittelalter hingegen das mystische Element, jenes Einkehren des Menschen in sich selbst, das Erheben zu der Beschauung des göttlichen Wesens, das Bestreben, sein ganzes Sein und Thun in die innigste Beziehung zu Gott zu setzen.

Sie sieht daher die Frömmigkeit nicht in dem Fliehen der Welt, in der Unterdruckung des natürlichen Elementes, so wenig wie sie übrigens die schrankenlose Hingebung unter dasselbe billigen will, auch nicht in der Beobachtung äusserer Gebräuche und Ceremonien: sondern in der ganzen Gesinnung des Menschen.

Sie sucht dem Individuum seine Freiheit zu garantiren, der Allgewalt des Staates sowohl, wie der der

Kirche gegenüber: ohne jedoch eine Anarchie zu beabsichtigen.

Im Gegentheile: dem Staat verhilft sie wieder zu der Einheit, die er im Mittelalter verloren, und wodurch er in Anarchie versunken war: sie macht ihn wieder zu einer Idee, zu einer moralischen Person, ohne ihm jedoch die Selbstständigkeit des Individuums zu opfern. Vielmehr macht sie die persönliche Freiheit des Individuums erst allgemein.

Der Kirche nimmt sie die unumschränkte Gewalt, die sie über die Gewissen ausgeübt: aber sie unterwirft sie darum nicht dem Staate als dessen Dienerin, wie dieß im Alterthume der Fall gewesen. Vielmehr soll sie eine möglichst freie und allgemeine Form des religiösen Bewußtseins werden, ohne die Freiheit desselben irgendwie zu beeinträchtigen.

Sie ruft endlich die Nationalitäten wieder hervor mit dem Patriotismus, aber ohne diesen zu der Schroffheit des Alterthums auszubilden, sondern sie verklärt und vergeistigt ihn durch die Idee der Menschheit. —

Es ist ohnstreitig eine der interessantesten Aufgaben, der Entwicklung dieser neuen Richtung in den verschiedenen angegebenen Beziehungen zu folgen, aber sie ist auch eine der schwersten. Ich habe mir vorgenommen, nicht etwa diese ganze Entwicklung, sondern nur einen Theil derselben darzustellen: nämlich die religiöse und literarische Seite der neuen Richtung, und zwar nur in Beziehung auf Deutschland. Doch scheint es mir, selbst zur Lösung dieser specielleren Aufgabe, nöthig zu sein, zuerst eine kurze Uebersicht der allgemeinen Entwicklung zu geben.

Die ersten Spuren der Opposition gegen die mittelalterliche Richtung.

Nicht mit Einem Male und nicht allgemein ergreift eine neue Richtung die Menschheit. Jahrhunderte vorher, ehe sie herrschend wird, kündigt sie sich an, und selbst, wenn sie herrschend geworden, hat sie noch mit den Resten der bisherigen Richtung zu kämpfen.

Auch die Richtung, welche wir als die antike geschildert, trat nicht mit Einem Male in die Welt. Ehe sie sich der Menschheit bemächtigte, mußte sie erst die übrigen besiegen, die sich in den orientalischen Völkern aussprachen, in welchen offenbar das geistige Element mit dem natürlichen noch im Kampfe begriffen lag.

Und wiederum begann auch die Richtung, die wir als die mittelalterliche bezeichnet, schon in dem Momente, als das alte Leben auf dem höchsten Punkte seiner Entwicklung stand: in Griechenland zu den Zeiten des Perikles. Denn die Philosophie des Socrates und des Plato ist mit Recht als eine Vorläuferin der neuen Weltanschauung betrachtet worden.

Allein man kann nicht sagen, daß die mittelalterliche Weltansicht von jetzt an, oder auch nur von dem Augenblicke an, als das Christenthum Staatsreligion des römischen Reiches und als dieses von den Germanen eingenommen ward — ein Zeitpunkt, den man gewöhnlich als den Anfang des Mittelalters bezeichnet, schon die allgemeine der Menschheit gewesen. Bis sie zu dem Punkte gelangte, wo man dieß von ihr behaupten konnte, hatte sie noch eine Menge von Kämpfen mit all den Elementen zu bestehen, die sich noch aus dem Alterthum unter manichfachen Modificationen erhalten hatten.

Zuvörderst lag in dem ganzen römischen Staatswesen, welches bekanntlich auch auf die germanischen Eroberer einen so großen Einfluß geäussert, eine Opposition gegen die hierarchischen Bestrebungen, durch die Beibehaltung des Grundsatzes, daß die Geistlichkeit der Staatsgewalt unterworfen sei: ein Grundsatz, der dann später von den Nachfolgern der römischen Imperatoren, von den deutschen Kaisern, fortwährend festgehalten wurde.

Zweitens lag in dem germanischen Elemente eine Opposition gegen die Askese des Mittelalters. Die Germanen, ein kräftiger, thatenlustiger Volksstamm, der nur in Krieg und Kampf seinen Ruhm, den Zweck seines Daseins erkannte, konnte der Lehre von unterwürfiger Demuth, von Weltverachtung, von einsiedlerischer Unthätigkeit keinen Geschmack abgewinnen.

Und drittens reproducirte sich noch einmal im Abendlande, zu den Zeiten Karls des Großen und unter den sächsischen, fränkischen Kaisern die antike Literatur und Bildung. An der Hand der Alten schien sich eine verständige, nützliche, lebendige Wissenschaft entwickeln zu wollen, die zu dem auftauchenden Scholasticismus, der Wissenschaft des Mittelalters, in Opposition trat[1]).

Gegen Ende des 11ten, Anfang des 12ten Jahrhunderts indeß hatte die mittelalterliche Richtung so das Uebergewicht bekommen, daß man sie als die allgemeine bezeichnen konnte.

---

[1]) Siehe darüber Schlossers Vincenz von Beauvais. Erste Abtheilung.

Doch in dem Augenblicke, als sie den Sieg über ihre bisherigen Gegner davon getragen zu haben schien, erhoben sich schon neue Oppositionen.

Die nächste Veranlassung dazu lag wohl in dem Verfalle der Richtung des Mittelalters selber.

Es ist schon oft genug ausgesprochen worden, daß das ganze hierarchische System des Mittelalters für die Menschheit ausserordentlich heilsam gewesen, daß die Kirche es eigentlich war, welche in den Zeiten der Anarchie und der Verwirrung die Partei des Rechtes, der Freiheit, der Ordnung nahm und die Menschheit oft vor Unterdruckung bewahrte.

Selbst die Art von Frömmigkeit, die im Mittelalter herrschte, können wir nicht ohne Anerkennung betrachten, mögen wir nun auf die asketischen Bestrebungen oder auf das innere stillere Gemuthsleben Rucksicht nehmen. Immerhin bleibt es ein großartiger Versuch, wenn auch ein vergeblicher, das sinnliche Element, das uns die Natur eingegeben, bis zur ganzlichen Unterdruckung zu besiegen. Auch die cermonielle Frommigkeit des Mittelalters entbehrte doch nicht einer tieferen religiösen Empfindung: sie schloß die achte Frommigkeit keineswegs aus, wenn sie auch auf jene ein zu großes Gewicht legte.

Auch das wissenschaftliche Leben in den besten Zeiten des Scholasticismus mussen wir bewundern. Es ist eine Regsamkeit, ein Eifer, ein Streben in den Menschen, wie sie die schonsten Zeiten wissenschaftlicher Bildung nicht großer sahen. Die religiösen Wahrheiten, welche schon seit Jahrhunderten in der Menschheit wurzelten, aber nur als unbegriffene Thatsachen, waren nun

auf einmal von dem Hauche einer höheren Erkenntniß berührt. Es ist etwas Großes, Tausende um der Wissenschaft willen in die entferntesten Länder strömen zu sehen — sitzend zu den Füßen des Meisters, mit Begeisterung seine Lehren einsaugend.

Aber die schönen Zeiten blieben nicht immer: eben, als die Richtung des Mittelalters auf der höchsten Spitze ihrer Entwicklung angekommen war, traten auch die Verfalle ein.

Es ist undenkbar, daß eine Macht, wenn sie durch günstige Zeitumstände und Verhältnisse zu einer gewissen Herrschaft gelangt ist, nicht suchen sollte, diese nicht nur zu behaupten und zu befestigen, sondern auch zu erweitern. Die Kirche des Mittelalters, an ihrer Spitze der Papst, war zu jenem großen Einfluße nur durch das Bedürfniß der Menschheit und durch ihre Unterstützung gelangt, weil man in ihr einen Schutz gegen die rohen weltlichen Gewalten erblickte. Als sie aber auf jenem Punkte angekommen war, nahm sie den Einfluß, den man ihr bisher freiwillig zugestanden, als ein Recht für sich in Anspruch und betrachtete sich nicht mehr als die Beschützerin, sondern als die Herrin der Menschheit. Sie stellte sich hin als die nothwendige Vermittlerin zwischen ihr und Gott: ihre Priester sind eben darum schon heiliger, frömmer, als andere Menschen: sie hat allein den Himmel zu vergeben: es gibt keine Seligkeit, außer durch die Kirche und keine Wahrheit, außer in ihr.

Aber mit dieser angeblichen Heiligkeit und Frömmigkeit, welche die Kirche für ihre Priester in Anspruch nahm, stand nun in dem schneidendsten Widerspruche das unsittliche Leben, die Habsucht und Laster aller Art, wel-

che nach und nach in der Geistlichkeit eingerissen waren. Die Kirche und der Clerus trat in Widerspruch mit den eigenen Theorien: daß man nämlich die Welt und ihre Güter fliehen, die sinnlichen Begierden und Regungen erdrücken müsse; denn keine Macht wußte sich mehr durch äussere Güter zu bereichern als die Kirche, und was sinnliche Lust, Luxus und Wohlleben anbetrifft, fand man an der Geistlichkeit und dem Mönchsstande fast noch mehr zu tadeln, als an den Laien.

Dazu kam, daß die Ansicht von der Frömmigkeit immer materieller, äusserlicher wurde, und allmählig den tieferen Gehalt verlor, der anfänglich in ihr war. Meistens durch die Schuld der Geistlichkeit, welche dabei gewann, da ohne ihre Vermittlung keine fromme Handlung mehr möglich war. In Messebesuchen, in Schenkungen an Kirchen und Klöster, an Arme, überhaupt in die sogenannten guten Werke setzte sie die größte Frommigkeit.

Und überdieß verlor auch der Scholasticismus seit der Zeit, als die Kirche eine Grauze gezogen hatte, über die man nicht hinaus durfte, jenen lebenskraftigen Charakter, durch den er sich anfänglich auszeichnete, weil er ein freies Erzeugniß des religiösen Bedurfnisses war: jetzt sank er immermehr zu leerem Formelwesen herab.

Aber in dieser Lage der Dinge, als die alte Richtung in sich selbst Keime des Verfalles entstehen sah, traten neue Entwicklungen ein, die ganz andere Tendenzen in sich schloßen.

Einmal suchte sich jene eine Seite des religiosen Bewußtseins, die wir mit dem mystischen Elemente des Mittelalters bezeichneten, immer selbstständiger zu ent-

wickeln, und dadurch sich allmählig von den Banden der Kirche abzulösen. Unbefriedigt von der ceremoniellen Frömmigkeit des Mittelalters, die immer lebloser und äusserlicher ward, zog es sich zurück in die Tiefen des Gemüths, um hier Befriedigung für das zu finden, was die Kirche nicht mehr gewähren konnte: ja es trat, von der Kirche beleidigt, bald gegen sie in Opposition.

Dann begannen sich jetzt neue Nationalitäten zu gestalten. Damals, als die Kirche anfing, die Herrschaft für sich in Anspruch zu nehmen, waren die alten Volksthümlichkeiten zerbrochen durch die germanischen Eroberer, und es hatten sich aus dem Gemische der verschiedenen Volksstämme sobald noch keine neuen entwickeln können. Erst nach einigen Jahrhunderten war dieses möglich gewesen. Eben jetzt aber, in den Zeiten der höchsten Blüthe des Mittelalters, tritt auch das Bewußtsein der Nationalitäten wieder hervor: es entstehen Nationalpoesien, Nationalliteraturen. In dem erwachenden Nationalbewußtsein aber war schon der Keim einer Opposition gegen die Allgewalt der Kirche enthalten.

Aber die meisten und wirksamsten Gegensätze gegen das alte System finden sich in dem aufkommenden Bürgerthum.

Gewissermassen kann man die Oppositionen, welche von den Städten ausgingen, eine Fortsetzung derjenigen nennen, die sich gleich von Anfang an gegen die werdende Gewalt der Hierarchie aufgelehnt. Denn die Städte sind immer die Bundesgenossen des Kaisers gegen Papst und Geistlichkeit gewesen: und in ihnen erhielt sich auch fast allein das germanische Element.

Auf verschiedene Weise traten sie jetzt mit der herr-

schenden Richtung in Widerspruch. Einmal waren sie in politischer Beziehung fast beständig in Streit mit der Geistlichkeit, sei es mit dem Bischoff, von dessen Gewalt sie sich zu befreien suchten, oder mit dem übrigen Clerus und den Klöstern der Stadt, die sie besteuern wollten, natürlich mit dem fortwährenden Widerspruche der Geistlichkeit. Dann bestand die hauptsächlichste Thätigkeit der Städte in Handel und Gewerbe: die zunehmenden Bedürfnisse, die Bequemlichkeit des Lebens, Befriedigung von Genüssen aller Art sicherten ihnen ihren Erwerb. Durch den Handel kamen sie mit der Welt in Berührung, da erweiterte sich der Gesichtskreis. Es bildete sich eine ganz andere Ansicht vom Leben und von der Welt, als es die rigorose Moral des Mittelalters verlangte. Es war eine gesunde, verständige, zugleich heitere Ansicht des Lebens, die sich in dem aufkommenden Bürgerthume aussprach.

Keime genug zu Oppositionen gegen das alte System! die sich dann gegen Ende des 12ten, Anfang des 13ten Jahrhunderts zum ersten Male mit Entschiedenheit erheben und nicht ohne Erfolge.

In diesen Oppositionen bemerken wir nun gleich von Anfang an drei verschiedene Richtungen, die aber in einem inneren geistigen Zusammenhange zu einander stehen.

Die eine Richtung, welche wir die ernst religiöse nennen können, ist jene, die aus dem Mysticismus hervorging: sie fühlt sich nicht befriedigt von der äusseren Religiosität der Kirche, tritt vielmehr gegen die äusseren Formen und Ceremonien derselben, worauf sie ein so großes Gewicht legte, in Opposition. Diese Richtung hat als Ideal eines wahrhaft religiösen Lebens und einer

wahrhaften Kirche die ersten Zeiten des Christenthums im Auge; sie will ein apostolisches Zeitalter wieder hervorrufen, oder dieses wenigstens als Muster der Nacheiferung aufstellen, und tritt gegen die Kirche darum in Gegensatz, weil diese von den ursprünglichen einfachen Lehren des Christenthums abgewichen sei. Als Fundament der religiösen Ueberzeugung nimmt diese Richtung nur die Bibel an, und sie verwirft sämmtliche Einrichtungen und Dogmen, die nicht mit ihr übereinstimmen.

Die zweite Richtung, die satyrisch volksmäßige, repräsentirt, ohne daß sie es ausdrücklich ausspricht, jene heitere Ansicht von Welt und Leben, wie sie sich besonders im städtischen Bürgerthume entwickelte: ihre Opposition ist besonders gegen die Gebrechen der Kirche, gegen die schlechten Sitten der Geistlichkeit, ja wohl auch gegen das Lächerliche und Absurde einiger Ceremonien und Dogmen gerichtet, und gefällt sich in derbem Scherz, Ironie und Spott.

Die dritte Richtung, die wissenschaftliche, geht gegen den Scholasticismus, und sucht diesem gegenüber eine nützlichere und bessere Wissenschaft mit einer gefälligeren und klareren Darstellung hervorzurufen.

Spuren der ernsten religiösen Richtung finden wir genug im ganzen 12ten Jahrhundert: aber zu einer gefährlichen Opposition gestaltete sie sich erst bei den Waldensern.

Sie nannten sich so von einem gewissen Peter Waldus, einem frommen Bürger in Lyon, der durch Zufall mit der Bibel bekannt geworden war und hier auf einmal ganz andere Dinge fand, als die Kirche lehrte: er theilte seine Ansichten seinen Freunden mit und bald sam-

melten sich um ihn eine Menge Gleichgesinnter, die sich dann durch Lesen der heiligen Schriften gegenseitig erbauten. Die Kirche wurde endlich auf diese Leute aufmerksam und that sie zuletzt in den Bann, schon in den achtziger Jahren des 12ten Jahrhunderts. Seitdem traten die Waldenser gegen die Kirche in offene Opposition und stellten ihre abweichenden Lehren nur noch schroffer heraus.

In den Ansichten der Waldenser waren denn schon alle die Hauptsätze enthalten, an denen die neuere religiöse Richtung von nun an festhielt, auf welche sie immer wieder zurückkam.

Zuerst verwarfen sie in Religionssachen jede Autorität, und hielten sich nur an die Bibel, welche das Fundament und die Quelle der christlichen Religion sei. Alle Meinungen, welche sich nicht unmittelbar aus ihr ableiten ließen, hielten sie für nichtig. Daher verachteten sie Scholastiker, päpstliche Decrete, Concilien, ja auch Kirchenväter: sie wären nicht mehr, wie andere Menschen auch. Die Bibel aber wollten sie nicht nach dem Sinne der Kirche ausgelegt wissen, sondern einfach und klar, wozu man eben keine große Gelehrsamkeit brauche: sie verlangten, daß die Bibel in die Landessprache übersetzt würde, damit sie auch dem gemeinen Manne zugänglich wäre.

Die nächste Folge von diesen Ansichten war die Verwerfung aller der Institutionen und Einrichtungen der Kirche, die sich nicht aus der Bibel rechtfertigen ließen. Besonders verwarfen sie den Schein von Heiligkeit und Frömmigkeit, überhaupt den großen Einfluß, welchen der Clerus für sich in Anspruch nahm. Die er-

ste Kirche, sagten sie, kannte keine Geistlichen, alle waren Laien, selbst die Apostel, und nur der darf sich jenes Namens rühmen, der sich durch Erkenntniß und tugendhaften Wandel vor den übrigen auszeichnet. Alle Christen sind sich gleich; einer, wie der andere, ist berechtigt, Priester zu sein, und der tugendhafte Laie verrichtet mit größerem Erfolge eine heilige Handlung, als der lasterhafte Priester. Der Güterbesitz des Clerus ferner ist ganz und gar verwerflich. Ueberhaupt findet sich von der jetzigen Einrichtung der Kirche im neuen Testamente keine Spur: alle kirchlichen Institutionen sammt dem Papste und seinen Decreten seien daher zu verwerfen.

Von den Lehren griffen sie besonders diejenigen an, welche sich auf die äusseren Werke beziehen. Nicht Fasten, nicht Beobachtung äusserer Gebräuche, nicht Kasteiung des Körpers mache den Christen aus, sondern eine fromme Gesinnung und ein tugendhafter Wandel. Auch die Ehelosigkeit des Clerus verwarfen sie: die Ehe seie von Gott eingesetzt, sie seie dazu da, um das menschliche Geschlecht fortzupflanzen: es wäre widersinnig, den Cölibat für verdienstlich oder gar für heilig auszugeben.

Diese Sekte der Waldenser verbreitete sich denn ungemein weit. Nicht nur im südlichen Frankreich, wo sie entstanden war, zählte sie fast sämmtliche Einwohner zu ihren Bekennern, sondern sie drang auch, im 13ten Jahrhundert, in die Schweiz, Italien, Deutschland, Böhmen ein, wo sie sich eines großen Theils der Gemüther bemächtigte [1]).

---

1) S. Röhrig die Gottesfreunde und Winkler am Oberrhein,

Und gleichzeitig mit dieser ernsten religiösen Opposition erhob sich auch die satyrisch volksmäßige. Wir hören sie namentlich im südlichen Frankreich, bei den Troubadours, auch in England, wo gegen Ende des 12ten Jahrhunderts die bekannte Satyre „der Pfaffe Amis" gedichtet ward: auch in Deutschland hören wir sie, bei den Minnesängern, wie bei Walther von der Vogelweide: nur hatte sie hier noch einen ernsteren Charakter.

Diese Opposition geht vorzüglich gegen die schlechten Sitten der Geistlichkeit, gegen die Habsucht der Kirche, gegen die Anmaßungen des römischen Stuhles, wie denn in letzterer Beziehung besonders Peire Cardinal und Gujot zu erwähnen ist; doch ist sie auch gegen Lehre und Ansicht gerichtet, namentlich gegen das mönchische Wesen. „Ein Carthäuser, sagt Gujot[1]), hat sein Haus für sich allein: er kocht sich, er schläft, er ißt allein: ich weiß nicht, ob ein solches Leben Gott gerade besser gefällt: ich aber, wenn ich im Paradiese allein sein sollte, wollte lieber gar nicht im Paradiese sein. Der Mensch, der einsam lebt, wird immer ein traurig Leben führen, oft Melancholie und üble Laune haben. Denen, die sich einmauern lassen, traue ich gar nicht, es sind Narren".

Selbst gegen die wissenschaftliche Methode erhebt sich eine Opposition, die zum Theile noch aus der früheren besseren Zeit herüberkam. Hier sind namentlich Johann von Salisbury und Roger Bacon zu erwähnen, jener am Ende des 12ten, dieser in der ersten Hälfte des

---

in Ilgens Zeitschrift für historische Theologie. 1840 Erstes Heft. S. 122.

1) Schlosser Vincenz v. Beauvais. Erste Abth. S. 153

13ten Jahrhunderts blühend. Diese eiferten gegen die unfruchtbare Dialektik, zu welcher der Scholasticismus immer mehr herabsank, gegen das Formelwesen, mit dem er sich umhüllte, gegen die spitzfindigen Grübeleien, mit denen er sich beschäftigte. Sie wollten ihm gegenüber eine praktische, verständige Wissenschaft, die sich besonders der Klarheit in der Darstellung befleißigte: Johann von Salisbury weist namentlich auf die Alten hin, die hierin Muster sein könnten. Roger Bacon dringt auf das Studium der Bibel, als des Fundamentes der Theologie: ganz im Gegensatze gegen die unfruchtbaren Grübeleien und Phantasien der Scholastiker will er die Naturwissenschaften wieder beleben, und die Mathematik, die Wissenschaft des Gewissen, zur Grundlage aller wissenschaftlichen Bildung gemacht haben: er verwirft in der Wissenschaft jede Autorität früherer Schriftsteller: gerade das seie das größte Hinderniß für ihre selbstständige Entwicklung.

Betrachten wir im Ganzen und Großen die Zeiten des ausgehenden 12ten, angehenden 13ten Jahrhunderts, so bemerken wir überall die kräftigsten Keime des erwachenden Geistes der neueren Zeit: ein Streben, sich von den drückenden Fesseln der Hierarchie zu befreien, die Religion einfacher, natürlicher, vernünftiger zu gestalten, der Wissenschaft eine neue, ersprießliche, Richtung zu geben.

Ein anschauliches Bild der ganzen Opposition gegen das alte System ist Friedrich der Zweite, der Kaiser von Deutschland. Er bildet eigentlich den Mittelpunkt der Opposition: fast alle Seiten derselben sind von ihm vertreten. Zuvörderst war er als Kaiser in fast ununterbrochenem Streite mit der römischen Curie. In reli-

giöser Beziehung dachte er vielleicht am Freiesten unter allen seinen Zeitgenossen, nicht ohne Beimischung von Spott und Satyre: man erzählt sich Manches von ihm, unter andern, daß er über die Brodverwandlung im Abendmahle gespottet habe: als er über ein Kornfeld ritt, habe er geäussert: „wie viele Götter können unsere Priester aus diesen Aehren machen!" Auch der neuen wissenschaftlichen Richtung wandte er sich zu: er unterstützte besonders die Naturwissenschaften: er selbst hat eine Schrift über Ornithologie geschrieben, die heute noch von Sachverständigen gerühmt wird. —

Reactionen.

Wie kräftig und energisch aber auch die Opposition sich bewies, so vermochte sie dießmal doch noch nicht durchzudringen.

Wie war es möglich, daß eine Macht, die eben in dem Zenith ihrer Größe stand, von den ersten, wenn auch noch so gewaltigen Versuchen einer neu auftauchenden Richtung überwunden werden sollte! eine Macht uberdieß, die sich von jeher durch die klugste und weitsehendste Politik zugleich und durch die größte Energie ausgezeichnet hatte.

Eben, als die Lehren der Waldenser mit fast unwiderstehlicher Gewalt sich über Frankreich und die benachbarten Länder ergossen, bestieg Innocens III. den römischen Stuhl, einer jener Päpste, die durch ihren Geist und ihre Thatkraft immer unsere Bewunderung erregen werden. Dieser Mann besiegte nicht nur die Oppositionen, sondern er brachte Kirche und Papstthum noch auf

eine höhere Stufe der Macht, als sie bis dahin besessen hatten.

Seine größte Thätigkeit richtete er gegen die Waldenser. Er ließ einen Kreuzzug gegen sie predigen: er wußte, um diesen zu Stande zu bringen, die politischen Verhältnisse auf das Vortrefflichste zu benutzen: selbst der König von Frankreich ließ sich dazu bewegen. In diesem Kreuzzuge wurden die Bekenner der neuen religiösen Ansichten durch die Gewalt der Waffen erdrückt: auf das Furchtbarste wurde mit ihnen verfahren: so weit es möglich war, wurden sie mit Feuer und Schwert ausgerottet.

Aber man blieb nicht hiebei stehen: im Gefolge des Sieges über die Waldenser waren ein Paar höchst wichtige Institute, die dazu dienen sollten, die Macht der Kirche auf immer vor ähnlichen Versuchen zu bewahren.

Einmal wurde die Inquisition eingeführt, von der man bisher nichts gewußt hatte. Die Kirche errichtete ein Polizeitribunal, welches die religiöse Meinung beaufsichtigen sollte, und zwar auf eine furchtbare Weise: sie erschien hier zum ersten Male als Despot.

Sodann entstanden die zwei Bettelmönchsorden, die Dominicaner und die Franciscaner, die ausdrücklich zu dem Zwecke errichtet wurden, um den ketzerischen Tendenzen gegenüber den Geist des alten Systems wieder zu beleben und wieder in die Gemüther der Menschen zu bringen oder ihn darin zu befestigen. Man kann nicht sagen, daß die Stiftung dieser Orden nicht aus reiner Ueberzeugung entsprungen sei: sie bildeten vielmehr die geistige Reaktion, wie die Inquisition die materielle. Die mittelalterliche Richtung nahm sich in ihnen noch

einmal zusammen, um eingerissene Uebelstände zu beseitigen, einzelne Verfalle zu verbessern, überhaupt zu ihrem ursprünglichen Wesen wieder zurückzukehren. Der Verweltlichung des Clerus und des Mönchthums gegenüber wollten beide Orden den Grundsatz von der Verachtung der Welt und ihrer Vergnügungen recht augenscheinlich hervorheben: auf das Strengste wollten sie die drei Gelübde der Armuth, der Keuschheit, des Gehorsams erfüllen, um dadurch den übrigen Orden als Beispiel vorzuleuchten: ja, um gar nicht in den Versuch zu gerathen, sich Reichthümer zu sammeln, verzichteten sie auf liegende Güter: sie wollten sich ihren Unterhalt erbetteln. Wie die Apostel, wollten sie von Haus zu Haus, von Ort zu Ort wandeln, um zu predigen und die Seelen zu erbauen: in zerrissenen, schmutzigen Kleidern, auf nichts weiter bedacht, als auf ihre geistigen Beschäftigungen: für das Uebrige ließen sie den Himmel sorgen. Zugleich aber waren sie von einem unbegränzten Gehorsam gegen die Kirche und den Papst erfüllt: die Autorität dieser galt ihnen über Alles und sie setzten sie an Heiligkeit Christus und den Aposteln gleich: eben darauf war ihr Streben, ihre Thätigkeit gerichtet, das Ansehen der Kirche zu wahren, zu befestigen, die althergebrachten Institutionen derselben in ihrer Integrität zu erhalten.

Das wandernde Leben beider Orden, verbunden mit dem Eifer, den sie bewährten, machte sie bald zu den besten Stützen der Hierarchie. Auch wußten die Päpste ihre Bemühungen wohl zu schätzen: sie wurden von ihnen überall hervorgehoben, gefördert: den Dominicanern wurde auch die Inquisition übergeben.

Beide Orden sollten nun alle Sphären des geistigen

Lebens beherrschen: daher wurden sie auch in die Universitäten, in die Schulen gebracht, um sich des Unterrichts zu bemächtigen. In der That: es dauerte nicht lange, so hatten sie die wichtigsten Lehrstühle inne.

Dieß wirkte natürlich auch wieder auf den Gehalt der Wissenschaft zurück. Der auftauchende bessere Sinn wurde zurückgedrängt: die Wissenschaft blieb kirchlich scholastisch.

Es ist übrigens nicht blos der Papst oder die Kirche, welche diese Reactionen bewirkte: es ist zugleich der Geist der Menschheit, der sie hervorbrachte. Noch nicht so allgemein hatten die neuen Ideen die Ueberzeugungen für sich gewonnen, daß an einen geistigen Widerstand nicht mehr zu denken gewesen wäre. Und selbst da, wo man sich innerlich zu den neuen Lehren hingezogen fühlt, hinderte die Scheu vor der Macht, die man angreifen wollte, sich offen für jene zu erklären. Die Menschheit war noch nicht auf dem Punkte angekommen, daß sie mit sich selbst über die Wahrheit der neuen Ideen schon im Reinen gewesen sei.

Man sieht die allgemeine Stimmung der Zeit recht deutlich in dem Leben und dem Ausgange Friedrichs II. Offenbar sympathisirte in vielen Stücken die öffentliche Meinung mit ihm und seiner Opposition gegen den Papst. Auch sah er es wohl ein, daß sie, je nachdem er sich zu ihr stellte, seine größte Macht, wie auch sein gefährlichster Gegner werden könnte. Er suchte sie daher für sich zu gewinnen. Aber eben darum getraute er sich nicht öffentlich zu den neuen religiösen Ansichten zu bekennen, so freisinnig er sonst dachte: vielmehr bemühte er sich auf alle Weise, den Vorwurf der Ketzerei, den

ihm der Papst gemacht, von sich abzuwälzen, ja er erließ sogar gegen die Waldenser sehr strenge Verordnungen, während er selbst in religiöser Hinsicht noch viel weiter ging, als sie. Aber dieser Zwiespalt zwischen seiner besseren Ueberzeugung und der Rücksicht auf die öffentliche Meinung lähmte seine Kraft und rieb ihn allmählig auf: auch half es ihm nichts, wie immer unter ähnlichen Verhältnissen: denn die angegriffene Macht war klug genug, die eigentlichen Tendenzen, die wahre Sinnesweise des Gegners zu durchschauen, und glaubte nur Friede durch seine gänzliche Unterdrückung zu bekommen. Und selbst die öffentliche Meinung, welche in juristischer Beziehung dem Kaiser Recht gab, dem Papste gegenüber, war doch nicht stark genug, um ihn vor dem Untergange zu beschützen. Friedrich II. bei aller Kraft und aller Größe des Geistes unterliegt doch mit seinem ganzen Geschlechte der stärkeren Macht der alten Weltanschauung.

Und unter solchen Verhältnissen durfte auch die Kirche gestützt auf den Sieg, den sie erfochten, noch andere neue Einrichtungen treffen, die alle dazu dienen sollten, ihre angegriffene Gewalt nur noch mehr zu befestigen.

Erst im 13ten Jahrhundert wurde mit der größten Strenge auf die Einführung des Cölibats gedrungen. In manchen Ländern war sie bis jetzt immer noch nicht möglich gewesen: nun aber ward es mit der größten Entschiedenheit eingeführt.

Andere Institutionen, die darauf berechnet waren, den Einfluß der Geistlichkeit zu erhöhen, wurden eben in dieser Zeit ins Leben gerufen: die Kelchentziehung beim Abendmahl, die Beichte, die sieben Sacramente. Neue

Heilige, neue Wundergeschichten, zunehmende Reliquienverehrung.

Und so wurde denn auch die Lehre vom Ablaß im Laufe des 13ten Jahrhunderts erst allgemein: eine Lehre, welche jenen Grundsatz der Kirche erst recht ausbildete, daß der Mensch die Vergebung der Sünden nur durch den Priester erlangen könne.

Innerlicher Verfall der alten Richtung.

Man sieht: das alte System war nicht damit zufrieden, die Lage der Dinge in ihrer Integrität wieder herzustellen, wie sie vor der Opposition bestand, sondern sie ging noch weiter und beabsichtigte die Einführung eines Zustandes, welcher die Richtung, die der frühere repräsentirte, noch viel schroffer und strenger herausstellte.

Es fragte sich nun, ob die alte Richtung stark genug war, diesen Zustand der Dinge auf die Länge zu erhalten.

Bald zeigte sich's, daß dieß nicht möglich war.

Vor Allem: die herrschende Macht war selbst nicht mehr erfüllt von der Ueberzeugung von der Wahrheit der Ideen, die sie repräsentirte. Dieß zerstörte jenes Selbstgefühl, jene moralische Kraft, mit welcher sie früher ohnstreitig aufgetreten war, und die eben nur die Ueberzeugung verschafft, daß man eine gute Sache verfechte.

Man darf nur das Verfahren der früheren Päpste mit dem der späteren vergleichen, so wird man einen gewaltigen Unterschied bemerken. Das der früheren Päpste

ist immer großartig, würdevoll, im Gefühl der Unterstützung von Seite der öffentlichen Meinung: das der spätern ist von Intriguen und Kabalen begleitet, und die Gewalt, die das Papstthum in Anspruch nimmt, sieht mehr wie Anmaßung und Despotismus aus, als wie eine Gewalt, die ihm von Gott durch die Stimme des Volks zum Besten der Menschheit übertragen worden. Am päpstlichen Hofe aber nahm Luxus, Verschwendung, Unsittlichkeit, Laster jeder Art überhand, und in Folge davon ein furchtbares Erpressungssystem, welches mit jedem Jahre den Nationen drückender und unerträglicher ward.

Und wie es in Rom aussah, so auch in der übrigen Kirche. Der kleine Anlauf, den man sich am Anfange des 13ten Jahrhunderts genommen, um eine Regeneration der kirchlichen Zustände herbeizuführen, dauerte nicht lange: bald traten die alten Verfalle ein.

Selbst jene zwei Orden, der Franziskaner und der Dominikaner, welche vorzugsweise die Regeneration repräsentirten, zerfielen in Kurzem und ließen in ihrem Innern dieselben Gebrechen entstehen, die bei den anderen Orden eingerissen waren. Und um so greller mußten sie bei ihnen hervortreten, da sie gerade eine größere Heiligkeit, als alle anderen, für sich in Anspruch nahmen.

Man kann annehmen: die Unsittlichkeit des Clerus, die Vernachlässigung seines Berufes, das gänzliche Vergessen des Grundsatzes, auf welchen sich die mittelalterliche Religion gründete, nahm gerade jetzt noch viel bedeutender überhand, als es jemals zuvor gewesen war.

Und dieser zunehmende innerliche Verfall mußte zu-

letzt auch dahin führen, daß die Einheit der Tendenz verloren ging, durch welche sich die Kirche bisher immer ausgezeichnet hatte. In der That: in ihrem Innern erhoben sich die manichfachsten Gegensätze. Nicht etwa wegen wichtiger Fragen auf dem Gebiete der Religion und der Theologie, wiewohl Schulstreitigkeiten über geringfügige Dogmen auch nicht fehlten, sondern wegen gegenseitiger Eifersucht, Mißgunst und Neid.

Zuvörderst stießen die Bettelmönchsorden, welche in Kurzem einen ungeheuern Einfluß erlangt hatten und alle anderen weit überflügelten, mit der Weltgeistlichkeit und den übrigen Orden zusammen. Letztere sahen sich durch jene aus allen Stellungen verdrängt: sie boten nun Alles auf, um ihnen entgegenzuarbeiten, sich wieder in Besitz des verlorenen Einflusses zu setzen oder sich in dem unsicheren zu behaupten.

Sodann kamen Franziskaner und Dominikaner aus demselben Grunde, aus Eifersucht und Neid, mit einander in die vielfältigsten Streitigkeiten: und nicht minder die älteren Orden unter sich selber.

Dieser allgemeine Verfall betraf denn nun auch, wie sich von selbst versteht, die Wissenschaft, den Scholasticismus, der die Aufgabe hatte, das System der alten Richtung vernünftig zu begründen. Auch aus ihm schwand allmählig der Geist und das Leben heraus, das früher in ihm war: er sank immer mehr zu Formelwesen, zu nichtssagenden dialektischen Spielereien herab: er verschmähte immer mehr die Klarheit und die Deutlichkeit der Darstellung: im Gegentheile auf die Dunkelheit und Unverständlichkeit der Rede fing er an ein gro-

ßes Gewicht zu legen: denn nur dadurch vermochte er die Leerheit seines Inhaltes zu verdecken.

Aber durch diese Entartung des Scholasticismus trug er selber zur Auflösung der alten Richtung bei. Denn durch die Art und Weise, wie er die religiösen Gegenstände behandelte, mußten diese nothwendig an ihrer Würde und Heiligkeit verlieren, ja sie wurden lächerlich und abgeschmackt, und stiegen allmählig ins Gemeine herunter. Wie konnte man wohl Achtung vor einer Theologie haben, welche mit Wichtigkeit Fragen stellte und löste, wie folgende: Warum Adam im Paradies von einem Apfel und nicht von einer Birne gegessen? Ob Christus auch in der Form eines Kürbisses oder eines Weibes oder eines Esels hätte erscheinen und wie er in diesen Gestalten hätte predigen oder Wunder thun können? Ob Gott etwas Geschehenes ungeschehen machen könne, z. B. aus einer Hure eine reine Jungfrau? u. dgl. —

Fassen wir nun den Zustand der Dinge nach der ersten Opposition zusammen, so stellt sich folgendes Resultat heraus.

Es ist wahr: das alte System hatte den Sieg über die Opposition davon getragen: der Macht, welche die Herrschaft hatte, war es gelungen, sich nicht nur zu behaupten, sondern ihre Gewalt noch weiter auszudehnen: allein sie war nicht stark genug, den neuen Anmaßungen mit innerer Kraft nachzukommen. Im Gegentheile: eben während die Kirche immer größere Ansprüche machte und ihre Herrschaft mit immer rücksichtsloserer Strenge auszuüben strebte, schwand der alte Geist immer mehr aus ihr heraus: immer weiter entwickelten sich die Verfalle.

Es ist hiefür bezeichnend die Art und Weise, wie der Papst gegen die sogenannten Minoriten verfuhr. Ein Theil der Franziskaner nämlich, welcher mit der Entartung des Ordens unzufrieden war, drang darauf, an den ursprünglichen strengen Regeln des Franziskus unerschütterlich fest zu halten. Er kam dadurch in Streit mit dem laxeren Theile des Ordens, welcher die Mehrzahl ausmachte. Die Sache kam zuletzt vor den Papst. Dieser aber erklärte sich gegen die Minoriten — so nannten sich die Anhänger der strengeren Regel — und sprach also dadurch selber aus, daß er eine Regeneration des Geistes der alten Kirche nicht wollte. Die Minoriten aber, ursprünglich die eifrigsten Vertheidiger der Papstes, traten jetzt gerade auf die Seite der Opposition. Sie waren die rüstigsten Vertheidiger Ludwigs des Baiern in seinem Streite mit der römischen Curie.

Zunahme der entgegengesetzten Richtungen. Verhältniß der volksmäßigen, religiösen, humanistischen Richtung zu einander.

Aber während das alte System bei aller Strenge der Reaction doch mehr und mehr den inneren Halt verlor, faßten die oppositionellen Elemente allenthalben festere Wurzeln.

Einmal gedieh das Nationalbewußtsein der einzelnen Völker zu immer größerer Stärke, und mit ihm die Opposition gegen alle die Gewalten, welche der Einheit und der Selbstständigkeit der Nationen hemmend im Wege standen. Man kommt zu der Ueberzeugung, daß die Kirche in ihrer Abgeschlossenheit, als besondere Macht, der freien Entwicklung den Nationen am meisten hinder-

lich sei: man will die Geistlichkeit den volksthümlichen Bestrebungen unterordnen: es erwacht das Bedürfniß von Nationalkirchen.

Man weiß, mit welcher Entschiedenheit zuerst die französische Nation die Partei ihres Königs, Philipps des Schönen, in seinem Streite mit dem Papste Bonifacius VIII. nahm, wie der König, von der Nation unterstützt, dessen Nachfolger sogar zwingen konnte, seinen Sitz in Frankreich, in Avignon aufzuschlagen, wodurch der Papst völlig in die Gewalt des französischen Königs kam.

Auch in Deutschland erhob sich zu den Zeiten Ludwigs des Baiern die nationale Opposition gegen die Anmaßungen des römischen Stuhls und zwar mit derselben Entschiedenheit, wie in Frankreich. Auch hätte sie wohl hier die nämlichen Erfolge, wie dort, gehabt, hätte nicht gerade ein so mattherziger Mann, wie Ludwig der Baier, die deutsche Kaiserkrone getragen.

Und diesen Ländern folgten die übrigen: mit dem Erwachen des nationalen Bewußtseins sehen wir überall einen Widerstand gegen die Gewalt des Papstes, gegen die unmittelbare Unterwerfung des gesammten Clerus unter die römische Curie verbunden.

Sodann gewann das Burgerthum immer größere Bedeutung, Einfluß und Macht, und hiemit verbreitete sich jene gesunde, verständige, praktische Richtung, die wir als die charakteristische des Bürgerthums angegeben haben, die heitere Ansicht von Welt und Leben, die Opposition gegen die Anmaßungen der Geistlichkeit, wie gegen die rigorosen mittelalterlichen Theorien.

Und diese Richtung wurde noch allgemeiner durch

die Veränderung, die mit der bürgerlichen Stellung der niederen Volksklassen vorging. Im Laufe der politischen Entwicklungen gelang es diesen, in den Städten sowohl, wie auf dem Lande, sich allmählig aus dem Zustande der Unterdrückung zu erheben, in dem sie sich während des Mittelalters befunden hatten. Sie erlangten eine gewisse politische Bedeutung: in den Städten durch die Theilnahme der Handwerker an der Regierung, sonst aber durch die Veränderung des Kriegswesens, wodurch Menschen aus den niederen Ständen zum Waffendienste gezogen wurden, und zwar zum Fußvolke, was bald als die wichtigste Waffengattung betrachtet ward. Die niederen Volksklassen bildeten also ein nicht unbedeutendes Element in den socialen Verhältnissen, und es vergrößerte sich bald mit dem Selbstbewußtsein und dem Selbstgefühl dieser Menschen: sie strebten immer mehr sich ihren Verhältnissen zu entziehen, sich den übrigen gleich zu stellen; und wie sehr ihre Bedeutung in Kurzem gestiegen war, kann man daraus sehen, daß aus ihrem Schooße eine eigene Literatur, die Volkspoesie entsprang, welche bald die bisherige ritterliche gänzlich verdrängte.

Aber die Richtung, welche sich in den niederen Volksklaßen aussprach, war durch und durch eine natürliche. Durch keine Vorurtheile befangen, ja mit ihnen sogar im Kampfe liegend, weil sie durch jene sich in ihren Rechten beeinträchtigt sahen, folgten sie nur dem gesunden Menschenverstande, dem natürlichen Gefühle, und beurtheilten hiernach die socialen Verhältnisse, überhaupt alle Zustände der Gegenwart. Es liegt daher in diesen Menschenklassen ein bedeutendes oppositionelles Element, welches sich theils gegen die Gewalten richtete,

die durch ihre Ansprüche und Privilegien die niederen Volksklassen drückten oder wenigstens beschränkten, wie Adel und Clerus, theils gegen alle diejenigen Institute, die mit dem gesunden Menschenverstande oder mit der Natur im Widerspruch standen. In ihnen kommt daher jene satyrische Richtung der Opposition, die wir früher schon bemerkten, erst zur rechten Bedeutung. Sie stellten der verschrobenen scholastischen Gelehrsamkeit den Mutterwitz, den Pfaffen den hausbackenen Verstand, den Anmaßungen von Adel und Clerus die Naturrechte entgegen. Und zwar mit der ganzen Derbheit, die ihren Verhältnissen, ihren Beschäftigungen angemessen war.

Und mit dieser nationalen und volksmäßigen Richtung nahm zugleich auch jene ernste, religiöse überhand, welche sich von der äusserlichen Frömmigkeit der Kirche nicht befriedigt fühlte. Es war nicht möglich gewesen, die Ansichten der Waldenser gänzlich auszurotten. Im Stillen verbreiteten sie sich über fast alle Länder Europas, hie und da mit Modificationen, im Wesentlichen aber sich gleichbleibend. Und außerdem zeigte sich diese Richtung in einer zwar minder gefährlichen Form, aber darum von nicht geringerer Wirkung: bei den sogenannten Mystikern. Diese, welche besonders im Laufe des 14ten Jahrhunderts zu großer Bedeutung gelangten, trennten sich zwar nicht offen von der Kirche, allein sie traten gegen die Verweltlichung derselben, gegen die Unsittlichkeit des Clerus und des Mönchsstandes, gegen die Leerheit der theologischen Untersuchungen, gegen die Werkheiligkeit, die in der Religion überhand genommen, stark genug in Opposition, und drangen dagegen auf ein Einkehren des Menschen in sich selbst, auf eine Vered-

lung seiner ganzen Gesinnung. Dieß, glaubten sie, wäre beim Volke nur dadurch möglich, daß es sich der tiefen religiösen Wahrheiten recht bewußt würde, und darum verlangten sie nicht nur, daß der Clerus in der Landessprache predige, sondern daß auch andere religiöse Bücher, namentlich die Bibel, in derselben vorhanden sein möchten. Sie selbst gingen hier mit dem Beispiele voran. Die bedeutendsten unter den Mystikern, den deutschen wenigstens, machten sich um die Vervollkommnung der Landessprache verdient.

Und hier sehen wir, wie diese Richtung mit der volksmäßigen zusammenhing. Auch sie will Einfachheit, Natürlichkeit, Beziehung aufs Leben: sie ist darum von dem Mysticismus des eigentlichen Mittelalters verschieden, welcher sich mit dem Zurückziehen in sich selbst begnügte. Sie hat überhaupt schon eine viel freiere Ansicht vom natürlichen Elemente: sie betrachtet es nicht als das Böse, Feindliche, sondern nimmt an, daß die Natur ursprünglich gut geschaffen sei[1]). Sie stimmt mit der volksmäßigen Richtung auch in der Opposition gegen den Scholasticismus überein: nur, daß diese mehr die Lächerlichkeit und Nutzlosigkeit der Untersuchungen im Auge hat, während sie den Mangel an Tiefe des religiösen Gefühles rügt.

Zu diesen Elementen kam aber noch eine andere, höchst wichtige Erscheinung, das neu erwachte Studium der classischen Literatur.

---

1) Siehe unter andern die Ansichten Johann Ruysbröks darüber bei Engelhardt Richard von S. Viktor und Johannes Ruysbrök. Erlangen bei Palm 1838. S. 181 u. a. a. O.

Diese Erscheinung war eine nothwendige Folge der bisherigen Entwicklung. Als die Menschheit das natürliche Element wieder hervorhob, ward sie von selbst zur antiken Literatur geleitet, durch welche jenes so vorzüglich vertreten ward.

Das Studium der classischen Literatur war im Abendlande eigentlich nie ganz erloschen. Wir sahen es blühen unter Karl dem Großen, sogar in den Zeiten der fränkischen Kaiser: es erhob damals noch eine Opposition gegen den einreißenden Scholasticismus. Selbst die ersten Scholastiker, wie Peter Abälard, sind mit den Schriften der Classiker vertraut: der Engländer Johann von Salisbury, wie wir sahen, wies noch am Ende des 12ten Jahrhunderts auf sie hin und empfahl sie zum Studium. Allein im Allgemeinen war das humanistische Studium doch gewichen vor dem überhand nehmenden Scholasticismus, zumal in den Zeiten der Reaction. Jetzt aber taucht es wieder auf und zwar zuerst in Italien, dem Lande, wo die meisten Elemente der neueren Richtung sich befanden, wo überdieß so mannichfache Reminiscenzen an die Zustände des Alterthums vorhanden waren.

Drei Männer waren es besonders, welche sich die Verbreitung des humanistischen Studiums angelegen sein ließen, Dante, Petrarcha, Boccacio. Durch ihre Bemühungen hatte es schon in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts in Italien so große Fortschritte gemacht, daß es von nun an als ein wesentliches Erforderniß hoherer Bildung betrachtet ward.

Das Hauptverdienst dieses neuen Studiums ist, daß es eine neue Richtung in die Wissenschaft brachte: in

Bezug auf Form, wie auf Inhalt. Es suchte sich die Klarheit, Einfachheit, Schönheit der Darstellung anzueignen, wie sie die Alten in so hohen Grade besessen. Es erweiterte ferner den wissenschaftlichen Stoff und den Gesichtskreis durch das Hervorziehn der alten Werke, und brachte neue Disciplinen wieder in Aufnahme, von denen man lange Zeit gar nichts gewußt hatte, so besonders die mathematischen und die Naturwissenschaften. Es bildet, wie sich von selbst versteht, zugleich mit der volksmäßigen und der religiösen Richtung besonders gegen den Scholasticismus Opposition.

Aber mit diesen beiden Richtungen stand das humanistische Studium überhaupt in einer engeren geistigen Verbindung.

Mit der volksmäßigen durch das Hervorheben des natürlichen Elementes, durch die praktische Richtung, durch die Lebensweisheit, die sich auf gleiche Weise in den Sprüchen und Sentenzen der alten Weisen, wie in der Didaktik der Volkspoesie, in Fabel, Beispiel und Sprüchwort aussprach.

Mit der ernst religiösen durch alle diejenigen Männer des Alterthums, in denen schon die neue Weltanschauung hervorbrach, wie in Sokrates, Plato, Cicero, Seneca u. a. Die Erkenntniß seiner selbst, der Hauptgrundsatz dieser Männer, wie des Socrates z. B., war es namentlich, wodurch sich die mystische Richtung der Opposition zu den Alten hingezogen fühlte.

Aber es unterschied sich auch wieder wesentlich von diesen beiden Richtungen.

Von der volksmäßigen durch die Form der Darstellung: diese ist bei jener derb, ohne Feile, ohne Eleganz: sie spricht

die Empfindungen aus, in ihrer unmittelbarsten Wirklichkeit: sie nennt die Sache bei ihrem wahren Namen, wird dadurch oft zu natürlich, man kann wohl sagen, roh. Die humanistische Richtung liebt dagegen die Gedanken noch in ein schönes, ansprechendes Gewand einzukleiden: sie strebt nach Feinheit, Eleganz, Urbanität: vielleicht manchmal auf Kosten des Inhalts oder auf Kosten der Wahrheit des Ausdrucks.

Von der ernst religiösen, der mystischen, unterschied sie sich durch das Vorherrschen des Verstandes, durch einen heiteren lebenslustigen Sinn, der manchmal wohl dem sinnlichen Elemente zu viel Raum gab, hie und da auch durch einen gewissen religiösen Indifferentismus, namentlich in Bezug auf das Christenthum: überhaupt dadurch, daß sie die antike Weltanschauung mehr oder minder in sich aufnahm.

Man sieht: diese drei Richtungen bedingen, ergänzen einander: sie stoßen sich ab, ziehen sich aber wieder an. Eine innige Verschmelzung derselben macht die eigentliche Richtung der neueren Zeit aus.

Daher finden sich in den bedeutendsten Mannern der neuen Tendenzen Anklänge an diese verschiedenen Elemente. Gleich in den ersten Repräsentanten des Humanismus, in Dante, Petrarcha, Boccacio finden wir fast sämmtliche Richtungen der Opposition vertreten.

Dante und Petrarcha erhoben einen sehr ernsten Angriff gegen die Gebrechen der Kirche, gegen die Sittenlosigkeit des Clerus, gegen die Anmaßungen der Päpste. Jener sprach es deutlich aus, daß die Kirche keine weltlichen Güter zu haben brauchte: er ärgerte sich über die angebliche Schenkung Constantins: er setzte den Kaiser

über den Papst: er scheute sich nicht mehrere Päpste, unter andern Bonifacius VIII. selbst, in die Hölle zu verweisen. „Du Quelle des Schmerzes, — so redet Petrarcha den römischen Stuhl an — Wohnplatz des Zorns, Schule der Irrthümer, und Tempel der Ketzerei, vormals Rom, aber jetzt falsches und treuloses Babel.“ — „Das geizige Babel hat das Gefäß des göttlichen Zorns erfüllt: es hat nicht Jupiter und Pallas, sondern Venus und Bacchus zu seinen Göttern gemacht: aber seine Götzen, seine stolzen, dem Himmel verhaßten Thürme werden zu Boden gestürzt werden.“ Was die Lehre betrifft, so war Dante bei aller Hochschätzung der Alten doch noch von einer tiefen Verehrung der scholastischen Meister durchdrungen: es ist in ihm in dieser Beziehung ein Zwiespalt zwischen der mittelalterlichen Richtung und der neueren nicht zu verkennen. Petrarcha aber hat schon die entschiedene Opposition gegen den Scholasticismus, welchem gegenüber er die Claßiker als die besten Muster empfiehlt. Allein er nahm zugleich auch die ernste religiöse Richtung der neueren Zeit, den Mysticismus, in sich auf, zu welchem die Philosophie des Plato den Uebergang bildete, und suchte das claßische Studium und das Christenthum mit einander zu verbinden.

Eine ganz andere Richtung hatte Boccacio. Ein durchaus verständiger, praktischer, lebenslustiger Mann, fühlte er sich zu den Alten durch die Frische ihres Lebens, durch die Heiterkeit in allen Sphären des Daseins hingezogen; von seiner Zeit nahm er daher auch die entsprechendere Richtung, die volksmäßige, in sich auf: und wie Petrarcha das Christenthum, so suchte er jene

mit der claßiſchen Literatur zu verbinden. Auch gelang es ihm ganz vortrefflich in ſeinem Decamerone. Dieſes Buch, eine Reihe von kleinen Geſchichten, auf das Anmuthigſte erzählt, iſt zugleich eine Satyre auf die Gebrechen der Zeit, der Geiſtlichkeit namentlich und deſſen, was damals als Religion ausgegeben ward. Nie wurde die Geiſtlichkeit und ihre Heuchelei, ihre Habſucht, ihre Unſittlichkeit und zugleich ihre Dummheit ſo bitter verſpottet, als in dem Decamerone Boccacios. Auch über einzelne Dogmen und Gebräuche, über Wunder, Heilige und Reliquien machte er ſich luſtig. Ja, er erhebt ſich ſchon zu dem Gedanken einer reinen, über alle poſitiven Religionen erhabenen Gottesverehrung, in der Erzählung von den drei Ringen, welche Leſſing in ſeinem Nathan benutzt hat.

Nicht leicht gibt es ein Buch, was eine ſo ungeheure Wirkung auf ſeine und die folgende Zeit gehabt hat, als dieſer Decamerone des Boccacio. Nicht nur wurde er das Lieblingsbuch der Italiener und das Muſter für ähnliche Bücher, ſondern er wurde auch in andere Sprachen überſetzt: einzelne Erzählungen, zumal ſolche die gegen den Clerus gerichtet waren, wurden in andere Bücher aufgenommen, oder pflanzten ſich durch Tradition fort. So verbreitete ſich der Geiſt, der im Decameron herrſcht, bald über den größten Theil von Europa. —

So wenig alſo hatten die Reactionen gefruchtet. Die neuere Richtung entwickelte ſich im Stillen immer weiter, bis ſie ſich am Ende des 14ten Jahrhunderts ſtark genug fühlte, einen neuen heftigen Angriff auf das alte Syſtem zu unternehmen.

Neue Opposition. Die Concilien. Wicliffe. Huß.

Die nächste Veranlassung war wiederum der Verfall des Papstthums und der kirchlichen Institutionen überhaupt, besonders, als das Schisma eingetreten war.

Seitdem die Päpste in Avignon ihren Sitz aufgeschlagen hatten, nahmen die Gebrechen der Kirche zugleich mit den Anmaßungen so furchtbar überhand, daß bald kein Verständiger darüber in Zweifel bleiben konnte: sie lagen offen zu Tage. Auch wurden sie allenthalben mit der größten Offenheit gerügt. Doch behaupteten sich die Päpste noch in ihrer bisherigen Stellung, weil sie von den Königen von Frankreich unterstützt wurden, welche ihre Anmaßungen begünstigten, um durch sie ihre eignen, politischen Zwecke zu erreichen. Aber als gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts in das Papstthum selbst eine Spaltung kam, indem ein Papst zu Rom residirte, ein anderer zu Avignon, von denen keiner besser, als der andere war, die einander gegenseitig in den Bann thaten, und mit den gemeinsten Schimpfwörtern belegten, als die Erpressungen und die vielfachen Mißbräuche, die man bisher schon gerügt hatte, sich durch das Schisma verdoppelten, ja sogar verdreifachten [1]), da stieg der Unwille der Christenheit zur höchsten Entrüstung über diesen Scandal: allgemein erwachte das Bedürfniß einer Reformation an Haupt und Gliedern.

---

1) Am Besten und Ausführlichsten sind diese Verhältnisse auseinandergesetzt in den letzten Theilen von Planks christlich kirchlicher Gesellschaftsverfassung, worauf ich hier verweise.

Indem man aber darüber nachdachte, wie diese zu bewerkstelligen sei, kam man auf den Gedanken eines allgemeinen Conciliums, und sprach den Grundsatz aus, daß dieses in Zeiten der Verwirrung die einzige Macht sei, welche in der Kirche die Ordnung herzustellen vermöchte, daß es demnach auch über dem Papste stünde. Die Universität Paris namentlich, welche als entscheidend in religiösen Angelegenheiten betrachtet ward, bekannte sich zu diesem Grundsatze. Und besonders bemühten sich drei Hauptlehrer derselben, d'Ailly, Gerson, Clemange, ihm Geltung zu verschaffen. Mit so großem Beifalle aber wurde dieser Vorschlag aufgenommen, daß schon im Jahre 1409 ein allgemeines Concilium, zu Pisa, zusammentrat.

Es war nun aber natürlich, daß die Reformation, die man wünschte, die man beabsichtigte, nicht blos bei dem äusseren Kirchenwesen stehen blieb, sondern auch die Lehre berührte, da diese in vielen Stücken mit der äusseren Kircheneinrichtung auf das Innigste zusammenhing.

In der That: jene drei Männer, die bedeutendsten unter den Theologen der damaligen Zeit, sprechen auch von einer Reformation der Lehre und der Theologie, und wir finden bei ihnen im Wesentlichen fast dieselben Ansichten wieder, wie sie die Waldenser, die Mystiker ausgesprochen haben. Sie dringen auf die Bibel, als den ächten Born christlicher Erkenntniß: sie tadeln die vielen Ceremonien und äusseren Gebräuche, mit denen die Religion umhüllt sei: sie wünschen den Gottesdienst einfacher, weniger Festtage, dringen dafür auf die Erweckung einer wahrhaft frommen Gesinnung im

Menschen. Am Scholasticismus tadeln sie die Unfruchtbarkeit seiner Untersuchungen, die Leerheit seiner Grübeleien, das Haschen und Jagen nach Neuem, Dunkelm, angeblich Tiefen, während er das Einfache, wahrhaft Nützliche und Heilsame liegen lasse. „Die Deutlichkeit und Faßlichkeit der Lehren, welche die Scholastiker gering schätzten, seie die größte Tugend in der Wissenschaft und das sicherste Zeichen eines ausgezeichneten und hellen Geistes." Sie spotten über den Schein der Weisheit, mit dem sich die Professoren der Universitäten umgeben. „Nicht der Doktorhut, sagt Clemange, nicht der Magistertitel mache es aus: die Würdigkeit des Lehrers bewähre sich erst im Wirken." Daher setzt er den Prediger über den Professor. Man sieht: es ist sowohl das mystische, wie das volksmäßige Element, was diese Männer in sich aufgenommen haben.

So sehr aber auch die freieren Ideen in ihnen wirkten, so traten sie doch gegen die Kirche im Allgemeinen keineswegs in Opposition. Was sie wollen, wollen sie nur innerhalb der Kirche. Sie wollen diese zwar reformiren, aber sie aufzuheben, sich gegen sie als Idee zu erklären, liegt keineswegs in ihrem Plane.

Allein es erhoben sich um dieselbe Zeit an verschiedenen Orten Europas Meinungen, welche eine vollkommene Revolution in Kirche und Kirchenlehre intendirten, welche die Lehren der Waldenser in ihrer ganzen Ausdehnung wieder in sich aufnahmen, ja diese in noch schroffere entschiedenere Formen brachten.

Ich beginne mit Wicliffe in England. Auch er stützt sich auf die Bibel, welche er das Fundament und die

Quelle der christlichen Religion nennt, und zwar im ausgedehntesten Sinne. Er verwirft darum alle Einrichtungen, und alle Dogmen, die sich nicht aus ihr ableiten lassen. Die Kirche, wie sie zu seiner Zeit existirte, hielt er für so verderbt, daß an eine Reformation derselben gar nicht zu denken sei, darum müßte sie ganz und gar aufgehoben werden. Sowohl die Macht des Papstes, wie die Stellung der übrigen Geistlichkeit scheint ihm usurpirt, ja ein Werk des Teufels zu sein. „Der Antichrist, sagt er, hat unter dem Scheine des Clerus zwölf Sachwalter eingeführt, welche wider die Kirche Christi Ränke schmieden. Sie sind der Papst, die Kardinäle, Patriarchen, Erzbischöffe, Bischöffe, Archidiaconen, Offizialen, Dechanten, Mönche, zweizackige Canoniker, Bettelmönche, Ablaßkrämer.“ Aller Unfug, den der Clerus verübe, rühre von dem Besitze weltlicher Güter her: diese müßte man ihm nehmen. Die Kirche habe nicht das Recht, Jemanden zu excommuniciren, der sich nicht selbst excommunicire, mit anderen Worten: sie habe kein Recht über die Gewissen.

Die Ceremonien will er alle abgeschafft haben. Das Messesingen seie lächerlich: das Paternoster eines Landmanns in freier Natur gälte ihm mehr. Die Bilder in den Kirchen führten zur Abgötterei. Es sollten weiter keine Feiertage sein, als Weihnachten und Ostern.

Er verwirft alle Sacramente, außer dem Abendmahle und der Taufe. Ueber jenes hat er schon die freiere Ansicht, daß nämlich die Hostie nicht Christus oder ein Theil von ihm sei, oder sich in ihn verwandle, sondern ein Symbol. Alle, die anderer Ansicht gewesen, seien Ketzer oder vom Teufel geplagt.

Besonders aber eifert er gegen den Ablaß. Es seie eine Lüge, daß Christus oder die Heiligen einen Schatz hinterlassen hätten, aus dem der Papst allen andern Menschen die Sünden vergeben könnte: dieser Grundsatz seie eine förmliche Blasphemie. —

Wicliffe hatte großen Anhang, nicht nur unter dem gemeinen Volke, auch bei der Bürgerschaft, in London z. B., selbst bei dem damaligen Regenten, dem Herzog von Lancaster. Ganz England schien von der Opposition ergriffen zu sein. Dem wissenschaftlichen Angriffe Wicliffes trat auch der volksmäßig satyrische zur Seite: um dieselbe Zeit schrieb Chaucer seine Erzählungen, die denen Boccacios nachgebildet waren, in welcher die Geistlichkeit und die Dogmen der Kirche auf das Bitterste verspottet wurden.

Zuletzt gelang es übrigens doch der Geistlichkeit, wieder das Uebergewicht zu bekommen, weil sich mit den religiösen Tendenzen revolutionäre politische der englischen Bauern verbanden. Die Regierung, von der Geistlichkeit auf die Verbindung der religiösen und politischen Tendenzen aufmerksam gemacht, verfolgte nun die wiclifitischen Lehren. Eine Menge Anhänger derselben wurden zwar verbrannt: aber viele entzogen sich der Strafe durch die Flucht. In großer Anzahl gingen sie aufs feste Land, verbreiteten hier allenthalben ihre Ansichten und faßten zuletzt feste Wurzeln in Böhmen.

Böhmen war aber auch in jeder Hinsicht für diese Ideen vorbereitet. Früher schon waren die Ansichten der Waldenser bis hieher gedrungen, und hatten sich erhalten. Dann um dieselbe Zeit etwa, als Wicliffe in England wirkte, traten hier nach einander drei Männer auf,

die ohngefähr dieselben Grundsätze hatten, wie er: Stiekna, welcher 1369, Milicz, welcher 1374, und Mathias Janow, welcher 1394 starb. Alle diese Männer haben das miteinander gemein, daß sie wider den Clerus, vorzüglich die Mönche, ankämpften, die todte Werkheiligkeit bestreiten, dagegen auf einen wahrhaft frommen und tugendhaften Lebenswandel dringen, und die Bibel zur Grundlage der Religion gemacht wissen wollen, welche sie dem gemeinen Mann in der Landessprache empfehlen. Auch die Predigt solle in der Landessprache gehalten werden. Sie eifern wider den ehelosen Stand und den Cölibat des Clerus, wider die Ordensgelübde, wider die falschen Wunder und Legenden der Mönche. Janow erklärt den Papst, wie Wicliffe, für den Antichrist. Drei satanische Grundsatze habe der Papst. 1) Daß sobald Jemand zum römischen Papste gewählt worden ist, er ebendadurch das Haupt der streitenden Kirche, und der höchste Stellvertreter Christi auf Erden sei. 2) Alles, was der Papst in Glaubenssachen festgesetzt, müßte ebenso, wie das Evangelium angesehen werden. 3) Daß man seine Gesetze noch mehr, wie das Evangelium vollstrecken müsse.

Diese Männer hatten einen großen Einfluß auf das Volk. Sie wirkten durch ihre Predigten ergreifend, erschütternd. Hundert Buhldirnen sollen durch Milicz zu einem besseren Leben bekehrt worden sein. Sie hatten auch Einfluß bei den Königen: Janow war Beichtvater Karls IV.

In dem Sinne dieser Männer wirkte nun Johann Huß im Anfange des 15ten Jahrhunderts. Er war Prediger in Prag und zugleich Professor der Theologie an der dortigen Universität. Anfangs noch ganz im Kir-

chenglauben: sein Streben ging auf die Erweckung eines sittlichen Wandels: alle erkannten seinen Eifer an; selbst die Geistlichen mußten gestehen, es spreche der heilige Geist aus ihm.

Da geschah's, daß einige Engländer, Anhänger Wicliffes, nach Prag kamen, um dort dessen Ansichten bekannt zu machen. Huß wollte Anfangs nichts von Wicliffe wissen, weil er als Ketzer verschrien war. Endlich brachten es jene Engländer dahin, daß er wenigstens seine Schriften las. Er that's und bald fühlte er, daß der Mann vollkommen recht habe: er ward nun sein eifrigster Anhänger und bemühte sich durch Wort und Schrift seine Ansichten zu verbreiten. Und es war nicht ohne Wirkung: in Kurzem bekannte sich der größte Theil des böhmischen Volkes zu den neuen Lehren.

Der Papst that nun Hußen in den Bann: er schrieb dagegen sein wichtigstes Buch „über die Kirche." Die Kirche, wie sie gegenwärtig besteht — dieß sind ohngefähr die Hauptsätze, die er darin ausspricht — ist nicht die ächte Kirche. Diese existirt nur geistig: ihr Haupt ist Christus, nicht der Papst. Der Papst kann nicht beweisen, daß er der Stellvertreter Christi ist, denn die Stellen in der Bibel, die dieß beweisen sollen, haben einen ganz andern Sinn. Es ist kein Papst vernöthen, die Christenheit kann recht gut ohne ihn bestehen. Ebenso braucht man keine Kardinäle, und das Heer von Geistlichen und Mönchen. Das Anrufen der Heiligen ist unchristlich, und findet sich auch nicht in der Schrift. Die Ceremonien sollten abgeschafft werden, wenigstens zum Theil.

Um dieselbe Zeit war das Concilium in Costnitz beisammen, um die längst gewünschte kirchliche Reforma-

tion ins Werk zu setzen. Das erste Concilium zu Pisa, im Jahre 1409 eröffnet, hatte die zwei Päpste entsetzt und einen neuen gewählt. Dessen erstes Geschäft aber war, das Concilium aufzuheben. Sein Nachfolger Johann XXIII. sah sich endlich durch die öffentliche Meinung und politische Verhältnisse bewogen, 1414 ein neues Concilium nach Costnitz zu berufen. Dieses hielt es für seine Pflicht, die Unruhen in Böhmen beizulegen und citirte daher Hußen nach Costnitz.

Huß trug kein Bedenken, der Citation Folge zu leisten, zumal da er einen Geleitsbrief von Kaiser Sigmund erhalten hatte. Seine Reise glich einem Triumphzug: überall, wo er erschien, wurde er mit Freude, mit Bewunderung aufgenommen. In größern Städten hielt er sich wohl länger auf, um Thesen anzuschlagen und darüber zu disputiren. Fast alle Leute, mit denen er sprach, die ihn hörten, waren sogleich für seine Ansichten gewonnen. Wir haben noch Briefe von ihm, in denen er seine Reise beschreibt: sie sind voll Enthusiasmus über diese allgemeine Anerkennung.

Anders jedoch sah es auf dem Concilium aus. Hier hatten zwar den größten Einfluß gerade zwei jener Männer, die wir oben unter denen erwähnten, welche die neuen Ideen über Kirche und Kirchenlehre in sich aufgenommen hatten: Peter d'Ailly und Johann Gerson. Im Wesentlichen war die Tendenz dieser Männer und Wiclisses und Hußens dieselbe: sie ging aus Einer Quelle hervor, aus dem Bedürfnisse nämlich einer Reformation der Kirche und der Theologie, welche die Bibel zur Grundlage haben sollte. Aber in der Ausführung dieser Reformation waren sie weit von einander verschieden.

d'Ailly und Gerson wünschten sie, wie gesagt, nur innerhalb der Kirche: sie wollten diese bestehen lassen in ihrer Haupteinrichtung und nur an den einzelnen Gliedern das Schadhafte ausbessern. Wicliffe und Huß aber hatten die Ueberzeugung, daß die ganze Kirche, wie sie existire, mit den Lehren des Christenthums nicht übereinstimme, daß sie daher ganz und gar aufgehoben werden müsse.

Diese revolutionäre Richtung war es nun, welche jene beiden Männer gegen die kühnen Neuerer aufbrachte. Sie fürchteten, es müßte, würden ihre Ansichten herrschend werden, alles zu Grunde gehen. Und überdieß bestand der größte Theil der Synode aus der geistlichen Aristokratie, welche Huß gerade angegriffen hatte: die er von ihren Pfründen, ihren großen weltlichen Gütern vertreiben wollte. Es war natürlich, daß diese sich gegen ihn erklärten.

Die Stimmung gegen Hußen war auch so allgemein, daß man gar keine Vertheidigung zuließ, sondern blos Widerruf von ihm verlangte. Als er diesen standhaft verweigerte, wurde er zum Feuertode verurtheilt. Am 6. Juli 1416 wurde er verbrannt, bald nach ihm sein treuester Freund Hieronymus von Prag.

Aber hiemit hatte man die Ideen, um derentwillen diese Männer den Märtyrertod gelitten, keineswegs unterdrückt: im Gegentheile, nun erst erhoben sie einen gewaltigen, höchst gefährlichen Angriff auf das alte System.

Die Böhmen hatten, noch während Huß im Gefängnisse war, drohende Briefe an das Concilium geschrieben. Auf den höchsten Grad wurden aber die Gemüther

erbittert, als sie Hußens und Hieronymus Hinrichtung erfuhren. Wie nun gar das Concilium in den härtesten Ausdrucken an die Böhmen schrieb und die Ausrottung der Ketzerei verlangte, gestaltete sich alles zum vollkommenen Aufruhr. Um zwei Edelleute, Nikolaus von Hussinecz und Johann Ziska, sammelte sich die Masse des Volks und zog bewaffnet im Lande umher, um Kirchen und Klöster zu zerstören, die Mönche und Pfaffen zu verjagen, überhaupt den katholischen Glauben auszurotten. Es dauerte nicht lange: so hatte die römische Kirche gar keinen Einfluß mehr in Böhmen: das ganze Volk bekannte sich zu den hussitischen Lehren.

Und nun schrieb zwar der Papst einen allgemeinen Kreuzzug gegen die Böhmen aus, und im Jahre 1421 begann der sogenannte Hussitenkrieg — der Kaiser Sigmund selbst, der von den Böhmen auf das Tiefste beleidigt ward, weil sie ihn nicht als ihren König anerkannten, der Treulosigkeit wegen, die er an Huß begangen, leitete die Unternehmung, und das ganze deutsche Reich nahm an ihr Theil — allein es gelang weder dem Kaiser, noch dem Papste, die Hussiten mit den Waffen zu besiegen. Vielmehr bewährte sich hier auf das Deutlichste, bis zu welcher Kraft die neuen Ideen schon gediehen waren, während sie aus den Vertheidigern der alten Richtung beinahe gänzlich verschwunden war. Alle Heere, die sich mit den Böhmen maßen, wurden geschlagen: ja, diese brachen selbst nach Deutschland heraus, verwüsteten und brandschatzten es und zogen dann, mit reicher Beute beladen, wieder nach Haus.

Aber bei der großen Aufregung der Gemüther, welche jeder Krieg um religiöse Ueberzeugungen hervorbringt,

war es gar nicht anders möglich, als daß man aus den neuen Ideen immer kühnere Consequenzen zog, bis man auf dem Punkte angelangt war, wo der Enthusiasmus in den Fanatismus übersprang, wo die Ideen selbst ins Excentrische hinüberstreiften. Es entstand in Kurzem eine Ultrapartei, die Taboriten genannt, die zu der gemäßigten, den sogenannten Calixtinern, wie dieß immer geschieht, bald in eine feindliche Stellung trat.

Die Calixtiner nannten sich so, weil sie vor allem darauf drangen, daß beim Abendmahle auch der Kelch gereicht werde: eine Ansicht, die nicht einmal Huß aufgebracht hatte, sondern ein gewisser Jakob von Misa, die aber von Huß noch im Gefängnisse gebilligt ward. Das Abendmahl unter beiderlei Gestalt war von nun an das Symbol, woran sich die Anhänger der neuen Lehren erkannten: und hierauf legten sie, wie es scheint, ein größeres Gewicht, als nöthig war. Allein es drückt sich darin doch ein tieferer Gedanke aus, eine Negirung der Stellung nämlich, welche sich der Clerus bisher angemaßt hatte als Mittler zwischen Christus und den Laien. Die charakteristischen Sätze der Calixtiner aber bestanden in folgenden. Das Wort Gottes sollte frei und ungehindert gepredigt werden, so wie es Christus und die Apostel befohlen hätten. Der Clerus sollte keine weltlichen Güter und Reichthümer besitzen. Alle Todsünden sollten bestraft und verfolgt werden, und zwar nicht blos vom Clerus, sondern von jedem gläubigen Sohne der Kirche. Zu den Todsünden rechneten sie beim Clerus Simonie, Gelderpressung für Taufe, Firmelung, Beichte, Abendmahl, Trauung, Messen, Begraben, Weihen der Kapellen, geistliche Aemter, Handel

mit Bisthümern, Verkauf mit Ablaß, dann die gottlosen Sitten des Clerus, Concubinat, Unzucht, Zorn u. s. w.

Bei den Taboriten aber tritt das Wesentliche der neuen Richtung noch viel greller hervor. Sie wollen dem Clerus gar kein Recht über den Laien zugestehen: der Priester ist nur etwas, in so ferne er predigt. Und wenn er sündigt, so ist jeder Laie befugt, ihn zu bestrafen. Um den Unterschied zwischen Clerus und Laien auch äusserlich aufzuheben, wollen sie, daß der Priester keine besondere Kleidung habe: den Gottesdienst könne er in Bauernkleidern begehen. Jeder Priester aber, welcher in Platte und dem gewöhnlichen Ornate den Gottesdienst begeht, ist der Hure in der Offenbarung gleich. Natürlich sind alle Ceremonien verworfen: sie wollen kein geweihtes Oel, kein geweihtes Wasser bei der Taufe, kein Fasten, keinen Festtag außer dem Sonntag, kein Fegefeuer, keine Wünsche und Gebete an die Heiligen, keine Verehrung von Bildern: Alles, was wie äusserlicher Gottesdienst aussieht, verwerfen sie: sie wollen Gott nur im Geiste anbeten.

Und wie mit der Religion und dem Gottesdienste, so verfahren sie auch mit der Wissenschaft. Sie verwerfen nicht nur die ganze Theologie, wie sie der Scholasticismus ausgebildet, sondern sie gehen in ihrer Entrüstung über die unfruchtbaren Grübeleien und den Hochmuth der Scholastiker wegen ihrer angeblichen Weisheit so weit, daß sie alle Wissenschaft verwerfen. „Jeder, der die freien Künste studirt und eine Ehrenwurde annimmt, ist eitel und ein Heide.“ Es gibt nichts, was man lesen solle, außer der Bibel: in ihr ist alle Wissenschaft, alle Weisheit enthalten. Diese kannten sie aber

auch so genau, und machten sie so sehr zum Maßstabe ihrer Handlungen, daß sie sich fast für jeden einzelnen Fall Raths aus ihr erholten und ihn auch fanden. Das Leben bekam dadurch einen alttestamentlichen Anstrich: Benennungen für gewöhnliche Verhältnisse der Gegenwart wurden der Bibel entnommen: man glaubte sich selbst in die Zeiten Israels versetzt.

Man sieht: es sind dieß Consequenzen, wie sie in aufgeregten Zuständen, wie die damaligen, recht gut aus den bisherigen Richtungen gezogen werden konnten: die natürliche volksmäßige Richtung sowohl wie der Mysticismus und das erwachte Bibelstudium lieferten die Elemente dazu. —

Aber die Trennung der Hussiten in zwei Parteien, die bald in die größten Streitigkeiten mit einander geriethen, erleichterte nun der Kirche die Versuche, die Böhmen wieder mit sich zu vereinigen.

Lange zwar wurden Unterhandlungen gepflogen, und die Kirche sah sich gezwungen, zu den Ketzern die mildeste Sprache zu reden: that sie doch den Hussiten die Ehre an, mit ihren Abgesandten auf dem Concilium zu Basel mehrere Monate lang über Lehrmeinungen herumzustreiten, ohne sie Ketzer nennen zu dürfen: aber zuletzt, als die Taboriten vor der gemäßigten Partei erlagen, brachte man diese unter einigen Zugeständnissen doch dahin, daß sie wieder zur alten Obedienz unter die römische Kirche und den Papst zurückkehrten. —

Und wie die Synode zu Basel der Hussiten, so wußten die Päpste der Concilien Meister zu werden. Die zwei ersten, zu Pisa und zu Costnitz, ohnedieß nicht einig und kräftig genug, waren den Ränken und den Ka-

balen der Päpste ohne vielen Widerstand erlegen. Da trat endlich 1430 die zu Basel zusammen, welche durch die bisherigen Erfahrungen klug gemacht, sich gleich Anfangs zu dem Papste in die entschiedenste, festeste Stellung setzte: auch faßte sie in manchen Dingen sehr heilsame Beschlüsse, allerdings vorzüglich um die Macht des Papstes einzuschränken, ihr eine Gränze zu setzen, der Kirche überhaupt eine bestimmte gesetzliche Verfassung zu geben; aber sie wandte auch Lehren und Gebräuchen ihre Aufmerksamkeit zu: die Bemühungen der Synode schienen die schönsten Erfolge zu versprechen.

Allein es kam doch nicht zu dem, was die Menschheit gewünscht, oder was auch nur die Synode beabsichtigt hatte.

Vor allem fehlte es an Einheit der Tendenz und an Einheit des Willens. Von der Synode selbst zwar kann man dieß nicht behaupten: sie blieb sich consequent: auch zählte sie die tuchtigsten Köpfe und die kühnsten Charaktere. Allein die Synode allein bestimmte doch nicht die Verhältnisse. Ihre Mitglieder waren abhängig von dem Willen der Könige oder der Fürsten unter denen sie standen: und diese übten dann auf sie großen Einfluß. Die Interessen derselben aber standen einander gegenüber. Als nun der Papst merkte, daß er mit den versammelten Vätern im Ganzen nichts ausrichten konnte, wandte er sich mit diplomatischer Schlauheit an die einzelnen Könige und Fursten. Er unterhandelte mit jedem besonders, und indem er dem Einen dieß, dem Andern jenes zugestand, brachte es dahin, daß sich die allgemeine Opposition, welche die Synode repräsentirte, bald allenthalben verlaßen sah: sie verging allmählig, ohne sich formlich

aufzulösen: gegen die Mitte des 15ten Jahrhunderts hatte es der Papst schon so weit gebracht, daß die Basler Decrete so ziemlich verworfen waren und er wieder seine frühere Stellung einnehmen konnte.

Lage der Dinge in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts.

So hatte demnach das alte System auch dießmal wieder das Feld gegen die neue Richtung behauptet: das Papstthum trug den Sieg über die Concilien, die alte Kirchenlehre den Sieg über die Lehren der Ketzer davon. Indeß, wenn wir näher hinzutreten, so werden wir finden, daß dieser Sieg nur ein äusserer war: wie unendlich verschieden ist dieser Sieg von dem, welchen die Kirche vor zwei Jahrhunderten über dieselben Tendenzen erfochten hatte!

Der römische Stuhl hatte den Sieg nur durch die Zugeständnisse gewonnen, die es den einzelnen Nationen gewährte. Hatte der Papst im Allgemeinen wohl seine Stellung, seine Würde, sein Ansehn behauptet, so hatte er doch im Besonderen bei den einzelnen Völkern verloren [1]).

Auch war das Beispiel, welches die Synoden gegeben, von nicht geringer Wirkung. Lange Zeit war doch der Gedanke in der Christenheit herrschend, daß es eine Macht gebe, die über dem Papste stünde, die ihm Gränzen zu setzen befugt sei, und dieser Gedanke ging

1) S. das Nähere darüber bei Ranke die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat. Erster Band. Einleitung.

seitdem nie wieder verloren. Jede Macht oder jede Persönlichkeit, die sich von der Hierarchie beeinträchtigt fühlt, nimmt seitdem ihre Zuflucht zur Appellation an ein allgemeines Concilium.

Sodann der Sieg über die Hussiten war auch nur ein scheinbarer. Es ist wahr: es wurde ihnen von allen ihren neuen Religionssätzen fast nichts weiter zugestanden, als die Lehre vom Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Aber selbst dieses eine Zugeständniß beurkundete doch eine Niederlage der römischen Hierarchie, welche sonst gewohnt war, mit Ketzern nicht zu unterhandeln, sondern sie zur Unterwerfung zu zwingen. Wie wenig reimte sich dieses doch mit dem Grundsatze der Kirche, daß in ihr nur allein die Wahrheit zu finden sei!

Und außerdem behielten die Böhmen trotz des gelobten Gehorsams gegen den römischen Stuhl doch alle ihre ketzerischen Lehren bei: ja selbst Reste der Ultrapartei, der Taboriten, existirten noch lange. Später entwickelte sich eine neue Partei, die sogenannte böhmische Brüdergemeinde, welche ohne Excentritäten nur das Wesentliche der hussitischen Lehren in sich aufnahm, im Leben übte und durch ihre Frömmigkeit und Anspruchslosigkeit allgemeine Anerkennung fand. Anhänger dieser Brüdergemeinde gingen aus Böhmen heraus in die angränzenden Länder und trugen dadurch nicht wenig zur Verbreitung der hussitischen Lehren bei.

Und zugleich mit dieser religiösen entwickelten die zwei andern Seiten der Opposition, die volksmäßige und die humanistische, immer größeren Einfluß. Mit jedem Jahre stieg die Bedeutung des Bürgerthums, der niederen Volksklassen, wie kommt die gesunde derbe natürliche

Richtung derselben. Die Volkspoesie ward im Laufe des 15ten Jahrhunderts, man kann sagen, die allgemeine Form der Literatur, und das oppositionelle Element, welches in ihr lag, stellte sich immer kühner, greller, stärker heraus.

Die classische Literatur aber hatte im Laufe des 15ten Jahrhunderts in Italien so sehr das Uebergewicht bekommen, daß man den Scholasticismus dort schon als antiquirt betrachten konnte. Von Italien aus breitete sie sich jetzt wie ein reißender Strom über Europa aus und gewann überall die ersten Geister, die tüchtigsten Köpfe für sich.

Im Humanismus ist nun das oppositionelle Element gegen die alte Richtung ebenfalls sehr bedeutend. Es erscheint theils ernst, wie z. B. bei Laurentius Valla, welcher die Sage von der Schenkung Constantins an den römischen Stuhl kritisch beleuchtete und in seinen Anmerkungen zum neuen Testamente das erste Beispiel einer vernünftigen Exegese gab; aber mehr und mehr sehen wir den Humanismus sich mit der volksmäßigen Richtung in Verbindung setzen, wie dieß schon bei Boccacio der Fall gewesen. Poggio, Philephus und Andere sammeln Anekdoten, Schnurren, kleine Geschichten, die sie theils selber erlebt, theils im Volke aufgefunden haben und geben sie dann unter dem Namen von Facetien ins Publikum. Ihr nächster Zweck ist Unterhaltung: zugleich aber enthalten sie Satyren auf die Geistlichkeit, auf den römischen Hof, auf die Dogmen der Kirche. Andere, wie z. B. Baptista Mantuanus, ein sehr fruchtbarer lateinischer Dichter, hat den schlechten Zustand der Kirche zum eigenen Gegenstand eines größeren Gedichtes gemacht.

Ja, in der Verſpottung des Scholaſticismus, der Theologie, der Geiſtlichkeit gelangte die humaniſtiſche Richtung allmählig zu dem Punkte, daß ſie dem Chriſtenthume ſelber entfremdet wurde. Denn das Studium der Alten beſchäftigte ſo ſehr die erſten Geiſter Italiens, daß kaum eine Zeit übrig blieb für andere Studien, namentlich für ein ernſteres Studium der chriſtlichen Theologie. Was man von Chriſtenthum wußte, war das, was die Geiſtlichkeit als ſolches ausgab. Das aber fanden die gebildeten Humaniſten ſo lächerlich und abgeſchmackt, daß man es ihnen nicht verdenken konnte, wenn ſie die Philoſophie der Alten, eines Socrates oder eines Plato, dem angeblichen Chriſtenthume weit vorzogen.

Es kommt wohl vor, daß Einer, nach der Art Petrarchas das Chriſtenthum und die alte Philoſophie mit einander zu verbinden ſucht, wie z. B. Marſilius Ficinus, aber im Allgemeinen kann man annehmen, daß der Humanismus in Italien gegen Ende des 15ten Jahrhunderts hinſichtlich des Chriſtenthums eine indifferente Richtung genommen hatte, ja der Indifferentismus ging auch wohl in Geringſchätzung und Frivolität über. Sie ärgerten ſich, wenn man einen ſchönen Styl an chriſtliche Gegenſtände verſchwende: ſie ſpotteten über das Mährchen von Chriſtus, über die Dreieinigkeit und ähnliche Dinge. Ja, es gehörte, wie uns Zeitgenoſſen verſichern, in Italien bald zum guten Tone, über das Chriſtenthum geringſchätzend zu denken und zu ſprechen.

So weit war alſo das negative Element der neueren Zeit ſchon vorgeſchritten.

Da war es nun überaus merkwürdig, daß die herr-

schende Macht selber sich der neuen Einflüsse nicht mehr erwehren konnte. Seit der Mitte des 15ten Jahrhunderts gehörten die Päpste zu den eifrigsten Beschützern der classischen Literatur, und es dauerte nicht lange, so nahmen sie auch jene antichristliche Richtung des Humanismus in sich auf. Gegen Ende des Jahrhunderts ist Rom der Heerd jener geringschätzigen Ansichten über Christus und Christenthum, und die Päpste denken nicht minder frei darüber, als ihre Hofleute.

Wenn man nun aber bei dieser Lage der Dinge vom Papste und seinem Hofe oder andern bedeutenden Männern von Einfluß eine Aenderung der religiösen Zustände erwartete, so war dies eine große Täuschung. Dazu hatten die Italiener nicht genug moralische Tüchtigkeit.

Von jeher mangelte diese dem italienischen Volkscharakter, wozu die ungünstigen politischen Verhältnisse beigetragen haben mögen. Bei aller geistigen Regsamkeit, bei aller intellektuellen Bildung der Italiener war doch das sittliche Element immer zurückgeblieben. Gegen Ende des 15ten Jahrhunderts aber nahm mit den politischen Zerwürfnissen auch die sittliche Auflösung des Volkes zu. Egoismus ward das erste Motiv der Handlungen. Sich und seinen Vortheil einer höheren Idee unterzuordnen oder gar zum Opfer zu bringen, daran dachte Niemand.

Man darf nur die persönlichen Verhältnisse der italienischen Gelehrten zu einander betrachten, selbst derer, welche entschieden der neueren Richtung angehörten, so sieht man dieses deutlich. Sie beneiden einander gegenseitig ihren Ruhm, setzen sich gegenseitig herunter, und kaum gibt es Einen namhaften Humanisten, der nicht

mit einer Menge Anderer in Streit gelegen, nicht wegen der Richtung, sondern wegen Persönlichkeiten.

Unter solchen Umständen hatte sogar die Aufklärung, welche im italienischen Volke überhand genommen, mehr eine schädliche als eine vortheilhafte Wirkung, wie wir dieß unter ähnlichen Verhältnissen immer bemerken. Nicht die Aufklärung an sich wirkt schädlich, sondern die moralische Beschaffenheit des Menschen. Man benutzt nur die Aufklärung dazu, um die sittlichen Irrwege zu entschuldigen oder zu rechtfertigen.

So fand in Italien besonders die epicureische Lehre bedeutenden Anhang, welche die Befriedigung des Genusses zum Lebensprincipe macht: dann ferner die Lehre, daß der Mensch immer nur sich im Auge haben müsse, wollte er nicht als ein Narr gelten. Die Menschen seien von Natur Egoisten, sie seien in der Regel schlecht: es wäre thöricht, ihnen gegenüber als gut und edel zu erscheinen: man müsse, um in der Welt durchzukommen, sie mit gleicher Münze bezahlen. Sie anzuführen, ihre Dummheit zu benutzen, um Vortheil daraus zu ziehen, sollte Jeder thun, der es könnte[1]).

Und diese Maximen sind es denn auch, welche die aufgeklärten Männer Italiens und insbesondere des römischen Hofes verhindern, etwas für die Einführung der neuen Ideen zu thun. Sie sind damit zufrieden, daß sie selber über die religiösen Verhältnisse aufgeklärt sind: diese Aufklärung aber etwa allgemein zu machen, etwas für

1) Statt aller nenne ich Machiavelli, welcher das italienische Geistesleben am Besten repräsentirt.

sie zu wagen, fällt ihnen nicht ein: wie es mit der Masse aussieht, ist ihnen gleichgültig. Ja, sie scheuen sich nicht, Vertreter des alten Systems zu sein, wenn sie nur Vortheil aus ihm ziehen, wie denn z. B. sämmtliche Humanisten am päpstlichen Hofe, die nur durch das Papstthum ihre bürgerliche Stellung gewonnen haben, und wie endlich der Papst selber.

Im Gegentheile, man bemühte sich, die alte Stellung zu behaupten, weil man recht und gut die Vortheile kannte, die sie gewährte, und ließ bei allem Bewußtsein von der Unhaltbarkeit der Doctrinen, die man vertrat, doch von den hergebrachten Ansprüchen und Anmaßungen gar nichts nach.

Aber eben dadurch gerieth das Papstthum in eine Position, die noch viel unnatürlicher und unsicherer war, als je zuvor. Wie war Kraft, Muth, Energie und Consequenz von einer Macht zu erwarten, welche selber von der rechtlichen Nothwendigkeit ihrer Existenz nicht mehr überzeugt war, welche sogar an dem Fundamente zweifelte, auf welchem sie sich aufgebaut hatte!

So hatte sich demnach, um in wenig Worten die Resultate der bisherigen Darstellung zusammen zu fassen, die neuere Richtung, unterstützt durch die allmählige Veränderung der socialen Verhältnisse, unvermerkt der Gemüther bemächtigt, die sich oft selber nicht klar bewußt sein mochten, daß sie ihr angehörten. Ja, selbst die herrschende Macht war von ihr ergriffen, und zwar gerade von der negativeren Seite derselben.

Demohngeachtet bestanden die alten Formen und Einrichtungen noch fort, und die herrschende Macht gab sich auch alle Mühe, das Ansehn und die Würde dersel-

ben zu behaupten, der Vortheile wegen, die ihr daraus erwuchsen.

Im Allgemeinen wurden sie auch äusserlich noch anerkannt, da sich, die stilleren geistigen Oppositionen ausgenommen, nach dem zweiten großen Kampfe gegen das alte System noch kein neuer allgemeiner offener Widerstand entwickelt hatte, und wie es immer in ähnlichen Zeiten der Gährung geht, es hatte den Anschein, als hätte das alte System den Sieg davon getragen, und die Opposition hätte sich zum Schweigen gelegt.

Indessen war es doch anders. Zu gewaltig waren die neuen Ideen vorgedrungen, zu sehr waren sie in das Blut der Völker übergegangen, als daß sie nicht bald einen neuen großartigen Versuch zu ihrem Durchbruche hätte machen sollen.

Nur freilich konnte dieser nicht von Italien ausgehen. Er bedurfte dazu einer Nation, in welcher neben der Aufklarung noch eine große moralische Kraft vorhanden war, in welcher man Begeisterung für eine höhere Idee kannte, und Muth genug, für diese etwas zu unternehmen.

Diese Nation war die deutsche. Von nun an steht sie an der Spitze der Bewegung.

Zweites Kapitel.

Theilnahme Deutschlands an der allgemeinen Entwicklung.

Nationale Opposition.

An der bisher dargestellten Entwicklung nahm die deutsche Nation gleich von Anfang an sehr lebhaften Antheil.

Bildete sie doch eigentlich den Mittelpunkt der europäischen Menschheit im Mittelalter: sie war ohnstreitig die erste Nation von Europa: aus ihrem Schooße entsprangen entweder die neuen Bewegungen oder erhielten nur durch das Verhältniß zu ihr Gewicht und Bedeutung.

Von Deutschland ging die erste Opposition der weltlichen Macht, des Kaiserthums, gegen die wachsende Hierarchie aus: unter Heinrich IV. Wohl erkannten die Päpste, daß die deutschen Kaiser die gefährlichste und stärkste Macht seien, mit denen sie zu kämpfen hätten: sie verwandten daher auch gegen sie ihre meisten und bedeutendsten Streitkräfte. Und erst nachdem diese Macht, wenn auch nicht erlegen, doch wenigstens geschwächt war, konnte sich die Hierarchie einer allgemeinen Anerkennung erfreuen.

Als sich aber an der Scheide des 12ten und 13ten Jahrhunderts die erste großartige Opposition gegen das alte System erhob, da schloß sich ihr sogleich auch das deutsche Volk an, um sie nie wieder aufzugeben.

Und zwar ergriff es alle Richtungen, in denen sich die Opposition offenbarte, die nationale, die religiöse, die volksmäßige, die humanistische.

Was die nationale Richtung betrifft, so hatte das deutsche Volk das volksthümliche Bewußtsein eigentlich nie ganz verloren, weil es fast unter allen Völkern Europas allein das Glück gehabt hatte, unvermischt seine Nationalität zu erhalten. Denn die slavischen Einflüsse, die gegen Osten hin nicht zu verkennen sind, wurden durch das überwiegende germanische Element unschädlich gemacht. Das nationale Bewußtsein war auch die vorzüglichste Macht, auf welche sich Heinrich IV. in seinem Kampfe gegen Gregor VII. stützte. Die Nationalität ist es wiederum, welche mit erneuter Kraft Friedrich II. zur Seite tritt in seinem Streite mit der papstlichen Curie.

Die deutschen Minnesänger, in denen sich das nationale Bewußtsein am Besten offenbarte, treten fast alle auf die Seite des Kaisers und erheben die Opposition gegen den römischen Stuhl, wie Walther von der Vogelweide, Reinman von Zwetter, Freidank und andere.

Auch später, in dem 14ten Jahrhundert, besonders zu den Zeiten Ludwigs des Baiern, erhob sich die nationale Opposition gegen die römische Hierarchie. Entschieden sprach sich der Unwille darüber aus, daß der Papst sich in die Angelegenheiten des deutschen Reiches mische, die ihm doch nichts angingen. Das seie die Sache allein der Nation.

Und es ist nicht etwa blos das Churfürstencollegium, was diese Ansichten aussprach: sie waren im ganzen Volke verbreitet. Besonders entschieden äusserten sich hierüber die Städte. Sie wollten von einem Frieden mit dem Papste nichts wissen, selbst wenn Ludwig der Baier nach seiner furchtsamen Weise ihm die Hand zur Versöhnung geboten.

Religiöse Richtung.

Und auch die neuen religiösen Ideen hatten gleich von Anfang an Eingang in Deutschland gefunden.

Zuerst faßten die Ansichten der Waldenser feste Wurzeln in der deutschen Nation. Längs des Rheins, in Schwaben, in der Schweiz, in Thüringen, in Baiern waren sie verbreitet: schon am Anfange des 13ten Jahrhunderts. Sie erhielten sich aber durch das ganze 13te und 14te Jahrhundert hindurch, und am Ende des letztern, als die allgemeine Opposition gegen die herrschende Lehre sich erhob, sehen wir auch in Deutschland überall Gemeinden auftauchen, welche die Lehren der Waldenser oder die Wicliffes in sich aufgenommen haben. Sie standen mit einander in Verbindung: sie hatten eine gewisse Organisation in ihrem Innern: sie bemühten sich auch Proselyten für ihre Ansichten zu werben, und scheuten hier keine Gefahren, keine Drohungen.

Am meisten waren diese Gemeinden am Oberrhein verbreitet. Straßburg namentlich war ein Mittelpunkt für die Anhänger der neuen Lehren. Lange Zeit hielten sie sich da, bis in den Anfang des 15ten Jahrhunderts hinein, und als die Kirche sie endlich entdeckte, und

durch schwere Strafen, durch Hinrichtungen und dergl. sie auszurotten sich bemühte, erhielten sich doch noch Reste davon durch das ganze 15te Jahrhundert hindurch [1]).

Auch in Mainz fanden sich um dieselbe Zeit ähnliche Ansichten [2]).

In Augsburg wurden im Jahre 1393 an 40 Anhänger dieser neuen Meinungen gefunden. Ja, über ganz Schwaben, Baiern, Franken hatten sie sich ausgedehnt [3]).

Diese Gemeinden verwarfen denn, wie die Waldenser und die Wiclifiten, zuerst die ganze Gewalt, die sich der Clerus über die Laien anmasse und die ganze Einrichtung der Hierarchie. Ein Laie sei ebensogut, als ein Priester: ein Laie könne ebensogut absolviren, als ein Pfaffe, und ein gewöhnlicher Priester seie so viel, als Papst oder Bischoff. Die gewöhnlichen Ceremonien verwarfen sie sämmtlich. sie seien nur vom Geize der Pfaffen erfun-

---

1) Siehe darüber die schon oben angeführte Abhandlung von Röhrig.

2) Limburger Chronik. ad ann. 1389.

3) Ungedruckte Nachricht v. J. 1393 im Archiv für alte und neue Kirchengeschichte von Ständlin und Tzschirner. Zweiter Band. 1815 S. 349 — 353.

Item eodem anno in Dunkelspuhel inventi sunt de eisdem haereticis aliqui, quorum numerum nescio, et combusti sunt duo. Item eodem anno in Wemdingen inventi sunt etc. Et sic eodem anno in diversis terris et villis inventi sunt plurimi haeretici ejusdem sectae etc. Et sic inventi sunt in diversis civitatibus et villis in Suevia, Bavaria et Franconia multi haeretici de eadem secta.

den: ebenso die vorzüglichsten Dogmen. So verwarfen sie das Fegfeuer, die Seelenmessen, die Anrufung der Maria und der Heiligen, denn sie könnten von Gott doch nichts für uns bitten, das geweihte Wasser, den Ablaß, die Beichte, und sämmtliche heilige Handlungen, welche der Priester vornehme: dadurch würden sie nicht heilig [1]). Ferner das Fasten und den Cölibat [2]).

Dann, als die hussitischen Unruhen begannen, bemerken wir auch die Lehren Hussens Raum fassen in Deutschland.

Gleich auf seiner Reise nach Costnitz hatte Huß fast allgemeinen Anklang hier gefunden. Später finden wir Spuren der hussitischen Einflüsse in Augsburg, Bamberg, im Aischgrund, in Thüringen, am Rheinstrom [3]).

Wie groß die Anzahl dieser ketzerischen Sekten in Deutschland gewesen sein mag, kann der Dominicaner Nider bezeugen, der sich in seinem Formicarius weitläufig darüber ausläßt. In Schwaben namentlich, meint er, habe die Ketzerei so furchtbar überhand genommen, bei Laien und Geistlichen, beim Adel und beim Volke, bei Mädchen und Frauen, daß er gar nichts darüber sich zu sagen getraue [4]).

Aber nicht blos angeregt von Außen, wie durch

---

1) A. a. O. und Limburger Chronik. ad ann. 1839.

2) Nideri Formicarius. I. Cap. 4. III. Cap. 5.

3) Stettens Augsb. Chronik. Heller Reformationsgeschichte von Bamberg. Lorenz Friese Würzburger Chronik. Röhrig a. a. O.

4) Formicarius III. 5tes Kapitel.

Waldenser, Wicliffiten, Hussiten, sondern aus dem Innern der Nation selbst heraus entwickelte sich die neue religiöse Richtung.

Jenes eine Element des neuen religiösen Bewußtseins, der Mysticismus, ist auf deutschem Boden erwachsen. Die Hauptmystiker des 14ten Jahrhunderts, ein Tauler, Heinrich Suso, Heinrich von Nördlingen, Ruysbroek und andere sind Deutsche gewesen. Sie sind zwar, wie wir früher schon bemerkt, äusserlich nicht von der Kirche getrennt, aber sie suchen den Glauben zu vergeistigen, sie suchen den Menschen von der Aeusserlichkeit der Gottesverehrung hinweg zu ziehen, um seine Seele auf das Innere zu richten, und weichen eben dadurch im Wesentlichen von der Kirche ab. Zugleich bekämpfen sie ohne Scheu die Sittenlosigkeit und die Verweltlichung des Clerus.

Johann Ruysbroek, ohnstreitig der geistreichste unter den deutschen Mystikern, spricht es offen aus, daß der Clerus nur aus Geiz den Ablaß eingeführt habe, daß er mit der Vergebung der Sunden Handel treibe. Für Geld seie Alles feil: für Geld werden die Menschen von den Strafen des Fegfeuers, von allen Sunden losgesprochen: wenn sie nur bezahlen, so dürften sie ungestraft dem Teufel dienen. Aber alle diese Lossprechungen helfen ihnen nichts: wenn sie in Ungerechtigkeit und Bosheit gestorben sind, so vermögen alle Menschen insgesammt nicht, sie von den ewigen Qualen der Hölle zu befreien.

Die Laster des Clerus und des Mönchsstandes rügt er überhaupt so stark, als es nur immer sein kann: es gebe kaum ein Laster, das sich nicht bei ihnen finde,

von ihrer eigentlichen Bestimmung seien sie weit abgewichen, sie dienten nur dem Bauche, der Welt, dem Mammon. Ja er spricht schon nicht undeutlich dieselben Ansichten über die Stellung des Clerus zu den Laien aus, welche sich bei den Waldensern oder Wicliffiten finden. Das kirchliche Amt, meint er nämlich, Mönchthum, Priesterthum, Ordination an sich machten noch Niemanden heilig. Erst die Gesinnung des Menschen thue dieß. Päpste, Bischöffe und Priester seien früher gleich gewesen: damals hätten sie die Völker bekehrt, die Kirche und den Glauben nicht nur gegründet, sondern auch mit ihrem Tode besiegelt. Heut zu Tage seie das anders. Denn diejenigen, welche jetzt Christi Erbschaft und die Einkünfte der Kirche haben, die vormals theils aus Liebe und Wohlthätigkeit, theils wegen der Heiligkeit der Geistlichen der Kirche verliehen worden sind, sind unstäten Geistes, ganz ins Weltliche ergossen und sehen nicht, was ihres Amtes ist. Sie beten zwar mit den Lippen, aber ihr Herz sieht den Sinn ihrer Gebete, die erstaunlichen Geheimnisse der heiligen Schrift und der Sacramente und die Mysterien ihres Amtes nicht ein. Sie sind roh und dick, und vom Lichte der göttlichen Wahrheit in keiner Weise durchgossen. — Und wie er von dem Clerus spricht, so auch von der Lehre: sie seie zu Subtilitäten geworden, zu neuen Gedichten und Erfindungen, die nichts zu Gottes Ehre und zum Heile der Seelen beitragen. Das, worauf Alles ankomme, seie, sich mit ganzem Herzen zu Gott und um Gottes Willen zu allen Tugenden bekehren: das seie die wahre Buße, die harten äusseren Bußwerke, welche so Viele für die rechte Buße hielten, seien es keineswegs. Ueberhaupt setzt er

die Frömmigkeit schon ganz und gar in die Gesinnung des Menschen, in seinen Willen, nicht in seine äusseren Handlungen. Der Wille, sagt er, macht die Sünde, auch ohne That. Dem Willen aber müsse, wenn er ein frommer werden solle, die göttliche Gnade zu Hülfe kommen. Zwar seie die menschliche Natur von Gott gut geschaffen, von Natur seien wir immer zum Besten geneigt: aber um uns zu befestigen, uns zur Einigung mit Gott zu erheben, dazu bedarf es seiner Gnade. Um sie zu erhalten, muß die Hinkehr unseres Willens zu Gott, die Reinigung des Gewissens vorangehen. Denn ohne unsere Mitwirkung und wider unseren Willen können wir Gott nicht ähnlich werden, und Gott kann uns allein weder heilig noch selig machen [1]).

Wie wir nun zwischen den Waldensergemeinden Verbindungen bemerkten, so war dieß auch bei den Mystikern der Fall. Unter dem Namen von Gottesfreunden traten dergleichen fromme Gesellschaften zusammen, welche sich fast über ganz Deutschland verbreiteten, und eine nicht geringe Anzahl von Proselyten warben [2]).

In Norddeutschland gewann nun diese mystische Richtung eine bestimmtere Form in der Congregation der Brüder des gemeinsamen Lebens zu Deventer.

Gerhard Groot, der Stifter derselben, war im Jahr 1340 zu Deventer geboren. Er studirte zu Paris

---

1) Siehe das o. a. Werk Engelhardts.

2) S. den angeführten Aufsatz von Rohrig: die Winkler und Gottesfreunde am Oberrhein. Und Nieders Formicarius III. Cap 6 wo er weitläufig die Art und Weise ihrer Proselytenmacherei erzählt

Theologie und Scholastik, und nachdem er die academischen Würden erworben, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo ihm einige Pfründen gegeben wurden, in deren Genuß er ein heiteres weltliches Leben führte, wie seine übrigen Standesgenossen. Da machte ihn einst ein Carthäuserprior darauf aufmerksam, daß dieß kein rechtes christliches Leben sei: er müsse ein anderer Mensch werden. Gerhard, erschüttert, begab sich hierauf ins Carthäuserkloster, blieb hier 3 Jahre, studirte besonders die Bibel, dachte über die Lehren des ächten Christenthums nach, und dann predigte er in der Landessprache mit ungemeinem Zulaufe des Volks. Da er nun nicht versäumte, auch gegen den Clerus zu eifern, wurde ihm das Predigen verboten. Er zog sich nun nach Deventer zurück, versammelte um sich eine Menge junger Leute, die er unterrichtete, besonders im praktischen Christenthum und zuletzt stiftete er einen Verein, welcher den Namen der Congregation der Brüder des gemeinsamen Lebens führte.

Dieser Verein unterschied sich von den gewöhnlichen Mönchsorden in vielen Dingen. Vor Allem war der Austritt frei: Niemand war gezwungen länger darin zu bleiben, als er wollte. Dann waren die Regeln sehr vereinfacht. Ferner war das Betteln verboten. Die Congregation sollte nicht durch die Beiträge anderer Menschen unterstützt werden, sondern was man brauchte sollte man durch Arbeiten verdienen; besonders durch Abschreiben von Büchern, und unter diesen nahm die Bibel einen vorzüglichen Platz ein. Es sollte ferner ein praktisches Christenthum erzeugt werden: zu dem Ende wurde die Bibel fleißig studirt und ausgelegt. Die scho-

lastische Philosophie und alle dergleichen Dinge, die nicht unmittelbar auf das Hervorbringen einer christlichen Gesinnung hin arbeiteten, wurden ausgeschlossen. Ja, Gerhard war ein so großer Feind von der Schulweisheit, daß er Jedem verbot, einen academischen Grad anzunehmen, weil dieß zum Hochmuth und zum Dünkel führe.

Nach dem Tode Gerhards, 1384, wurde unter seinem Schüler Radewin der Verein weiter ausgebildet: es wurde der Unterricht erweitert, mehr Bücher angeschafft, eine Bibliothek errichtet. Es erhielt dieser Verein bald einen so großen Beifall, daß überall in der Umgegend dergleichen Bruderhäuser eingerichtet wurden: sie verbreiteten sich bis nach Westphalen, nach Sachsen hinein: überhaupt in ganz Norddeutschland wurden Brüderhäuser angelegt. Sie blieben mit einander in Verbindung, die Rectoren derselben kamen zu bestimmten Zeiten zusammen und theilten sich gegenseitig ihre Ansichten mit [1]).

Diese Bruderhäuser traten nun den Worten nach, so wenig als die Mystiker gegen die Kirche in Opposition: Gerhard und seine Nachfolger glaubten noch ganz treu und fest an dieselbe: aber dem Wesen nach standen sie zu ihr schon in einem nicht unbedeutenden Gegensatz. Denn die ganze Einrichtung der Congregation, welche dem faulen und scheinheiligen Mönchthume gegenüber auf

1) Siehe darüber Meiners Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus dem Zeitalter der wieder erwachenden Wissenschaften, und Ullmanns Johann Wessel im Anhang.

Thätigkeit und wahrhaft christliche Gesinnung drang, das Hervorheben der Bibel, Verwerfung des Scholasticismus: alles dieß ließ eine Opposition gegen die herrschende Richtung nicht verkennen. Dieß sahen die alten Mönchsorden wohl ein: sie verklagten daher die Brüder beim Papste: sie seien keine religiosi, weil sie nicht nach der gewöhnlichen Mönchsregel lebten, und daher dürften sie nicht bestehen.

Nun müssen wir besonders zwei Männer auszeichnen, die aus diesen Schulen hervorgegangen sind, Gerhard Zerbolt und Thomas von Kempen. Der Erste setzte in einem eigenen Buche die Nothwendigkeit auseinander, daß die Bibel in die Landessprache übersetzt würde, damit auch das gemeine Volk aus der Quelle der christlichen Religion schöpfen könnte. Wir sehen ihn also das nämliche Bedürfniß aussprechen, das wir an andern Orten auch hervortreten sehen, wie z. B. bei Wicliffe und den Böhmen. Von dieser Zeit an sehen wir auch in Deutschland Bibeln in der Volkssprache, also längst vor der lutherischen Uebersetzung.

Der Andere, Thomas von Kempen, berühmt durch sein Buch von der Nachahmung Christi, war Vorsteher eines Bruderhauses zu Zwoll und wirkte hier durch den Unterricht junger Leute auf das Vortheilhafteste. Bei aller Milde des Charakters und bei aller Friedensliebe verkannte er doch die schlechten Zustände der Geistlichkeit seiner Zeit und namentlich des Mönchthums nicht und bei jeder Gelegenheit eiferte er dagegen. Noch ganz gläubig an der Kirche festhaltend, ja nicht ganz frei von den asketischen Ansichten derselben, faßte er doch vorzugsweise das Wesentliche des Christenthums ins Auge.

Eine fromme Gesinnung geht ihm über Alles: er setzt darum den schlichten Menschen, der das Rechte thut und Gott im Geiste und in der Wahrheit dient, weit über den gelehrten Theologen, welcher sich mit seiner Weisheit brüstet. Er verwirft darum auch den Scholasticismus, welcher über seinen Grübeleien und Distinctionen die einfache Wahrheit des Christenthums übersehe. Aber er ist keineswegs wissenschaftlicher Bildung abgeneigt, ja wir werden sehen, wie die neue wissenschaftliche Richtung in der Theologie zunächst auch von ihm ausging.

Kurz: ein Mann, der sich zwar nicht durch Kühnheit der Forschung, durch großartige Fortschritte in der Entwicklung der Theologie auszeichnet, ja der im Ganzen noch sehr strenge an der Kirche hing, weil er zu friedlich dachte, als daß er sich leicht in Opposition setzte, der aber vielleicht eben dadurch am Besten für die neuere Richtung wirken konnte, zumal da er im Wesentlichen alle Elemente derselben in sich aufgenommen hatte. —

Das mystische Element der neuen religiösen Richtung war ohnstreitig von großer Bedeutung für die allgemeine Entwicklung, in so fern, als es der Aeusserlichkeit der Kirchenlehre gegenüber die verborgenen Schächte des Gemüthes eröffnete und die Frömmigkeit nicht in die Beobachtung äusserer Gebräuche, und einzelne gute Handlungen, sondern in ein tiefes Gottesbewußtsein setzte. Aber es ist nicht zu verkennen: es hatte auch seine Schattenseiten. Wie der Scholasticismus zu sehr der Speculation, so huldigte der Mysticismus zu sehr der Contemplation. Und beide, wie es schien, auf Kosten einer lebenskräftigen Gesinnung, die sich nicht blos in Worten und Gefühlen, sondern auch in Thaten und Handlungen

offenbarte. Die Speculation des Scholasticismus war in leere Verstandesspielereien übergegangen, die ohne allen Einfluß auf das Leben waren: der Mysticismus erklärte die Contemplation, das heißt die Versenkung des Menschen in die Betrachtung des göttlichen Wesens, einen Zustand des völligen Einssein mit Gott durch das Band der Liebe für die höchste Stufe christlicher Vollkommenheit. Aber ein solcher Zustand schloß einmal ein werkthätiges Leben aus, indem die Leute in der ruhigen Beschauung des göttlichen Wesens auf nichts Irdisches mehr Rücksicht nehmen zu dürfen glaubten. Dann konnte er leicht zum Dünkel und zur Schwärmerei leiten: als seien sie allein die Leute, welche vom Lichte der göttlichen Wahrheit durchgossen seien, als spreche aus ihnen die göttliche Weisheit, der göttliche Wille.

Und endlich sehen wir bei jenen Menschen, die in einem gewissen Zustande der Exaltation nur das Geistige in sich wirken lassen wollten, nichts Aeusserliches, Fleischliches, Sinnliches anerkannten, die merkwürdige psychologische Erscheinung, daß sie um sich ganz frei von den Banden des Körpers zu machen, der Sinnlichkeit freien Lauf lassen und gerade jene Begierden befriedigen, die am Wenigsten zu einem im Geistigen allein aufgehenden Leben passen. In der That: es gibt mystische Sekten, wie der Lollharden und der Begharden, der Brüder vom freien Geiste u. A., welche offen die Befriedigung sinnlicher Lüste erlauben, bei denen Männer und Frauen z. B. nackte Zusammenkünfte halten.

Eine Erscheinung, die wenn auch nicht nothwendig, doch natürlich genug aus dem Wesen des Mysticismus entsprang, und wenn sie überhand genommen, leicht

die Entwicklung der neueren Richtung hätte gefährden können.

Aber zum Glücke gab es neben dem mystischen noch andere Elemente der neuen Richtung, welche jene zu beschranken vermochten.

Volksmäßig satyrische Richtung.

Das eine war das volksmäßige Element.

Auch dieses ward in Deutschland mit Vorliebe gepflegt: ja, man kann sagen, hier gelangte die volksmäßige Richtung zu der umfassendsten und gründlichsten Durchbildung. Nirgends erschienen die niederen Menschenklassen mit einem solchen Selbstbewußtsein und mit einer solchen Entschiedenheit, und nirgends war die Volksliteratur zu solcher Geltung gekommen: fast die ganze Nationalpoesie schien diese Richtung zu nehmen.

Es ist, wie wir schon fruher bemerkten, das natürliche Element das vorherrschende in dieser Richtung, der gesunde Menschenverstand, der Mutterwitz, die rein menschliche Empfindung.

Sie erschien in der Literatur auf doppelte Weise. Einmal positiv im Volksliede, wo bloß die natürlichen Empfindungen und Situationen wiedergegeben werden, die sich im Leben finden, und diese Art der Literatur diente dazu, den Sinn für Natur und Leben allgemeiner zu machen. Dann zweitens negativ im Schwank und in der Satyre, welche die socialen Zustände lacherlich macht und perlistirt. Da spielt besonders das Element der Narrheit eine große Rolle: als solche erscheint der gesunde Menschenverstand den bevorrechten Classen, dem Adel, dem Cle-

rus, den Gelehrten gegenüber, trägt aber immer den Sieg über die angebliche Weisheit jener Stände davon.

Schon in dem 13ten Jahrhundert finden wir Spuren dieser volksmäßigen Richtung im Pfaffen Amis von Stricker, allgemeiner wird sie im 14ten, wo wir besonders den Pfaffen von Kalenberg erwähnen müssen, welcher eines der beliebtesten Volksbücher ward, und wo die Verspottung der Ceremonien und Gebräuche der Kirche schon bis auf den höchsten Punkt gesteigert ist.[1])

Diese volksmäßige Richtung, mit ihrer Natürlichkeit und ihrer steten Beziehung auf das Leben bildet denn nun, wie man sieht, ein heilsames Gegengewicht gegen den Mysticismus, wenn er ins Excentrische zu gerathen drohte.

Allein, wie jener Schattenseiten entwickelte, so hat auch die volksmäßige Richtung die ihrigen. Ihre Natürlichkeit ging leicht in Rohheit über, das Pochen auf die physische Kraft in die Ueberhandnahme der Sinnlichkeit, das Vorherrschen des gesunden Menschenverstandes in die Geringschätzung wissenschaftlicher Bildung.

Und hier sehen wir übrigens wieder den Zusammenhang mit der mystischen Richtung. Auch diese verwirft die Schulgelehrsamkeit, am Meisten auf der höchsten Stufe der Contemplation, wo sie von der Weisheit der Welt nichts mehr wissen will. Die volksmäßige Richtung verlacht sie, weil sie dem gesunden Menschenverstand nutzlos und abgeschmackt erscheint.

---

1) Vergleiche über die Volkspoesie überhaupt die treffliche Darstellung in dem zweiten Bande von Gervinus Geschichte der deutschen Dichtung, besonders den XV. Abschnitt.

Da kam denn noch zu der Beschränkung eines Theils und zugleich zur Durchbildung, zur Veredlung dieser zwei Richtungen ein drittes Element hinzu, die classische Literatur.

Humanistische Richtung.

Wir haben früher schon angegeben, daß der Humanismus an manchen Seiten mit der ernsten religiösen sowohl, wie mit der volksmäßigen Richtung in einer geistigen Berührung stand. Auch in Deutschland bemerken wir den gegenseitigen Einfluß dieser Richtungen auf einander.

Die volksmäßige Richtung, welche unbewußt so viele entsprechende Züge des antiken Bewußtseins in sich aufgenommen hatte, fühlte sich, sobald sie nur etwas mit den Alten bekannt geworden, sogleich zu ihnen hingezogen. In einem Sittenbuche des 14ten Jahrhunderts, der Laien Doctrinal genannt,[1]) welches praktische Lebensregeln aufstellt, bemerken wir schon eine große Kenntniß der alten Classiker, eines Cicero, Seneca, Cato, Ovidius, Horatius, selbst des Hippokrates und Galenus, deren Sprüche und Sentenzen der Verfasser immer anführt, um seine eigenen Ansichten zu bekräftigen. Auch in der Limburger-Chronik, am Ende des 14ten Jahrhunderts, sind Sentenzen der Alten auf ähnliche Weise angebracht, um eine volksmäßige Ansicht zu erhärten.

Auch von religiöser Seite bemerken wir eine Annäherung an den Humanismus schon im 14ten Jahrhundert. Es sind besonders die Brüder des gemeinsamen Lebens, von welchen sie ausging. Gerhard Groot wünschte, daß

1) Herausgegeben von Scheller.

in den Brüdervereinen außer der Bibel und den Kirchenvätern auch die heidnischen Sittenlehrer gelesen würden, wie Cicero, Seneca und andere, da sich in ihnen so viele einfache praktische Weisheit finde. In Radewin und Zerbolt erweiterte sich dieses wissenschaftliche Bedürfniß, aber erst Thomas von Kempen gelangte zur vollkommenen Ueberzeugung, daß, um rechter Theologe zu sein, eine ächt wissenschaftliche Bildung erforderlich sei, welche nur die Alterthumsstudien gewähren könnten. Er wies daher sechs seiner hoffnungsvollsten Schüler nach Italien, um dort die Humaniora zu studiren.

Aber schon früher, im Anfange des 15ten Jahrhunderts kam direct von Italien aus eine Anregung für das humanistische Studium nach dem südlichen Deutschland. Ein Schweizer, Felix Hemmerlein, den wir später noch als einen der bedeutendsten Männer der Opposition erwähnen müssen, studirte in Italien, und brachte die neue wissenschaftliche Richtung mit heraus, die er dann, da er sich mit dem Unterrichte jüngerer Leute abgab, so weit es ihm möglich war, verbreitete. Poggio, einer der namenhaftesten Humanisten Italiens, machte im Jahre 1414 eine Reise durch Deutschland, um alte Claßiker, die in den dortigen Klosterbibliotheken verborgen waren, aufzufinden: es ist nicht zu erwarten, daß seine Gegenwart, die an manchen Orten, wie z. B. in Baden, ziemlich lange währte, ohne allen Einfluß gewesen sei.

Aber am meisten wirkten ohnstreitig die allgemeinen Kirchenversammlungen, besonders die von Basel, wo so viele ausgezeichnete italienische Humanisten und die ersten Köpfe von Deutschland sich befanden. Da war ein recht großartiger Austausch der Ideen ohnedieß nicht zu ver-

kennen: wie sollte er nicht auch die Wissenschaft betroffen haben. Der Mann aber, der sich am meisten die Einführung der humanistischen Studien in Deutschland angelegen sein ließ, war Aeneas Sylvius.

Aeneas Sylvius und seine Bemühungen um die Verbreitung der classischen Literatur in Deutschland.

Aeneas Sylvius, aus dem Geschlechte der Piccolomini, war im Jahre 1405 zu Siena geboren, studirte daselbst die Rechte, verließ aber wegen kriegerischer Unruhen die Stadt in seinem 26ten Jahre, um nach Basel zu gehen. Dort trat er in die Dienste eines Cardinals, vertauschte diese aber bald mit der Stelle eines Secretärs des Basler Conciliums und hat als Solcher die Opposition gegen den Papst mitgeleitet. Im Jahre 1439 wurde er der Secretär des Papstes Felix, welchen das Concilium gewählt. 1443 aber wurde er dem kaiserlichen Kanzler Caspar Schlick bekannt, der ihn unter die Zahl der Secretäre Kaiser Friedrichs aufnahm: und in den Diensten des Kaisers blieb er, bis er zum Papste gewählt ward. Der Kaiser, der seine Geschicklichkeit und Geschäftskenntniß zu schätzen wußte, gebrauchte ihn beinahe in allen wichtigen Staatsangelegenheiten: hierdurch erwarb sich Aeneas die genauste Bekanntschaft mit den deutschen Verhältnissen, und einen sehr bedeutenden Einfluß, den er unter Anderem dazu benutzte, um das Studium der classischen Literatur in Deutschland zu verbreiten.

Aeneas Sylvius war ohnstreitig einer der geistreichsten Köpfe des 15ten Jahrhunderts: einer jener Männer, in welchen die neuere Richtung in Bezug auf Kirche wie

auf Wissenschaft zum klarsten Bewußtsein durchgedrungen war.

Es ist allerdings nicht das tief religiöse Element in ihm, wie bei den Mystikern z. B., ja, er gehörte, was die Moral anbetrifft, eben auch zu den Italienern, die es so streng damit nicht nahmen, wenn sie etwa ihren Interessen zuwiderlief. Er ist ein Weltmann: frühe in das öffentliche Leben hinausgeworfen, wo er sich auf alle Weise durchzuschlagen suchen mußte, verlor er zwar jene strenge Grundsätzlichkeit, welche sich bei jungen unerfahrnen Gemüthern findet, aber er gewann dafür eine Lebenserfahrung, eine praktische Weisheit, die in Verbindung mit seinem gesunden natürlichen Sinn auf das Vortheilhafteste auf seine ganze Richtung, namentlich auch auf die wissenschaftliche zurückwirkte.

Die Natürlichkeit und die stete Beziehung aufs Leben machten die zwei hauptsächlichsten Elemente seines Wesens aus. Eben von dieser Seite faßte er auch die Alten auf, ihretwillen fühlte er sich zu ihnen hingezogen: sie harmonirten mit seiner ganzen Denk- und Sinnesweise.

Die Ansicht, welche er vom Verhältniß der Natur zum Menschen hatte, drückt vielleicht am Besten der komische Brief aus, den er seinem Vater schrieb, um sich wegen eines außer der Ehe erzeugten Sohnes zu entschuldigen. „Du schreibst mir, lieber Vater, sagt er, du seiest ungewiß, ob du dich darüber freuen oder trauern solltest, daß mir der Herr einen Sohn geschenkt hat. Ich nun sehe blos eine Ursache zur Freude, nicht zur Trauer. Denn was gibt es denn Angenehmeres im menschlichen Leben, als einen sich selber Aehnlichen zu zeugen, und auf diese Weise sein Blut gleichsam auszudehnen? Wenn Dir,

mein Vater, meine Geburt Freude gemacht hat, warum soll mir mein Sohn keine machen? Aber du sagst vielleicht, dich schmerzt mein Vergehen, weil ich in Sünde den Sohn gezeugt habe. Ich weiß nicht, was du dir von mir für eine Ansicht gebildet hast. Sicherlich hast du weder einen steinernen, noch einen eisernen Sohn gezeugt, da du selber von Fleisch warst. Ich gehöre weder zu den Castrirten, noch zu den Frostigen. Auch bin ich kein Heuchler, daß ich lieber gut scheinen, als sein möchte. Ich gestehe offen meinen Fehler, weil ich weder heiliger sein will, als David, noch weiser, als Salomo. Es ist dieß ein uralter Fehler, und ich wußte nicht, wer ihn nicht hätte. Weithin ist diese Pest verbreitet (wenn es eine Pest ist, sich seiner Natur zu gebrauchen), obgleich ich nicht einsehe, warum der Beischlaf so außerordentlich verdammt werden soll, da doch die Natur, die nichts Schlechtes macht, diese Neigung allen Geschöpfen eingepflanzt hat, damit das menschliche Geschlecht fortgepflanzt werde. Aber du sagst vielleicht, es gebe gewisse Gränzen, innerhalb welcher es erlaubt sei, und über die Ehe dürfe jene Neigung nicht hinausgehen. So ist es wahrlich! Aber selbst innerhalb der Ehe wird jenes Verbrechen begangen. Es gibt auch gewisse Granzen für Trinken, Essen und Reden. Wer jedoch ist so gerecht, daß er sie immer beobachte und nicht siebenmal des Tages in Versuchung falle, und sich keiner Schuld bewußt sei! — Ich weiß, daß ich kein Verdienst habe, aber ich hoffe auf die göttliche Gnade: welche weiß, daß wir zur Leichtfertigkeit uns hinneigen, und uns daher, da sie allen offen ist, ihre Verzeihung nicht versagen wird." Charakteristisch für Aeneas Richtung ist auch der Brief

an den jungen Herzog Sigmund von Oestreich aus späterer Zeit. Dieser verlangt von Aeneas ein Formular zu einem Liebesbrief. Aeneas antwortet, ein Anderer würde vielleicht den Wunsch verweigert haben: er will ihn aber erfüllen. Denn lieben muß einmal der Mensch. Besser, es geschieht in der Jugend, wo es sich schickt, als im Alter, wo es albern herauskommt. Dann reizt auch die Liebe zu Tugenden an. Diese Wirkung sollte sie auch beim Herzoge haben.

Ueber die Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben spricht er sich in einem Briefe an denselben aus. „Ich will Dir keineswegs rathen, sagt er, daß Du in der Beschäftigung mit den Wissenschaften Dich ganz und gar von dem Leben zurückziehst, und jede menschliche Gesellschaft meidest. Denn es ist gut, wenn die Lehren der Menschen sich auch durch die Erfahrung als gut erweisen. Ich lobe nicht diejenigen, die sich so in die Wissenschaften vertiefen, daß sie die übrigen Dinge für nichts achten und nur sich selber leben. Die sind des höchsten Lobes und Preises würdig, welche zugleich dem öffentlichen Wesen dienen und auch die Wissenschaften nicht vernachlässigen, wie wir von Plato, Aristoteles, Demosthenes, Julius Cäsar, Cicero, Plinius, Mäcenas und Augustinus wissen. Diese nämlich wandten ihre Kenntnisse an zur Verwaltung des Staats. So mußt Du es auch machen, willst Du ein braver Mann und Fürst sein. Den Wissenschaften schenke ihre Zeit und auch dem Staate die seine."

Aber für das Leben, meint er an einer andern Stelle, könnten nur die Wissenschaften der Alten etwas Ersprießliches austragen. Sie nämlich geben für alle Fälle, für alle Lagen des menschlichen Lebens Antwort und Unter-

weisung. Ueber die Staatskunst handle Aristoteles und Plato, über die Moral Cicero, über den Ackerbau die scriptores rei rusticae u. s. w.

Dagegen bekämpft er die Scholastiker. Wolle sich Jemand über religiöse Dinge belehren, so möge er die Kirchenväter und die Bibel studiren. Ein nicht italienischer Gelehrter freilich würde ihn fragen, warum er für jene Schriftsteller nicht die Scholastiker, einen Hugo von St. Viktor, Alexander von Hales, Albertus Magnus, Nicolaus de Lyra ꝛc. wähle. Das seien nun zwar grundgelehrte Männer, aber man könnte nichts aus ihnen lernen, was zu wissen nöthig ist. Das lerne man aus den Alten, den Kirchenvätern, der Bibel.

Es ist nun ganz natürlich, wie ein Mann von diesen Grundsätzen mit der Art Wissenschaft, wie sie damals noch auf allen deutschen Universitäten getrieben ward, wo der Scholasticismus mit seinen unzähligen Schlüssen und Distinctionen wie üppiges Unkraut wucherte, keineswegs zufrieden sein konnte. „Der größte Fehler der Universität, sagt er von der in Wien, die er in der Nähe kennen gelernt, und die als Muster für alle anderen gelten konnte, ist, daß sie die meiste Zeit auf Dialektik und unfruchtbare Untersuchungen verwenden. Diejenigen, welche man Meister der freien Künste nennt, werden nur in diesem Fache examinirt. Weder um Musik, noch um Rhetorik, noch um Mathematik kümmern sie sich. Beredsamkeit und Poesie ist ihnen ganz unbekannt. Aristoteles Bücher und die der übrigen Philosophen findet man selten. Die Meisten haben blos die Commentare."

Diesem Wesen trat er nun gleich bei seiner Ankunft

in Wien gegenüber und suchte dafür die classische Literatur in Aufnahme zu bringen. Allein er stieß überall an[1]). Die Juristen entgegneten namentlich, daß die Poesie nichts eintrage, sie seie unfruchtbar, da sie weder Brod noch Kleidung gewähre: nur Justinianus und Hyppokrates füllten den Sack[2]). Die Theologen erwiederten, es würde das Heidenthum dadurch eingeführt.

Aber Aeneas ließ sich nicht irre machen: den Theologen wie den Juristen gegenüber wußte er die Nothwendigkeit des classischen Studiums zu einer wahren wissenschaftlichen Bildung darzuthun. Besonders ist merkwürdig, wie er die Poesie gegen ihre Feinde, namentlich gegen die Theologen vertheidigt[3]).

Alle, die der Poesie feindlich sind — dieß ist das Wesentliche seiner Vertheidigung — bringen, wenn sie einigermassen gelehrt, folgende Gründe gegen sie bei. Plato habe sie aus der Republick verbannen wollen, Cicero in den Tusculanen sage, daß sie die Sitten verweichlichen. Boëtius, Cato sprechen sich auch dagegen aus. Hieronymus erzähle, er seie vom Engel gezüchtigt worden, weil er mehr ein Ciceronianer, als ein Christ sein wollte. Dieser Hieronymus tadle auch einige Bischöffe, welche das Evangelium vernachlässigen, dagegen sich am Lesen

1) Brief an Sbigneus, Erzb. von Krakau (der 417te Brief in der Koberger Ausgabe von Aeneas Briefen). Etenim, cum venissem in Astriam in secretarium Caesaris assumtus, offendi omnes, qui periti apud Viennenses habebantur, poëticam veluti rem perniciosam et abominabilem detestantes.

2) Brief an Wilhelm von Stein (111).

3) In dem eben angeführten Briefe an Sbigneus.

der Dichter ergötzen. Denn wie könnten wir die Dichter lieben, deren Schriften nicht nur die unzüchtigen Handlungen der Menschen, sondern auch der Götter erzählen, welche die Jünglinge zum Trinken, zur Liebe, zur Unzucht verführen? — Denen erwiedere ich: kommt mir nicht mit der Republick Platos, die nirgends existirt hat und niemals existiren wird. Das ist bloße Phantasie. Uebrigens war Plato selber ein Dichter: auch Cicero war einer. Den Dichter Archias vertheidigt er ja vorzugsweise der Poesie wegen. Auch Boëtius gehört dazu: denn seine Bücher sind voll von Sprüchen der Dichter. Ebenso Hieronymus. Der alte Cato aber ist gar nicht zu rechnen, da Niemand auf ihn gehört hat.

Was aber den Einwurf betrifft, als brächten die Dichter so viele Götter vor, so ist dagegen zu erwidern, daß man deßwegen nicht den Dichtern, sondern den Zeiten zürnen müsse. Denn jene Zeiten kannten noch nicht die Verehrung Eines Gottes. Daß die Dichter die Götter ihrer Zeit erwähnen und preisen, ist ganz natürlich. Wer wollte aber heutzutage so dumm sein, deßhalb dem Jupiter oder Herzules zu opfern, weil sie in den Gedichten vorkommen. Ebendadurch weil die Dichter ihre menschlichen Schwächen schildern, zeigen sie, daß sie von der eigentlichen Heiligkeit sehr weit entfernt gewesen.

Die Leidenschaften, Laster und Wollüste betreffend, die in den Dichtern vorkommen sollen, ist zu bemerken, daß sie eben Menschen schildern, wie sie im Leben erscheinen, allerdings mit Lastern und bösen Begierden. Allem neben bösen und verworfenen kommen auch ebenso viel gute vor, wie dieß auch im Leben der Fall ist. Uebrigens möge man gegen die heidnischen Dichter das

wegen nicht zu ungerecht sein! Denn ebenso anstößige Geschichten, wie bei ihnen, kommen in der heiligen Schrift vor. Der Anfang der Welt wird durch einen Brudermord besudelt: die gefallenen Söhne Gottes sind die Ursache der Sündfluth. Sodom und Gomorrha geht wegen der schändlichsten Wollust unter. Trunkenheit und Unanständigkeit zeigt der schlafende Loth. Isak wird von seinem Weibe betrogen, Esau von seinem Bruder überlistet, um Rachel dient Jakob 14 Jahre und sie scheinen ihm wenige Tage zu sein wegen der Größe seiner Liebe. Joseph wird von seinen Brüdern verkauft, Judas bekommt Söhne von seiner Schnur, Simson entschläft in dem Schooße einer Buhlerin, Jephta opfert die Tochter, Athalia vergießt unschuldiges Blut, David, der Auserwählte Gottes, treibt Verrath, Ehebruch, Mord, Ammon schändet die Schwester, tödet den Bruder, Absalon stößt seinen Vater vom Reiche, beschläft seine Kebsweiber, Salomon verweichlicht unter seinen Frauen und Beischläferinen. Ich kann es nicht einmal Alles sagen, wie viel Verbrechen uns die heilige Geschichte offenbart.

Und doch lesen wir sie, ziehen Früchte und Nutzen aus ihr, da wir den schlechten Ausgang eines schlechten Lebens, den guten eines guten darin finden: und nicht anders ist es in den Profangeschichten oder in den Erzählungen der Dichter. Darum glaube ich, das seie kein hinlänglicher Grund, die Dichter zu meiden, weil manchmal etwas Schlechtes in ihnen vorkomme, denn das Gute überwiegt dieß doch bei Weitem. Wie viele vortreffliche Lebensregeln und Maximen sind in ihnen enthalten, welche keck sich den christlichen Lehren an die Seite setzen dürfen! — Man muß eben beim Lesen der

Dichter die Bienen nachahmen, welche nur zu den honigträufelnden Blumen gehen, die schlechten aber bei Seite lassen. —

Die Bemühungen des Aeneas um die Verbreitung der humanistischen Studien in Deutschland waren auch keineswegs vergeblich. Er selbst spricht die Hoffnung aus [1]), daß Deutschland bald ebenso die classische Literatur und Poesie treiben werde, wie Italien. Denn früher schon hätte Deutschland gelehrte Männer gezeugt, und auch gegenwärtig kenne er mehrere classisch Gebildete, welche den Juristen und den Theologen zum Trotz die Beredsamkeit unter den Deutschen aussäen und verbreitrn werden.

Er wußte das ganze östreichische Herrscherhaus für die neuere Literatur zu gewinnen: den Kaiser Friedrich, der ihn selbst zum Dichter krönte, und nach ihm eine Menge Anderer, die Herzoge Albert, Sigmund von Östreich, dann den König Ladislaus von Ungarn, später Mathias Corvinus.

Auch auf der Universität Wien scheint er von Einfluß gewesen zu sein. Wenigstens gab er sich einmal Mühe, den italienischen Rechtsgelehrten Marianus Sozinus aus Siena dahin zu bringen. Sodann kam bald an die Universität der berühmte Mathematiker und Astronom, Georg Peurbach, der Erste wieder nach langer Zeit, welcher sich nach den Alten bildete, und in der neueren Astronomie Epoche macht. Ob er mit Aeneas in näherer Berührung gestanden, weiß ich nicht bestimmt: es scheint aber so, da ihn ein Freund des Aeneas sehr genau kennt [2]).

1) In dem angef. Briefe an Stein

2) Troster in dem unten anzuführenden Dialog.

Dann hatte er in Wien einen Kreis von Männern um sich gebildet, meist kaiserliche Secretäre, auf die er denn auf vielfache Weise einzuwirken suchte: Michael von Pfullendorf, Wenzeslaus, Ludwig, Johann Gers, Johann Hinderbach, Ulrich Riederer, Heinrich Senftleben, Berthold von Lüneburg, Wolfgang Forchtenauer, Ulrich Sonnenberger, Hartung [1]). Sie führten ein heiteres, genußreiches Leben mit einander: oft ergözten sie sich an fröhlichen Gelagen. Wie lustig es dabei herging, kann ein Brief des Aeneas an Berthold von Lüneburg zeigen, worin er ihm schreibt, daß er zu seinem Gastmahle kommen würde mit den übrigen: sie wollten ihre Mägen gehörig dazu vorbereiten. Berthold möge nur ordentlich für Wein sorgen und seine Wirthin wegräumen, weil unter ihnen Alles gemeinsam sei [2]). Allein sie wurden auch wissenschaftlich von ihm angeregt. So waren besonders Michael von Pfullendorf, Johann Hinderbach, Wolfgang Forchtenauer, Ulrich Sonnenberger, Hartung Kenner der classischen Literatur.

Zu Aeneas Freunden in Wien, welche die claßischen Studien pflegten, gehörte auch Prokop von Rabenstein, von Böhmen, später Kanzler daselbst, von Aeneas sehr hoch geschätzt, mit dem er in der genauesten Verbindung stand [3]).

In den Diensten des Herzogs Albert von Oestreich war Johann von Aich, später Bischoff von Eichstädt, und Wilhelm von Stein, beide claßisch gebildete Män-

1) Sie kommen sämmtlich in seinen Briefen vor.

2) Der 23te Brief der Koberger Ausgabe.

3) S. die Briefe 75, 84, 108, 287, 294.

ner. Dem Ersteren widmete Aeneas seine Abhandlung über das Elend der Hofleute[1]). Wilhelm von Stein nennt er einen Ritter, nicht minder in den Wissenschaften, wie in den Waffen erfahren[2]): in einem Briefe an ihn selbst, den wir schon angeführt, nennt er ihn einen Gönner und Verehrer der Poesie, und kann ihn schon auffordern, ihre Vertheidigung und Verbreitung in Deutschland zu übernehmen.

Jedoch nicht blos auf Wien und auf Oestreich war sein Eifer und seine Thätigkeit beschränkt: er wußte fast überall anzuregen.

In Prag befanden sich mehrere Männer, welche die classische Literatur betrieben, wie es scheint, schon vor der Berührung mit Aeneas Sylvius, aber durch ihn bestärkt und gefördert. So Wenzeslaus von Krummau, Decan der Prager Kirche, Aeneas genauer Freund, welchem er alle seine Schriften schickte: ferner Johann Tuskon, Secretär der Stadt Prag, welcher Aeneas in Wien kennen gelernt, auch ein Freund Prokops von Rabenstein. Er verlangt einmal von Aeneas dessen Schriften zu lesen. Dieser schreibt ihm darauf einen sehr schmeichelhaften Brief, in dem er ihn wegen seines schönen reinen Lateins lobt. Auch Johann Scindel und Johann Nihili, zwei Astronomen, später am Hofe des Kaisers, sind Freunde und Verehrer des Aeneas. Ueberhaupt war Letzterer in Böhmen rühmlichst bekannt, wie aus einem Briefe an Johann Tuskon hervorgeht[3]).

---

1) Der 166te Brief.

2) In dem 108ten Briefe an Prokop von Rabenstein.

3) Der 70te Brief. Notum in Bohemia Aeneam non invitus

In Krakau war der Biſchoff Sbigneus ein Gönner der claßiſchen Literatur und des Aeneas: dieſer widmete ihm die oben angeführte Vertheidigung der Poeſie. — Doch wenden wir uns zu dem eigentlichen Deutſchland.

Schon in Baſel machte Aeneas die Bekanntſchaft mehrerer Deutſcher, wie z. B. des Cölner Stadtſchreibers Freund[1]), Johanns von Aich, Gregors von Heimburg, Erzbiſchoffs Dietrich von Cöln. In Wien und Neuſtadt vermehrte er dieſe Bekanntſchaften, wie er denn da den ſpätern Kanzler von Mainz, Martin Mayr[2]), einen Nürnberger Stadtſchreiber Johann[3]) und andere kennen lernte. Noch mehr auf ſeinen Geſchäftsreiſen, welche ihn durch ganz Deutſchland führten.

Unter den Freunden des Aeneas nun, welche durch ihn angeregt oder ermuntert ſehr viel zur Aufnahme der claßiſchen Literatur in Deutſchland beigetragen haben,

---

audio, quia melius est nomen bonum, quam divitiae multae. Sed utinam stabilis sit, quam de me famam praedicas etc. Mihi sane magnos stimulos ad eloquentiam capessendam adhibet is, quem de me dicis inter Bohemos esse rumor.

1) Der 236te Brief, vom J. 1457, an Freund. Ex veteribus veris ac solidis amicis, quos Basileae dileximus, pauci tecum supersunt.

2) Der 352te Brief an Mayr, v. J. 1457. Cum simul in nova civitate degeremus, nihil tunc tam arduum fuit, nihil tam abditum atque secretum, quod alter noster non communicaret alteri.

3) Der 83te und 92te Brief.

verdient einen der ersten Plätze Gregor von Heimburg [1]).

Er war um den Anfang des 15ten Jahrhunderts in Würzburg geboren, kam um die Zeit des Conciliums zu Basel dahin, und nahm einen entschiedenen Antheil an der Opposition gegen den Papst. Er wurde dann Sekretär der Reichsstadt Nürnberg, war aber zugleich der Rathgeber mehrerer deutscher Fürsten und Bischöffe, war namentlich sehr häufig in Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Baiern, und besuchte als Gesandter verschiedene Reichsstände beinahe sämmtliche Reichstage.

Gregor von Heimburg war einer der entschiedensten Anhänger der neueren Ideen: ja man kann ihn als den Repräsentanten derselben in Deutschland bezeichnen. Denn fast in allen Beziehungen hatte er die neue Richtung in sich aufgenommen. Mit der classischen Literatur, wurde er wahrscheinlich erst durch Aeneas Sylvius bekannt gemacht.

Aber er hatte in sich selbst schon ein Element, das ihn mit den Alten befreundete, nämlich die natürliche Richtung, die praktische Tendenz, überhaupt jenes volksmäßige Element, das in so vielfacher Beziehung mit den Alten harmonirte. Eben darum faßte Gregor die classische Literatur auch auf eine geistige, lebendige Weise, nicht als Schulgelehrsamkeit. Sie soll ihm etwas für das Leben austragen: ihre Ideen, ihre Grundsätze, ihre Lebensweisheit ist es, was er sich vorzugsweise zu eigen

1) Eine kurze Biographie dieses Mannes von mir steht im 6ten Hefte der Zeitschrift Braga. Heidelberg bei Winter 1839.

macht: denn es ist etwas seiner eigenen Entwicklung Analoges.

Aus den Schriften, die uns von ihm übrig geblieben[1]), geht hervor, daß er die Alten, namentlich Redner und Philosophen, sehr gründlich studiert habe. Aeneas Sylvius erkannte auch seinen Werth so an, daß er ihn „ohne Widerrede den gelehrtesten und beredtesten unter den Deutschen" nannte. In einem Briefe, an ihn selbst geschrieben, etwa im Jahre 1450[2]), konnte er sagen, daß, wie einst Griechenland nach Latium geflogen, jetzt mit ihm Latium nach Deutschland zu fliegen scheine.

Heimburg gab sich auch sehr viele Mühe, das neuere Studium zu verbreiten. Aeneas Sylvius erzählt uns, wie er in Neustadt, am Hofe des Kaisers, einmal gegen einen Juristen die classische Literatur in Schutz genommen, ihn aus dem Felde geschlagen habe.

In Nürnberg besonders, seinem eigentlichen Sitze, suchte er nach demselben Zeugnisse des Aeneas die humanistischen Studien in Aufnahme zu bringen. Es war

---

1) Meist polemische Schriften, gegen die römische Curie, stehen sämmtlich in Goldasti monarchia imperii Romano-Germanici

2) Es ist der bekannte Brief des Aeneas an Heimburg, der einzige, der uns noch erhalten ist. Ich glaube, das Jahr 1450 ist das richtige. Aeneas ist nämlich Bischoff von Triest. Das war er bekanntlich von 1448 — 1451. In letzterem Jahre wurde er Bischoff von Siena. Nun ist der Brief von Neustadt aus geschrieben, und zwar an Heimburg, als er ebenfalls noch in Neustadt war. Dieser aber war 1450 in Neustadt, als Gesandter der Stadt Nürnberg, um einen Streit mit Albrecht Achilles von Ansbach auszumachen.

dort ein Kreis von mehreren gebildeten Männern, die sich um Gregor gesammelt, auf die er eingewirkt haben scheint. So der Pfarrer bei St. Sebald, Heinrich Leubing[1]), der auf Gregors Antrieb sich dem Studium der classischen Literatur hingab, dann Niclas von Wyle, ein Schüler Felix Hemmerleins, welcher vom Jahre 1445 — 1447 Stadtschreiber in Nürnberg war, und dort jungen Leuten Unterricht im Deutschen und Lateinischen gab: ein genauer Freund und großer Verehrer Heimburgs, dessen Rath über wissenschaftliche Dinge er öfters einholte[2]). Sodann war auch Martin Mayr, der spätere freisinnige Kanzler des Erzbischoffs von Mainz, damals in den Diensten der Stadt, ein Freund Gregors, mit welchem zusammen er oft in Ge-

1) Aeneas Sylvius sagt von ihm in dem Briefe an Gregor von Heimburg: Accepi apud Norenbergam plebanum sancti Sebaldi. virum gravem, tua permotum suasione multis incubrationibus historiam atque rhetoricam persequi Er nennt ihn zwar nicht, es kann aber kein anderer sein, als Leubing, wenn Aeneas Brief im Jahre 1450 geschrieben ist Denn damals war Leubing Pfarrer in Sebald (Nürnberger Gelehrtenlexicon). Er war decretorum doctor und später protonotarius apostolicus. Er war wahrscheinlich derselbe, welcher 1446 mit Heimburg von den Churfürsten nach Rom geschickt wurde.

2) In der Vorrede zu seinen Translationen sagt Niklas von Wyle selbst. „Füro hörte ich einstmals, als ich zu Nürnberg Rathschreiber war, von dem hochgelehrten, weit berühmten Redner Herrn Gregorien Heimburg, beider Rechten Doctor, den du (nämlich Albert Ritter von Absberg, an den die Vorrede gerichtet ist) allein an Kunst, Weisheit und Gesprächniß jezt thust erreichen und ersetzen, ꝛc. ꝛc."

sandtschaften verschickt wurde [1]). Endlich befand sich unter den classisch gebildeten Männern der Stadt auch Thomas Pirkheimer, Propst in St. Lorenz.

Alle diese Männer kannte auch Aeneas Sylvius. Den letztern empfahl er im Jahre 1454 dem Papste Nicolaus V. [2]). Martin Mayr haben wir schon früher als Aeneas Freund erwähnt. An Niclas von Wyle, der ein großer Verehrer des Aeneas war, und mehrere seiner Schriften ins Deutsche übersetzte, ist noch ein Brief von ihm vorhanden [3]). Leubing erwähnt er bei mehreren Gelegenheiten.

Von Nürberg aus verbreitete sich aber durch diese Männer das humanistische Studium auf mehreren Seiten von Deutschland hin.

Martin Mayr ward Kanzler des Bischoffs von Mainz. Leubing wurde 1465 Canonicus in Meißen. Niclas von Wyle wurde Stadtschreiber in Eßlingen, dann trat er in die Dienste des Grafen von Würtemberg zu Stuttgardt. Ueberall wirkte er aufs Eifrigste für die Aufnahme der classischen Literatur. Er hat mehrere alte Stücke oder Schriften der Neueren, wie des Aeneas Sylvius, ins Deutsche übersetzt und brachte sie dadurch dem größeren Publicum näher.

Auf die nächste Umgebung wirkte Gregor von Heimburg. In Würzburg, Bamberg, Eichstädt war er überall

---

1) Siebenkees Materialien zur Nürnb. Geschichte. II. S. 660 — 661. Müllners Annalen an versch. Orten.

2) Der 144te Brief in Aeneas Sylvius Briefsammlung.

3) Der 119te Brief.

bekannt, und suchte hier anzuregen. Seit der Mitte des 15ten Jahrhunderts sehen wir an diesen Orten das neuere Studium allmählig auftauchen.

In Eichstädt war überdieß seit 1445 Bischoff jener Johann von Aich, den wir als Aeneas Freund früher schon erwähnt. Dann wirkte für Franken überhaupt Albert von Eyb, 1420 geboren, Domherr zu Bamberg und Eichstädt, später Kanzler des Aeneas, als er Papst geworden, für die Verbreitung der classischen Literatur.

Außer diesen Männern können wir noch folgende als Freunde des Aeneas, auf die er in wissenschaftlicher Beziehung eingewirkt, oder mit denen er wenigstens in Berührung gewesen, bezeichnen.

In Cöln der Rathsschreiber Freund, mit dem er in sehr lebhaften Briefwechsel gestanden, dann noch einige andere, wie Tilmann, Johann Polart, Johann Winderos, der Erzbischoff Dietrich selbst.

Am Hofe des Erzbischoffs von Salzburg Johann Troster und Johann Lauterbach. Der Erstere war ein alter Freund und Schüler des Aeneas in der classischen Literatur. Dieß sehen wir aus einem Briefe des Letztern an Troster vom Jahre 1454[1]). Troster übte sich im Lateinischschreiben, und schickte seine Sachen dem Aeneas zum Corrigiren, unter andern auch einen lateinischen Dialog. Aeneas hat Einiges im Ausdrucke auszusetzen, freut sich aber über die großen Fortschritte, welche Troster in kurzer Zeit gemacht, und wenn er so fortfahre, würden nicht nur die Deutschen, sondern auch die Franzosen und Italiener seinen Ruhm anerkennen müssen.

1) Der 421te Brief.

Dieser Dialog ist uns noch erhalten[1]). Der Inhalt ist nicht gerade bedeutend: es ist ein Gespräch über die Liebe. Allein die Sprache ist natürlich und lebendig, und im Ganzen gutes Latein. Vorzüglich aber ist er deßhalb interessant, weil beinahe der ganze Wiener Cirkel darin vorkommt, den wir schon oben erwähnt, mit dem also auch Troster in Berührung gestanden. —

Einer von den Männern, die von einer andern Seite her, nicht erst durch Aeneas, mit den Claßikern bekannt geworden, war der Graf Heinrich von Lupfen. Er war im Besitz einer sehr schönen Bibliothek, namentlich von alten Autoren, wie er denn Werke von Ovidius, den Terenz, den Hieronymus hatte. Aeneas wandte sich 1440 mit einem Briefe[2]) an ihn, in welchem er seine Bekanntschaft sucht, und zwar seiner schönen Bibliothek wegen, die ihm, dem Aeneas, sein Freund Michael von Pfullendorf sehr gerühmt habe. Da ihm der Graf als ein freigebiger Mann geschildert sei, der seine Bücher nicht im Staube vermodern laße, sondern gerne mittheile, so bitte er auch um die Benützung seiner Bibliothek. Er biete ihm dagegen die seinige an.

In Augsburg war der Bischoff Peter von Schaumburg ein Gönner der claßischen Literatur. Er war am Ende des 14ten Jahrhunderts geboren, und schon 1421 Bischoff. Er hatte in Bologna studirt, und hatte

1) Dialogus, in quo Philostratus philocaptus ab Eudion, quo pacto amorem, in quo captus est, repellat, petit, scriptus ad doctum Wolfgangum Forchtenauer, caesaris scribam, et ad cacteros conscribas. Steht in Raimundi Duellii Miscell. T. I. (1723) p. 228—245.

2) Der 125te Brief.

demnach in Italien selbst die neueren Studien eingesogen. Er verstand Latein und Griechisch: mehrere der späteren namhaften Humanisten unter den Deutschen widmeten ihm ihre Bücher[1]).

Kurz: wir sehen in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts theils hervorgelockt durch die Bemühungen des Aeneas, theils von wo anders her angeregt, in Deutschland überall die Keime der neueren wissenschaftlichen Richtung sich regen.

Kampf mit dem herrschenden System um die Mitte des 15ten Jahrhunderts.

Reactionsversuche.

Man sieht: Deutschland hat an der Entwicklung der neueren Ideen einen nicht geringeren Antheil genommen als andere Völker. In religiöser Beziehung hat es nicht nur die ketzerischen Ansichten der Waldenser, Wiclifes, Hußens in sich aufgenommen, sondern aus seinem eigenen Schooße neue oppositionelle Tendenzen erzeugt: selbst in wissenschaftlicher Beziehung sah es die Anfange einer besseren Richtung. Da war nun vorauszusehen, daß es auch bei dem großen Kampfe, der an der Scheide des 14ten und 15ten Jahrhunderts gegen das alte System unternommen ward, thätig mitwirken würde. In der That nahmen die Deutschen in den Zeiten des Basler Conciliums Anfangs eine nicht minder entschiedene Haltung an, als die übrigen Volker.

Unter den einzelnen Mannern, welche sich freimüthig und kuhn uber die religiosen und kirchlichen Zustände

1) Veith bibliotheca Augustensis. art Schaumburg.

ausgesprochen haben, verdient gewiß Felix Hemmerlein einen der ersten Plätze [1]).

Wir haben ihn schon als einen der ersten Beförderer des humanistischen Studiums genannt. Aber er war auch einer von jenen Männern, welche allen Zuständen der Zeit ihre Aufmerksamkeit schenkten. Man kann wohl sagen, daß sich in ihm, wie in Gregor von Heimburg, die drei Richtungen, die volksmäßige, religiöse, humanistische, gleichmäßig abspiegelten. Von der volksmäßigen Richtung besaß er den gesunden praktischen Sinn, der ihn immer gleich das Rechte erkennen ließ, und die satyrische Ader, die er in großer Fülle besaß und welche bei allen Gelegenheiten sprudelte; von der religiösen die Entrüstung über die Entsittlichung und Entartung der Geistlichkeit, und über den Unfug, zu welchen die kirchlichen Institutionen Gelegenheit gaben.

Er geißelte vielleicht unter Allen am Schärfsten die Gebrechen des Clerus, und zwar ohne Unterschied, die Chorherrn so gut wie die Mönche oder die Landpfarrer. „Die Mönche, sagt er, haben jezt größere Speicher, als die Klöster der alten waren. Jene waren fröhlich bei ihrer Armuth, diese plagt bei ihrem Uebermuthe die ewige Sorge, noch mehr zu erwerben. Die Prälaten, Benediktinerordens, führen einen unmäßigen prächtigen Hofstaat, und lassen sich Fürsten tituliren, sie sind aber gekrönte Esel. Die Bettelmönche machen von ihrer Armuth

1) Siehe unter andern Felix Hemmerleins Leben und Schriften von Walchner, in den Schriften der Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde zu Freiburg im Breisgau. Erster Band. 1828. S. 135—210.

großen Lärm. Es ist aber leerer Schein: denn es gibt keine reicheren Bettler, als diese Armen, und keine ärmeren Reichen. Aber es wird ihnen ergehen, wie den Soldaten des Cinna, welchen dieser Feldherr zugerufen: nehmet das Morgenmahl, als wollten wir die Nacht in der Hölle speisen."

Auch der päpstlichen Curie ließ er seine Geißel fühlen: nicht oft genug kann er die Habsucht, die Unsittlichkeit, Lasterhaftigkeit und Geldmäckelei des römischen Hofes beschreiben. Zu Papst Martins Zeit, meint er unter andern, seien die geistlichen Pfründen soleicht zu kaufen gewesen, als die Schweine auf dem Markte. Er hat ein eigenes Buch über das Jubeljahr geschrieben, an welchem die Menschen nach Rom wandern, um dort Ablaß für ihre Sünden zu bekommen: da spricht er sich weitläufig über den Ablaß aus: er scheut sich nicht, ihn als eine Erfindung der päpstlichen Curie hinzustellen, die nur gemacht sei, um ihre Finanzen zu bereichern. Es wäre recht unnütz und ungeschickt, sein Geld des Ablasses wegen nach Rom zu tragen.

Die Stellung des Clerus zu den Laien angehend, so hat er hier die schon oft angeführte freiere Ansicht, daß der Clerus, dessen Amt die Erbauung der Gemeinde sei, keine weltlichen Güter zu haben brauchte.

Er ist ferner für die Aufhebung des Cölibats und eifert überhaupt gegen den Grundsatz der mittelalterlichen Religion, welche auf die Verachtung der Natur und des Lebens basirt ist. Er ist daher ein Feind des Mönchthums: das sei kein gottgefälliges Leben, unthätig in der Celle zu sitzen, sich den Unterhalt von den Nächsten reichen zu lassen, ohne etwas zu arbeiten und die Befriedigung seiner Bedürf-

nisse zu verdienen. Er ist eben darum auch ein heftiger Gegner der Lollharden, jener oben erwähnten mystischen Sekte, welche ganz in der Contemplation des göttlichen Wesens aufgehend, das Irdische vergassen und zulezt wieder auf das faule Mönchthum herausgekommen waren.

Sein freier religiöser Sinn zeigt sich auch darin, daß er die Frömmigkeit in die Redlichkeit, in einen tugendhaften Lebenswandel sezt, nicht in die Beobachtung äußerer Ceremonien, oder in das geistlose Glauben gewisser Dogmen: ja er spricht schon die Ansicht aus, daß auch Heiden selig werden könnten, wenn sie nur tugendhaft gelebt, wie z. B. der Kaiser Trajan.

Und diese seine Meinungen erhielten gleichsam eine Bekräftigung durch seine Persönlichkeit. Er war Propst in Solothurn und Domherr in Zürich, wo er sich für gewöhnlich aufhielt, war also im Besitze nicht unbedeutender Einkünfte. Aber er benuzte sie dazu, einmal um sich eine schöne Bibliothek anzuschaffen, welche sich auf ohngefähr dritthalbhundert Bände belief, und dann um die Armen zu unterstützen. Täglich kamen sie in sein Haus, und nie gingen sie unbeschenkt von dannen. Auch mit seinem Rathe ging er ihnen an die Hand: er machte ihnen Schriften, Briefe und ähnliche Dinge, ohne von ihnen etwas zu verlangen, außer hie und da von einem Bauern für ein paar Pfennige Hanfsaamen für seine Vögel, von denen er ein großer Liebhaber war. Dann übte er die freigebigste Gastfreundschaft. Immer war sein Tisch mit ehrbaren Gästen besezt: mit berufenen und unberufenen, und die lezteren waren ihm immer lieber, als die ersteren. Die unterhielt er dann mit Scherz und Ernst, wie es sich gerade schickte, mit lustigen Geschich-

ten, heitern Anekdoten, oder mit wissenschaftlichen Gesprächen: und so angenehm war seine Unterhaltung, daß Niemand ihn hörte, ohne den Wunsch zu fühlen, länger und öfter in seiner Umgebung zu sein. Aber er war auch beinahe überall zu Hause: nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Musik, der Malerei und sämmtliche Künsten. Was er wußte, theilte er dann mit: wir haben schon angeführt, wie angelegentlich er sich mit dem Unterrichte der Jugend beschäftigte: jener oft erwähnte Niklas von Wyle war einer seiner Schüler. Seine Bibliothek stand Jedermann offen, er freute sich, mit seinem Vorrathe Jemanden dienen zu können[1]). Aber bei aller Leutseligkeit und Freundlichkeit der Gesinnung besaß er einen unerschütterlichen furchtlosen Charakter. Offen und unumwunden sprach er seine Ansichten über die Zustände der Gegenwart aus, ja seine Kühnheit ging so weit, daß sie ihm verderblich ward. Die Geistlichkeit, schon längst wegen seiner rücksichtslosen Rügen auf ihn aufgebracht, wußte endlich seiner habhaft zu werden: er wurde vor Gericht gestellt, verurtheilt, ins Kloster geworfen, und endete darin sein Leben, etwa im Jahre 1464. —

Dieser Felix Hemmerlein repräsentirt nun die öffentliche Meinung von Deutschland zu seiner Zeit, wenn auch nicht gerade in allen seinen Ansichten, doch wenigstens in seiner Opposition gegen den Clerus und gegen die römische Hierarchie. Daher die entschiedene Stellung, welche im Anfange des Basler Conciliums die deutsche

1) Niklas von Wyle in der Vorrede zu der Uebersetzung von Hemmerleins Traktat über die Lollharden

Nation gegen den Papst einnahm. Auch würde sie wohl darinnen beharrt, und zum wenigsten dieselben Resultate erzielt haben, als das französische Reich, wäre nicht seit dem Jahre 1440 Friedrich III. deutscher Kaiser geworden. Dieser schwache Fürst sah die Wichtigkeit des gegenwärtigen Zeitpunktes, die entschiedene Stellung, welche der deutsche Kaiser jezt dem Papste gegenüber einzunehmen habe, nicht ein. Doch als die Basler Synode mit dem Papste Eugenius IV. in einen so heftigen Streit gerieth, daß sie ihn entsezte und einen neuen Papst, Felix V., wählte, erklärte er sich und das deutsche Reich wenigstens für neutral.

Dabei blieb es, bis der Papst Eugenius IV. es wagte, zwei deutsche Erzbischöffe, von Mainz und von Trier, der Anhänglichkeit an die Basler Synode wegen ihrer Stellen zu entsetzen. Diese Anmaßung empörte die Churfürsten: sie kamen zu Frankfurt am Main zusammen, 1446, beklagten sich laut über die Eingriffe des Papstes und beschloßen eine Gesandtschaft an ihn zu schicken, welche von ihm die Wiedereinsetzung der Erzbischöffe und die Bestättigung der Basler Decrete verlangte, widrigenfalls sie Felix V. als Papst anerkennen würden.

An der Spitze dieser Gesandtschaft stand nun jener Gregor von Heimburg, den wir oben als einen vorzüglichen Repräsentanten der neuen Ideen bezeichneten. Ein kühner unerschrockener Mann! Furchtlos trat er vor den Papst, und verrichtete seinen Auftrag. Offen trug er in Rom seine Verachtung gegen den Papst und die Curie zur Schau: vor dem Vatican sah man ihn nach der Audienz auf und abschreiten, mit entblößtem Kopf, offener Brust, die Stiefeln abgezogen — er konnte die römische

Hitze nicht vertragen — und seinen Haß in die bittersten Schmähungen ergießen. In Frankfurt unterließ er nicht, über den Papst und dessen Hof seine Meinung vorzutragen. Sie meinten es schlecht mit der deutschen Nation, man dürfe ihnen nicht trauen, man solle nur fest auf der Opposition beharren. Damals schrieb er auch sein Buch über die Anmaßungen der Päpste, eine der besten polemischen Schriften gegen die römische Hierarchie, in welchem er die Rechtmäßigkeit des päpstlichen Primates mit den gründlichsten Waffen bestreitet und die Fürsten, namentlich den deutschen Kaiser, auffordert, die schamlosen Eingriffe der Päpste in die Rechte der deutschen Nation zurückzuweisen: von jeher hätten sie nichts weiter beabsichtigt, als Zwietracht unter sie zu bringen: es seie einmal Zeit, ihnen mit der entschiedensten Kraft entgegenzutreten.

Der römische Hof verhehlte sich die Gefährlichkeit des damaligen Momentes keineswegs. Er bemühte sich auf alle Weise, den Sturm zu beschwichtigen, und es gelang ihm auch. Er wußte einen der besten Köpfe jener Zeit für sein Interesse zu gewinnen, jenen Aeneas Sylvius, welchen wir als einen ausgezeichneten Repräsentanten der neueren Richtung geschildert, der sich so viele Mühe um die Einführung der classischen Literatur in Deutschland gegeben, der namentlich auch ein genauer Freund Gregors von Heimburg gewesen.

Und hier in diesen beiden Männern sehen wir denn recht deutlich die Verschiedenheit des italienischen und des deutschen Volkscharakters. Sie hatten beide, wie wir gesehen haben, die nämliche Richtung, die Opposition gegen die römische Hierarchie, die praktische Tendenz,

Sinn für Natur und Leben. Allein sie bekam durch ihren beiderseitigen Charakter eine verschiedene Färbung.

Der feine Italiener wußte sich auf der schwankenden Woge des Lebens durch schlaue Gewandtheit, Geschmeidigkeit, wohl berechnete Plane zu erhalten: Gregor von Heimburg, eine kräftige Natur, ging immer gerade durch. Bei Jenem sind die neuen Ideen Ueberzeugung, aber er kämpft nur so lange für sie, als sie ihm nützen: er begann seine Carriere als Secretär des Basler Conciliums, und als solcher war er der heftigste Gegner der Hierarchie, ja er war sogar noch der Secretär des Gegenpapstes Felix V. Bald darauf aber, nachdem er in die Dienste des Kaisers gekommen, trat er, durch die Wendung der Begebenheiten bewogen, zu der Gegenpartei über, ohne daß man beweisen könnte, daß seine innere Gesinnung eine andere geworden. Gregor von Heimburg hingegen hat nie seine Ansicht verläugnet. Von Anfang seiner öffentlichen Laufbahn an war er auf der Seite der Opposition: und er ist immer bei ihr verblieben. Selbst unter den mißlichsten Umständen blieb er ihr treu: er hat in ihr gelebt und geendet.

In beiden Männern, in Aeneas und Gregor, repräsentiren sich von nun an die beiden kämpfenden Mächte. In Aeneas die Hierarchie, die äusserlich im Besitze der Herrschaft ist, aber in sich selber die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der verfochtenen Doctrinen trägt, schlau, klug, berechnend, intriguant, aber, weil egoistisch, ohne eigentliche moralische Kraft: in Gregor die gewaltige, auf die Wahrheit ihrer Sache vertrauende Opposition, gerade durch gehend, muthig, ohne sich viel mit politischen Berechnungen abzugeben.

Wie es aber in Zeiten der Entwicklung, wo die neue Richtung noch nicht zum zweifellosen Bewußtsein der Menge geworden, zu geschehen pflegt: die schlaue in dem Besitze der Gewalt sich befindende Macht trug den Sieg über die offene Opposition davon.

Als Aeneas von dem Papste gewonnen worden, bemühte er sich vor Allem, den Kaiser zu bearbeiten. Es gelang ihm leicht, ihn auf die Seite des Papstes zu bringen, er stellte ihm die Zusammenkunft der Churfürsten als eigenmächtiges Verfahren, als Eingriff in die kaiserlichen Rechte dar. Dann suchte er in Frankfurt selbst, wo er gleichzeitig mit Gregor von Heimburg erschien, die Churfürsten herumzubringen: wo Ueberredung nichts half, mußte Geld helfen. Zuletzt gelang es ihm wirklich, die Churfürsten zu vermögen, die Opposition sowohl wie auch die Neutralität aufzugeben, und unter Bedingungen zum Gehorsam gegen den römischen Stuhl zurückzukehren, welche diesem genug Gelegenheit ließen, seine Anmaßungen immer wieder von Neuem geltend zu machen.

Indessen wurde dieses allerdings nicht ohne die heftigsten Widersprüche von Seiten der deutschen Nation versucht. Aeneas, welcher seit dem Jahre 1450 die Seele des Papstthums in Deutschland war, verhehlte sich diese Stimmung der deutschen Nation keineswegs. Im Jahre 1453 spricht er offen aus, daß wenn das weltliche Schwert sich nicht mit dem geistlichen verbände, es übel mit diesem stünde. Denn vor diesem fürchteten sich die Völker sehr wenig mehr [1]). Seit dem Jahre 1457 aber

1) In dem 151ten Brief. Nisi enim spirituale gladium materiale sequitur, parum est. quod populi formident.

kam eine Opposition nach der andern. In eben diesem Jahre schrieb der Kanzler von Mainz, Martin Mayr, jenen berühmten Brief an Aeneas, in welchem er sich über die Bedrückungen der römischen Curie beklagt. Aeneas antwortet und sucht sich durch Sophistik herauszuwinden. Wie gefährlich ihm aber selber die ganze Lage der Dinge erschien, geht daraus hervor, daß er an seine Freunde in Deutschland Briefe über Briefe schreibt, in denen er sie auffordert, Alles anzuwenden, um die gewaltige Bewegung zu ersticken. Schon fürchtet er, daß das ganze Papstthum in Deutschland gestürzt werden mögte: jeder Bischoff würde dann sein eigener Herr in seiner Diöceſe sein: und vielleicht nicht einmal dieß, denn man würde dann wohl auch die großen Prälaten nicht mehr bestehen lassen [1]).

Seitdem er nun selbst den römischen Stuhl bestiegen — in wenig Jahren war er Bischoff von Triest, von Siena, Cardinal, im Jahre 1458 endlich Papst geworden unter dem Namen Pius II. — suchte er alle seine Kräfte anzustrengen, um dem Papstthum seine frühere Stellung und sein früheres Ansehen zu verschaffen. Er verfuhr hier, es ist nicht zu leugnen, mit großer Klugheit und Umsicht. Aber er mußte gleich bei seinen ersten Handlungen die mannigfachsten Widersprüche erfahren. Besonders war es Gregor von Heimburg, sein ehemaliger Freund, der ihm sehr viel zu schaffen machte.

Der Papst schrieb im Jahre 1459 eine große Versammlung der ganzen Christenheit nach Mantua aus,

1) Vergl. den 334ten Brief, vom J. 1457, an Johann de Lisura.

um hier einen Türkenzug zu Stande zu bringen, eine Wiederaufnahme gleichsam der früheren Kreuzzüge, wo das Papstthum an der Spitze der Unternehmungen gestanden. Zugleich aber beabsichtigte er daselbst die Basler Decrete zu annulliren, was er auch that.

Hier war denn als Gesandter mehrerer deutscher Fürsten auch Gregor von Heimburg gegenwärtig. Er durchschaute die Plane des Papstes, theilte seine Ansichten den übrigen Gesandten und Fürsten mit, und setzte sich auf das Entschiedenste gegen die Bewilligung einer Steuer zum Türkenzug, weil dieser doch nicht zu Stande käme und nur zum Vorwande diene, den Völkern ihr Geld abzunehmen.

Das Jahr darauf aber erhob sich, ebenfalls durch Gregor angeregt, die Opposition des Herzogs Sigmund von Oestreich. Dieser war seit langer Zeit in Händeln mit dem Bischoff von Brixen, dem Cardinal Nicolaus von Cusa, und ließ ihn endlich gefangen nehmen. Darauf ward er nach Rom citirt: als er nicht kam, zu den Prozeßkosten verurtheilt, mit dem Bedeuten, den Bischoff augenblicklich frei zu geben. Dagegen schlug nun Gregor von Heimburg eine Appellation an ein allgemeines Concilium selber an den Thüren der italienischen Kirchen an. Und nun wurde er und Sigmund von Pius II. in den Bann gethan.

Hiemit war aber vorderhand nichts gewonnen.

Heimburg schrieb mehrere sehr heftige Schriften gegen den Papst, die sich ebenso sehr durch Kraft und Kühnheit, wie durch Gründlichkeit und eine edle würdevolle Haltung auszeichneten. Ganz Deutschland erfüllte er mit dieser Sache.

Und gleich darauf folgte die Opposition des Erzbischoffs Diether von Mainz. Dieser, nicht lange gewählt, sollte an die römische Curie eine Summe für das Pallium entrichten, welche die gewöhnliche weit überschritt. Da er sich weigerte, sie zu zahlen, ward er mit dem Banne bedroht. Er versammelte nun die Churfürsten nach Frankfurt. Hier erschien denn wieder Gregor von Heimburg, als Gesandter Sigmunds, und sprach nach seiner Weise auf das Heftigste wider die Curie: er ward von Diether zu seinem Rathe angenommen, und verfocht von jezt an auch dessen Sache.

Es war ein höchst gefährlicher Zeitpunkt für den römischen Stuhl! Denn zugleich erhob sich auch eine Opposition gegen den bisherigen Bundesgenossen des Papstes, den Kaiser Friedrich. Ein Theil der Fürsten, namentlich der antipäpstlich gesinnten, welche mit dem Benehmen Friedrichs unzufrieden waren, ging damit um, einen andern Kaiser zu wählen. Man warf die Augen auf den König von Böhmen, Georg Podiebrad, einen Fürsten, welcher anerkannt der hussitischen Lehre huldigte und damals schon mit dem Papste in Streitigkeiten verwickelt war. Schon hatte dieser Unterhandlungen mit einigen der deutschen Fürsten angeknüpft. Auch Heimburg hatte hier seine Hand im Spiel. Er suchte die Reichsstädte für ihn zu gewinnen, und mehrere derselben hatten sich schon ganz bestimmt für Podiebrad ausgesprochen.

Bei dieser Lage der Dinge war es ein Glück für den Kaiser, wie für den Papst, daß ein mächtiges einflußreiches Fürstenhaus, das Brandenburger, sich gegen Podiebrad und für den Kaiser erklärte. Ohnedieß paßte

ein so gewaltiger Fürst, wie jener, nicht in die Plane der deutschen Fürsten. Er vermochte nicht durchzudringen: Friedrich III. behielt die Oberhand, und gab sich nun alle Mühe, dem Papste in Deutschland wieder zu seinem Ansehen zu verhelfen, weil er glaubte, daß sein und des Papstes Interesse innig zusammenhingen.

In der That gelang es, eine Opposition nach der andern zu erdrücken. Diether von Mainz, dem ein anderer Erzbischoff, von bedeutender Hausmacht, entgegengesetzt ward, sah sich bald von diesem überwunden, und bat beim Papste um Gnade. Dann suchte Friedrich auch den Sigmund von Oestreich mit dem Papste auszusöhnen: auch dieß gelang. Gregor von Heimburg aber, von allen denen verlassen, die er bisher vertheidigt, wie es scheint, auch von Nürnberg nicht mehr geschützt, — der Papst erließ ein eignes Schreiben an die Stadt, in welchem er unter der Drohung seiner höchsten Ungnade Gregorn aus der Stadt zu vertreiben und seine Güter einzuziehen gebietet — sah sich gezwungen, Deutschland zu verlassen: er begab sich nach Böhmen, zu Georg Podiebrad, bei dem er Schutz und Aufnahme fand.

So hatte der Papst mit Hülfe des Kaisers die gefährliche Opposition gedämpft: es war dieser nicht gelungen, die bestehenden Gewalten umzustürzen, einen neuen Zustand der Dinge einzuführen. Der Papst erhielt sich, wie anderwärts, so auch in Deutschland in der althergebrachten Stellung: in der äusseren Erscheinung schien er nichts verloren zu haben.

Allein wenn es auch gelungen war, die äussere Stellung und die äusseren Formen zu erhalten, so waren

doch die oppositionellen Ideen keineswegs unterdrückt. Der Sieg den man erfochten, war auch in Deutschland nur ein äusserer. Immer wieder tauchte der Widerspruch auf.

Noch Gregor von Heimburg wirkte von Böhmen aus durch die Vertheidigung Podiebrads, welcher mit dem Papste nun in die heftigsten Händel gekommen war, auch auf Deutschland zurück, und erregte hier von Neuem eine gefährliche Opposition. Der größte Theil der Fürsten war für Podiebrad: selbst die Universitäten, wie Leipzig und Erfurt, die sich ganz offen gegen den Papst erklärten. Und dann das Volk ohnedieß sprach die bitterste Stimmung gegen die römische Curie aus[1]).

Und nach dem Tode Podiebrads 1471 und Gregors von Heimburg 1472, vergeht nicht leicht ein Reichstag, wo nicht Beschwerden über den römischen Stuhl geführt werden. Auch in den einzelnen Territorien, namentlich in den Reichsstädten, bemerken wir fortwährende Oppositionen.

Es ist nicht zu verkennen: in der Nation war ein kräftiges oppositionelles Element gegen die Hierarchie, das, seit Jahrhunderten genährt, sich von Zeit zu Zeit heftiger geltend macht, und wenn auch manchmal zurückgedrängt, doch nie verschwindet, sondern mit erneuten Kräften immer wieder hervorbricht.

---

1) Eschenlör Geschichte von Breslau, herausgeg. von Kunisch. Breslau. 1827. Zweiter Theil. S. 17.

Ueberhandnahme der neuen Richtung in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts.

Volksmäßige Opposition.

Aber außer dieser nationalen Opposition schritten auch die übrigen Richtungen vor, in denen sich oppositionelle Elemente gegen das herrschende System befanden: und zwar schneller, als je zuvor, weil seit der Mitte des 15ten Jahrhunderts durch die Erfindung der Buchdruckerkunst ein Mittel entdeckt war, die neuen Ideen in der kürzesten Zeit unter die Menge zu verbreiten.

Ungemein schnell nahm die Volksliteratur überhand. Eine Menge kleinerer oder größerer Werke wuchsen seit der Mitte des 15ten Jahrhunderts aus dem Schooße der Nation heraus. Aeltere wurden hervorgesucht, nach dem Bedürfnisse der Zeiten umgemodelt, ähnliche italienische, wie z. B. die des Boccacio, übersetzt, oder in locale Schwänke umgewandelt.

Eben in der Mitte des 15ten Jahrhunderts wurde Salomo und Markolph, ein uraltes Gedicht, das seinen Ursprung im Orientalischen hat, für den Geschmack und die Richtung der Zeit umgedichtet. Damals bluhte auch Rosenplüt, einer der fruchtbarsten Dichter des 15ten Jahrhunderts, einer der Schöpfer des deutschen Dramas, von ächt volksmäßigem Gepräge, mit steter Beziehung auf die socialen und öffentlichen Zustände seiner Zeit. In den achtziger Jahren erschien eine Comödie über die Papstin Johanna, wo diese scandalöse Sage weitläufig behandelt wird. Gegen Ende des Jahrhunderts kam der Reineke Fuchs heraus, das berühmte Volksbuch, in dem

die volksmäßige Richtung, man kann sagen, classisch repräsentirt ist.

Und aus allen diesen und ähnlichen Werken leuchtet die oben angegebene Tendenz hindurch, die herrschenden Stände zu persifliren, der Unnatur, verschrobener Gelehrsamkeit, weltlicher und pfäffischer Unterdrückung gegenüber den gesunden Menschenverstand, die Natürlichkeit, die ursprünglichen Rechte der Menschheit hervorzuheben[1]).

Wohl am weitläuftigsten läßt sich Reineke Fuchs über das ganze hierarchische Gebäude aus. Er schildert das unzüchtige Leben der Geistlichen: wie sie sich nicht scheuen, mit Concubinen zu leben, wie sie sich bemühen, ihre Kinder, die sonst für unehrlich gehalten wurden, in die besten Stellen vorzuschieben. Sie, die Pfaffen, wären es, welche das Volk verkehren, welche durch das schlechte Beispiel, das sie geben, alle Religiosität, alle Tugend aus den Leuten herausbrächten. Nur um gutes Essen und Trinken, um Unzucht zu treiben, um Hochfahrt und Prasserei wäre es ihnen zu thun. Den Laien riefen sie nur zu, Geld herzugeben, dadurch allein könnten sie Vergebung der Sünden erlangen. Die Laien aber, welche die Priester so schändliches Leben führen sehen, glauben auch nicht tugendhaft leben zu müssen, da es ihnen die Pfaffen nicht besser zeigen. Wenn jene das Schlechte thun, meinen sie, könnten sie es wohl auch thun. Und wie die niedern Geistlichen, so machen es Aebte und Bischöffe. Selbst am päpstlichen Hofe sähe es nicht besser aus. Dort wäre Simon der rechte Mann, der jedem

1) Ich verweise auch hier auf Gervinus Geschichte der deutschen Dichtung. Zweiter Band.

helfe, der blechen könne: Schalkfund, der Doctor Greif, Herr Wendemantel, Herr Losefund, die gäben den Ton an. Geld sei es nur allein, womit man dort durchkommen könne. Man schwatze zwar dort sehr viel von Recht, aber nur Geld ist es, was man will. Ist eine Sache noch so krumm, mit Geld könne man sie bald herum drehen. Wer blechen kann, für den wird Rath: weh dem, der nichts im Beutel hat. Der Papst, ein alter schwacher Mann, kümmere sich um wenig. Die ganze Macht des römischen Hofes habe Cardinal Nimmersatt. Der liebt ein Weibchen, durch das man Alles durchsetzen könne. Sein Schreiber heißt Johann Partei, Horchgenau ist sein Gespan, Krümmsrecht ist päpstlicher Notarius und Baccalaureus beider Rechte: sollt' er noch ein Jahr am Hofe zubringen, wird er dem Teufel ein Ohr abschreiben. Moneta, Nummus und Denarius, zwei Richter und ihr Secretär — wem diese drei das Recht absagen, der hats in Ewigkeit verloren. --

Theologische Richtung.

Zugleich aber wurde das alte System noch von einer andern Seite her angegriffen: von der Theologie.

Die Brüder des gemeinsamen Lebens, in welchen sich diejenige religiöse Richtung, welche sich aus dem Innern der Nation entwickelte, vorzuglich repräsentirte, hatten auf die Erweckung ächter Frömmigkeit, auf ein praktisches Christenthum gesehen. Die direkte Opposition lag noch nicht in ihrer Absicht. Jezt, in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, sehen wir die deutsche Theologie den Weg der Opposition mit wachsender Entschiedenheit einschlagen.

Johann von Goch, Prior eines Nonnenklosters in Mecheln (starb 1475), erklärte unverholen, daß die heilige Schrift die einzige Autorität des Glaubens sei. Selbst die Schriften der Kirchenväter haben nur so weit Autorität, als sie mit der Bibel übereinstimmen. Die Schriften der modernen Theologen aber, namentlich die der Bettelmönche, taugen gar nichts, indem sie die einfache Lehre des Christenthums durch ihre Untersuchungen verdunkeln, und mehr der Eitelkeit als der Wahrheit huldigen. Er findet insbesondere vier Irrthümer der jetzigen Kirchenlehre. Der erste wäre der, daß man glaube, das evangelische Gesetz, das uns Christus frei hinterlassen hat, genüge nicht allein zur Seligkeit und es seie auch noch die Sklaverei des mosaischen Gesetzes dazu nöthig. Der zweite Irrthum ist, daß man die Vollendung des christlichen Lebens in den bloßen Glauben setzt und wähnt, wenn man nur an Christus glaube, dürfe man thun, was man wolle. Der dritte Irrthum ist, daß man zu viel auf Ceremonien und äussere Gebräuche sehe, während doch das eigentlich Wirkende und Gerechtmachende in uns die göttliche Gnade sei. Den vierten Irrthum begehen diejenigen, welche behaupten, daß der innere Wille und die Freiheit des Geistes nicht genüge zur Tugend, sondern daß ein äusserer Zwang dazu nöthig sei. Liebe wäre das eigentliche Gesetz des Christenthums. Die evangelische Lehre wolle nicht die Freiheit des menschlichen Willens unterdrücken, sondern sie herstellen.

Mönchsgelübde findet er nicht für unbedingt nothwendig und nicht für so verdienstlich, als man sie ausgibt. Die Kirche hat sie nur deßwegen angeordnet, da-

mit solche, die für sich allein nicht fähig wären, ein christliches Leben zu führen, sich gewöhnen, durch äussere Verbindlichkeit unter dem Joch christlicher Freiheit zu leben, welche sonst, ohne Zwang, dazu nicht hätten bewogen werden können. Es ist daher ganz unwahr, wenn einige Mönche ihre Orden so sehr erheben, daß sie sich nicht scheuen, zu behaupten, sie seien ein Stand der Vollkommenheit.

Eine positive Einrichtung der Kirche hat gar nichts mit der Gesinnung des Menschen zu schaffen, in welcher man allein das Verdienst zu suchen hat, sondern blos mit ganz äusserlichen Handlungen, die recht gut ohne die göttliche Gnade begangen werden können.

Die Geistlichkeit, namentlich die Mönche, tadelt er scharf. „Die Mönche, sagt er, können trotz des heiligen Standes, den sie zu haben vorgeben, von der Tugend abfallen und die größten Schandthaten verüben. Dieß brauche ich nicht erst zu beweisen: das schändliche Leben so Vieler ist so bekannt, daß es im Volke heißt: „Was ein Mönch zu thun wagt, dieß würde selbst der Teufel sich schämen auszudenken [1]).“ —

Noch bedeutender und einflußreicher, als Johann von Goch, ist Johann Wessel [2]), geboren 1420 zu Gronningen, gestorben 1489. Er ging aus den Brüdergemeinden hervor, war ein Schüler des Thomas von Kempen, hat daher theilweise das fromme mystische Element jener Leute

---

1) Vergl. Gieselers Kirchengeschichte II Band 4te Abtheilung

2) Siehe Johann Wessel, ein Vorgänger Luthers von Ullmann

in sich, aber er bleibt nicht hiebei stehen. Wessel war eine kräftige Natur: er konnte sich nicht mit einem blos beschaulichen Wandel begnügen: sein Geist strebte nach Freiheit, Selbstständigkeit, und zeigte schon in früher Jugend, daß er sich unter keine Autorität beugen wolle. Als Knabe schon kam es ihm lächerlich vor, wie durch die Dazwischenkunft eines Menschen (durch den Ablaß) eine Sünde vor Gott für keine angesehen werden könne. Als Knabe schon konnte er die Verdienstlichkeit des Fastens nicht begreifen. Er wollte für Alles Ueberzeugung, und wo diese fehlte, wollte er nicht glauben. Man kann daher wohl sagen: er brachte das oppositionelle Element, das in den Brüdergemeinden war, zum Bewußtsein, und die tieferen religiösen Ideen der neuen Richtung brechen bei ihm zu wissenschaftlicher Klarheit durch.

Für das Fundament und die Quelle der ganzen christlichen Religion und Theologie erklärt auch er das Evangelium. Dieses soll natürlich, ungezwungen ausgelegt werden. Durch geschraubte Deutungen wird es verfälscht.

Auch er setzt ferner die Frömmigkeit nicht in die Beobachtung äusserer Gebräuche oder in die Ausübung einzelner guter Werke, sondern, wie die Mystiker und die übrigen Männer der Opposition, in ein tiefes Gottesbewußtsein, in eine fromme Gesinnung oder, wie der Schulausdruck heißt, in den Glauben. (Denn unter dem Glauben versteht die neue religiöse Richtung nicht das blinde Fürwahrhalten gewisser Satzungen, sondern das innige Durchdrungensein von Gott und seinen Geboten). Allein er suchte diese Ansicht zuerst mit wissenschaftlicher Schärfe aus dem neuen Testamente zu begründen.

Indem er nun aber dieses Gottesbewußtsein, diese fromme Gesinnung für die Hauptsache erklärt, versteht sich wohl von selbst, daß er auch von der Kirche eine der ihrigen widerstrebende Ansicht haben mußte. Unter der Kirche versteht er eine Gemeinschaft der nach Heiligung Strebenden, durch Liebe verbunden unter ihrem Haupte Christus. Er faßt sie also rein innerlich. Das lebendige Band der Glieder der Kirche ist nicht eine äußere Glaubensautorität, sondern die gegenseitige Liebe. Deßhalb ist man auch gar nicht verpflichtet, dem Papste zu glauben, welcher, wie man aus den Decretalen nachweisen kann, selber sehr oft geirrt hat. Es gibt allerdings eine Einheit der Kirche, aber diese ist nur geistig, das heißt: sie beruht auf dem wahren Haupte derselben, auf Christus. Petrus oder der Papst machen daher die Einheit nicht. Wie viele gute Christen gibts außer Europa, die weder von Rom, noch von dem Papste etwas wissen!

Die Kirche darf nur auf dem Evangelium beruhen. Sofern sie dieß zu ihrer Grundlage macht, soll man ihr gehorchen: wo nicht, ist man es nicht verpflichtet. Es kann nicht nur der Papst, sondern auch eine ganze Versammlung gelehrter Männer irren. Daher soll sich Jeder nur ans Evangelium halten, an keinen einzelnen Menschen, nicht einmal an eine Verbindung.

Es gibt ein doppeltes Priesterthum: eines, das durch den Stand und durchs Sacrament und eines, das durch die vernünftige Natur erworben wird: dieß letztere ist allen gemeinsam. Das zweite braucht das erstere nicht und bringt Gnade. Das erste muß das zweite haben, wo nicht, ladet es Schuld auf sich. Dieses Priesterthum

ist nicht etwa ein Stand, der den Menschen mit Gott vereine und daher eine größere Heiligkeit habe, sondern es ist nur da um der äusseren Ordnung willen, und alle Gnaden, die der Priester ertheilt, ertheilt nicht er, sondern Christus durch ihn. Er ist nur Werkzeug, und nicht besser, wie andere Menschen.

Die schlechten Priester sind das Verderblichste. Das Volk hat das Recht, sich der Geistlichkeit zu widersetzen, so wie diese die Kirche verdirbt. Das Verhältniß der Geistlichkeit zum Volke schildert er wie einen Vertrag, der aufgelöst werde, so bald die Priester ihre Pflicht nicht erfüllen. Er macht daher auch den Vorschlag, daß die Geistlichen jedes Jahr vom Volke neu gewählt werden sollten.

Der Papst solle nur erbauen. Thut er das, so soll man ihm gehorchen. Thut er es nicht, so soll man ihm Widerstand leisten. Er steht unter dem Evangelium. Nach ihm ist er zu beurtheilen. Der Papst ist nicht Herr der Kirche, sondern er ist mit allen Gläubigen Gott, Christo und dem Evangelium verpflichtet und nur als Vertreter des Evangeliums hat er Autorität, nicht als Papst. So, daß Jeder, welcher das Evangelium besser versteht, auch mehr Autorität hat, wie er. Auf diese Weise reducirt er die Gewalt des Papstes auf etwas ganz Aeusserliches: er ist nur Wahrer der Ordnung. In Glaubenssachen hat er gar nichts zu reden.

Im Abendmahl ist Wessel ein Vorgänger der Lehre der Reformirten. Gegen den Ablaß hat er ein eigenes Buch und Thesen geschrieben, welche ganz merkwürdig mit denen Luthers übereinstimmen, nur daß sie noch viel entschiedener sind. —

Sehen wir nun in Weſſel mehr die ernſte, ſtreng wiſſenſchaftliche Richtung der theologiſchen Oppoſition, ſo bemerken wir in Andern eine Annäherung an das volksmäßige Element. Hieher gehören beſonders zwei, Johann von Weſel und Johann Geiler von Kaiſersberg.

Johann von Weſel, ſo genannt von ſeinem Geburtsorte Oberweſel am Rhein, etwas älter, als Weſſel, aber ſein genauer Freund, ſtudirte in Erfurt, und war auch eine Zeitlang daſelbſt Profeſſor der Theologie und Prediger. Später kam er als Prediger nach Worms, wo er 15 Jahre lang wirkte. Er hat im Ganzen dieſelben Anſichten, wie Weſſel. Auch er fand den Grund des Glaubens in der Bibel: auch er verwarf die Autorität des Papſtes und der Kirche, erklärte ſich gegen die Ceremonien, fand die Rechtfertigung des Menſchen nicht in äuſſerlichen Werken, ſondern in der Geſinnung, ſchrieb auch ein Buch wider den Ablaß. Aber in der Art und Weiſe, wie er dieſe ſeine Anſichten ausſprach, war er von Weſſel verſchieden. Er bediente ſich der volksmäßigen, derben, ſcherzhaften Manier, wie er denn z. B in Bezug aufs Faſten geſagt haben ſoll: „wenn Petrus das Faſten angerathen hatte, ſo hätte er's nur gethan, um ſeine Fiſche beſſer zu verkaufen," oder: „das geweihte Oel ſeie nicht beſſer, als was man in den gewöhnlichen Kuchen eſſe[1])." Da Johann von Weſel Prediger war und ſich nicht ſcheute, von der Kanzel herab ſeine Anſichten auszuſprechen, ſo ſieht man wohl, wie ſehr er wirken konnte durch die volksmäßige Form, in welcher er ſeine Meinungen vortrug. Er wurde

1) Ullmanns Weſſel, S. 117 u. f.

daher auch noch am Abende seines Lebens vor das Inquisitionstribunal geladen, zum Widerrufe gezwungen, und starb im Gefängnisse.

Dieselbe Richtung, wie er, nur noch entschiedener, durchgebildeter, hatte Johann Geiler von Kaisersberg[1]). Er war im Jahre 1440 geboren, studirte in Freiburg, Paris, Basel, wo er eine Zeitlang Lehrer der Theologie war, und kam dann nach Straßburg, wo er wirkte bis zu seinem Tode, 1509. In keinem war wohl die ernste theologische Richtung mit der freien religiösen Ansicht, wie sie sich in der Volkspoesie aussprach, so glücklich vereinigt, wie in Geiler von Kaisersberg. Man kann nicht von ihm sagen, daß er Neues zu Tage gefördert: ja in manchen Dingen, sieht man wohl, ist er nicht so kühn, wie seine Vorgänger. Vorsichtig spricht er sich über den Ablaß aus[2]): auch die Bibel will er dem gemeinen Manne nicht so ohne weiteres in die Hände geben, weil er, gewöhnlich blos den todten Buchstaben fassend, sie leicht mißdeuten könne[3]): er ist endlich nicht

1) Vgl. über ihn v. Ammons Geiler von Kaisersbergs Leben, Lehren und Predigen. 1826.

2) v. Ammon S. 90. Dem Ablaß will ich nichts geben, noch nehmen, aber mich dünkt, daß man dazu thäte, damit das Volk wüßte, wie es daran wäre. Wie der Papst nicht Gewalt hat, Ablaß zu geben ohne ehrliche rechte Ursache, denn Gott besiegelt ihn sonst nicht, also möchte man sagen, daß er ohne rechte Ursache gegebenen Ablaß nicht wieder könne nehmen oder aufheben. Es wäre gut, wenn man zur Beruhigung der Gewissen eine Erklärung dieser Dinge hätte.

3) „Es ist gefährlich, Kindern das Messer in die Hand zu geben, um sich ihr Brod selbst zu schneiden, denn sie können

ganz frei von scholastisch mystischer Bibelauslegung. Aber im Ganzen und Großen ist die neuere Richtung auf das Entschiedenste bei ihm vertreten; ja, die Vermittlung der antiken und der mittelalterlichen Weltansicht, das rechte Verhältniß des geistigen und des natürlichen Elementes in uns findet sich wohl nirgends so klar, so deutlich ausgesprochen, als bei ihm. Und durch die Art und Weise, wie er zu dem Volke zu reden verstand, indem er in seine Vorstellungsweise einging, sich ihm verständlich zu machen wußte, ohne daß er der Würde seiner Sache dadurch etwas vergab, verschaffte er sich einen außerordentlichen Einfluß, wie denn auch seine Zurückhaltung in manchen Dingen, ebenso wie die des Thomas von Kempen, nur von vortheilhaften Folgen war.

Auch er schöpfte seine Theologie aus dem Evangelium und war der Ansicht, daß die Bibel das Fundament des Glaubens bilden müsse. Aber wie mild, wie einfach und verständlich ist die Lehre, die er daraus seinen Hörern verkündet. Bei aller Rüge der Laster und der Gebrechen seiner Zeit, bei aller Aufforderung, gegen die Sinnlichkeit anzukämpfen, und die bösen Begierden zu unterdrükken, wird er doch nie unbillig gegen das natürliche Ele-

---

sich verwunden. So muß auch die heilige Schrift, welche das Brod Gottes enthält, gelesen und erklärt werden von Solchen, die an Kenntnissen und Erfahrung schon weiter sind und den unzweifelhaften Sinn leichter herausbringen können. Das unerfahrene Volk wird an ihrer Lesung leicht Aergerniß nehmen. Denn da es den bloßen Buchstaben erfaßt, wendet es das, was Nahrung des Glaubens sein soll, leicht zu seinem eigenen Verderben.“ Petri Schotti lucubrationes. ed. Jacob Wimpheling. 152. b.

ment: vielmehr vindicirt er diesem das Recht, das ihm gebühre. „Der Mensch soll brauchen, was ihm noth ist, und das so viel, als er nach bescheidener Muthmassung glaubt, daß er bedarf. Das ist nicht ein Zeichen eines wahren geistlichen Lebens, wenn der geistliche Mensch verachtet seinen Leib, thut ihm nicht, als so viel ihm noth ist zu dem Dienste seines Geistes. Man soll essen und trinken nach Forderung seiner rechten Vernunft, nur nicht nach Heischung der Gefräßigkeit oder Leckerei“ [1]).

Eben hierin repräsentirt er ganz entschieden die Vermittlung der antiken und der mittelalterlichen Ansicht, daß er Natur und Sinnlichkeit keineswegs verachtet — er gesteht beiden ihr Recht zu, er erlaubt Vergnügungen und Geselligkeit — nur will er nicht, daß die Sinnlichkeit das Uebergewicht bekomme, daß das natürliche Element die Oberherrschaft ausübe. Die Natur an sich erscheint ihm keineswegs als böse, wie das Mittelalter gemeint. „Der menschliche Wille ist ein doppelter. Gut ist er, wenn er sich zu Gott wendet. Bös ist er, wenn er sich zu den unteren Creaturen kehrt. Nicht, als ob das bös wäre, wohin er sich kehrt, sondern das Verkehrte und Böse ist seine Richtung, und darum machen die untern Dinge noch keinen bösen Willen“ [2]).

Daher sezt er auch die Frömmigkeit nicht in das Fliehen vor der Welt, in das Klosterleben oder in die Unterdrückung des natürlichen Elementes, sondern in die Gesinnung. „Die Mauern, sagt er, machen nicht das Kloster. Das Kloster muß inwendig in dem Herzen sein.

1) v. Ammon S. 71.

2) Das. S. 56.

Es ist nicht allein damit gethan, daß wir in Klöster gehen, Pfaffen, Mönche oder Nonnen werden, die Mauern und Kleider machen uns nicht geistlich, wir machen uns denn selber recht mit täglicher guter Uebung“ [1]). Das Streben der Klosterleute, sich der Weltlichkeit zu entäußern, vergleicht er deßhalb der Sorgfalt, womit man Unkraut ausrottet, das neben Petersilie aufwächst [2]). „Ein wahres geistliches Leben, sagt er an einer andern Stelle, muß inwendig gelehrt und überkommen werden. Wir leben alle auswendig. Das ist aber ein falsches Leben, ein Schein ohne ein Sein, da ein Mensch in seinem lebendigen Leibe trägt eine todte Seele, das ist ein kläglich Ding. — Man kann leicht von Außen die Leute fliehen, und eine Stätte der Einsamkeit finden, aber die innerliche Abgeschiedenheit erwirbt man sich nicht so leicht. Selbst wenn Gott hilft, daß man aller weltlichen Dinge von Außen ledig wird, und sich aller Anmuth und Kurzweil menschlicher Gesellschaft entschlägt, so hat man doch noch weit hin zu der wahren Abgeschiedenheit des Gemüthes, an der am Allermeisten gelegen ist“ [3]).

Und so wenig wie in die klösterliche Abgeschiedenheit, setzt er auch in äussere Handlungen, in Beobachtung von Ceremonien die wahre Frömmigkeit. „Was ist Fasten an sich selbst? Es ist ein Ding, wie ein ander Ding, weder böse noch gut, ein Werk der Tugend, die da heißet Abbruch. Entspringt solches Fasten aus der Tugend allein, dann hat es erst seinen Werth, um so mehr, wenn man fasten

1) v. Ammon S. 92

2) Das. S. 224.

3) Das. S. 63

will, um Gott zu ehren. — Das Allmosen ohne Reue nimmt die Sünde nicht ab[1]).“

Es ist also nur die innere Gesinnung des Menschen, auf welche er Werth legt, und nur in so fern die Handlungen aus ihr hervorgehen, haben sie für ihn erst Bedeutung. So gilt ihm auch das Gebet nur dann etwas, wenn es der Ausdruck der Gesinnung ist. „Das Gebet erhebt, aber es muß aus dem Herzen kommen. Allein, wenn du betest, daß du eben soviel um das Gebet weißt, als die Paternosterringlein, das ist schlecht gebetet. Die Ringlein wissen nichts von dem Gebet, denn sie haben kein Gedächtniß. Also betest du mit dem Munde, und ziehest an dem Paternoster, aber mit dem Herzen bist du auf dem Fischmarkt, da zu Frankfurt, da hier, da dort. Das ist nicht recht gebetet. Das Gebet gefällt Gott nicht; je mehr dein Herz und Sinn bei einander ist, und je herzlicher du betrachtest, was du bittest, desto angenehmer ist es Gott. Manche beten viel mit dem Munde und wissen nicht, was sie beten. Sie geben's eben unserem Herrgott dar, als wenn man Geld zählet. Das Gebet soll so lang sein, als nöthig ist, und ein stilles Gebet ist oft besser, als ein gesprochenes[2]).“

Zu einer wahrhaft frommen Gesinnung aber kann der Mensch nicht wohl ohne den Beistand der göttlichen Gnade gelangen. Nicht, als ob der Mensch gar keinen freien Willen hätte: ein Fünklein ist in ihm, welches, so wenig es ist, ihn lehrt und zum Guten leitet. Aber

1) v. Ammon S. 91.

2) Das. S. 59.

die göttliche Gnade muß ihm zu Hülfe kommen: Gnade und freier Wille müssen bei einander sein.

Wo aber die göttliche Gnade ist, da sind auch gute Werke. Beide wollen bei einander sein, und kann derselben keines ohne das andere behalten werden. Denn die Gnade Gottes bleibt nicht ohne gute Werke, und wo nicht Uebung ist guter Werke, da verschwindet die Gnade. Darum, wo die Gnade Gottes ist, daselbst sind auch gute Werke, und wo sie nicht ist, da kann kein gut Werk sein[1]). —

Dieß ist im Allgemeinen das Positive seiner Lehre. Allein er bekämpfte auch offen die Gebrechen der Kirche. Er tadelte die Mißbräuche des Kirchenregiments, das schlechte Leben der Geistlichkeit nicht minder, wie die Verschlechterung der Lehre. „Die Klöster, sagt er unter andern, sind darum erbaut, daß man soll darin lernen contempliren, nicht, daß man lebe in Völlerei, in Saufen und Fressen und in Unkeuschheit, nein, sie sollen die bösen Gelüste und die Laster unter die Füße treten, Tugend üben und ein schauend Leben führen. Das Klosterleben, wenn es recht geführt wird, ist ein Paradies auf Erden. Aber es ist lauter Gaukelwerk daraus geworden. Die Obern der Klöster sind die ersten am Spiel und in aller Leckerei, und die Frauenklöster, die nicht reformirt sind, und auch Mannsklöster sind nicht Klöster, sondern Hurenhäuser[2])." — „Wenn du einen Mönch siehst, sagt er anderswo, so zeichne dich mit dem

1) Ammon S. 90.

2) Das. S. 92.

heiligen Kreuz: und ist der Mönch schwarz, so ist er der Teufel. Ist er weiß, so ist er seine Mutter. Ist er grau, so hat er ein Theil mit ihnen beiden."

Entschieden sprach er sich gegen den Mißbrauch aus, welchen die Kirche mit ihrer Gewalt übte. Er tadelte die Verdammung Johanns von Wesel: ja er theilt die Ansicht Wessels, daß man dem Papste, wenn er Unrechtes verlange, nicht zu gehorchen brauche. „Ein Unterthan kann seinen Obern widerstehen, wenn er sieht, daß er Unrechtes thut, ja man ist schuldig, falsche Gesetze nicht zu halten. Die Dispensirung des Papstes ist nichts werth, wenn nicht eine vernünftige Ursache da ist, und wenn sie von den Obern, selbst vom Papste, ohne rechten Grund und ohne genugsame Ursache gegeben, ist sie eine schnelle Förderung der Hölle." Er bekämpft die Wundergeschichten, vermittelst welcher die Geistlichkeit immer noch ihr Spiel mit der gläubigen Menge spielte. Ueberhaupt findet er, daß die ganze gegenwärtige Religion von der früheren weit abgewichen sei. Sonst gab es wenige, einfache Lehren, und doch richteten die Apostel und die übrigen Christen weit mehr aus, nämlich durch die Kraft ihrer Tugend. Hingegen die Heutigen sind schlechte Christen, trotz der großen Masse von Doctrinen und Lehren, denn es fehlt ihnen die Tugend [1]). Ja, er sagt frei heraus, die Religion sei verdorben und Gott werde bald einen Mann erwecken, der sie erneuen würde. Lebhaft wünschte er, diese Zeit zu erleben und dessen Schüler zu werden [2]). —

1) Schotti lucubrationes fol. 153. a.

2) v. Ammon S. 15.

Unter den bisher angeführten Männern waren nun ohnſtreitig Johann Weſſel und Geiler von Kaiſersberg fur die Verbreitung der reformatoriſchen Ideen von der großten Bedeutung wegen des großen Einfluſſes, den ſie auf ihre Zeitgenoſſen übten.

Beide gewannen dieſen Einfluß durch ihre Perſönlichkeit und dann durch die gluckliche Gelegenheit, die ſich ihnen darbot, in recht mannichfache Berührungen zu kommen.

Weſſel war ein durchaus ehrenwerther männlicher Charakter: kühn, unerſchrocken, wahrheitsliebend, freimüthig: ein Mann, dem man es anſah, daß er eine gute Sache verfechte, der durch die Furchtloſigkeit, die ſich in ſeinem ganzen Weſen ausſprach, fur die Wahrheit ſeiner Anſichten den beſten Beweis lieferte. Man erzählt ſich: als er in Rom eine Audienz bei dem Papſte hatte, und dieſer ihn aufforderte, ſich eine Gnade von ihm auszubitten, habe er erwidert, er wunſche nur, der Papſt moge ſo regieren, daß er einſt mit gutem Gewiſſen vor den Richterſtuhl Gottes treten könne. — In ſeinem Mannesalter machte er große Reiſen, wodurch er Gelegenheit bekam die wichtigſten Verbindungen zu knupfen. Er war mehrmals und immer längere Zeit in Paris, dann in Italien, ſelbſt in Rom: eine Zeitlang hielt er ſich in Baſel auf und an der Univerſität Heidelberg. Aelter geworden zog er ſich in ſein Vaterland Friesland zurück.

Unter den jungern Männern, die er in Paris kennen lernte, ſind namentlich Rudolph Agricola und Johann Reuchlin zu erwähnen, auf welche beide wir ſpater zuruckkommen werden. In ſeinem Vaterlande aber, im

Kloster Adwert, wo er sich meistentheils aufhielt, sammelte er um sich einen Kreis von Freunden und Schülern, auf welche er einwirkte, und die dann besonders in Norddeutschland seine Ansichten verbreiteten[1]).

Wie nun Wessel für Norddeutschland einen Mittelpunkt der neuen theologischen Richtung bildete, so Kaisersberg für Süddeutschland. Auch er war eine anziehende, gewinnende Persönlichkeit, nicht minder durch seinen Charakter, wie durch sein Aeusseres, namentlich seine Rednergabe. Auch er hatte, ehe er einen festen Sitz in Straßburg genommen, häufig seinen Aufenthaltsort gewechselt, und daher an den verschiedensten Orten den Saamen seiner Lehren ausgestreut. Er studirte in Freiburg, hielt hier zuerst Vorlesungen über Theologie, begab sich dann nach Paris; hierauf wurde er Lehrer der Theologie in Basel, dann in Freiburg. In Baden Baden, wo er einst predigte, machte er solchen Eindruck auf einige Würzburger, daß diese ihn als Prediger in Würzburg haben wollten. Bald darauf aber lernte ihn ein Straßburger Rathsherr, Peter Schott, kennen, der seine Berufung als Prediger nach Straßburg auswirkte. Hier aber bildete sich um ihn ein Kreis von strebenden Männern, die alle der neueren Richtung angehörten, und auf die er von dem vortheilhaftesten Einflusse war. So Peter Schott, der Sohn des Rathsherrn, Adolphus Ruscus, Michael Rot, Thomas Wolf, Friedrich von Zollern, Jakob Wimpheling. Jedoch auch über Straßburg hinaus erstreckte sich seine Bekanntschaft und sein Einfluß. Mit den Schlettstädtern war er bekannt, mit den Heidelbergern,

1) S. Ullmanns Johann Wessel.

wie mit Rudolph Agricola, mit Johann Müller, später Canonicus in Baden, mit Johann Reuchlin, mit Sebastian Brandt, der später selber als Stadtschreiber nach Straßburg kam, mit dem Bohuslaus von Hassenstein, mit Widemann, Arzt in Baden, später Professor in Tübingen, mit Lamparter in Stuttgardt u. s. w. [1]). Nach Augsburg rief ihn einmal Friedrich von Zollern, der 1486 Bischoff daselbst geworden. Oefter mußte er daselbst predigen. Und er predigte mit großem Beifall: schon hegten die Straßburger Freunde die Besorgniß, der Bischoff wolle ihn nicht mehr fortlassen [2]).

Wie großen Einfluß aber Geiler auf alle diese Männer gehabt, sieht man aus der großen Verehrung, mit der sie alle von ihm sprechen. Als jener Friedrich von Zollern Bischoff von Augsburg geworden, wußte Schott ihm nichts Besseres zu rathen, als die Lehren Kaisersbergs zu befolgen. Daß er es gethan, geht aus einem Briefe desselben Schott hervor, in welchem er erwähnt, wie eifrig der Bischoff seine Gemeinde zu bilden strebe: es seie eine Freude gewesen, Geilern von ihm erzählen zu hören [3]).

Schott war überhaupt einer der tuchtigsten Schüler Kaisersbergs. Mit Schmerz betrachtete er die Zerrüttung des geistlichen Standes, besonders der Mönche, dann auch die Bedrückungen, welche sich die päpstliche Curie

---

1) Sie finden sich alle erwähnt als Geilers Freunde in Petri Schotti lucubrat., an versch. Orten

2) Schotti lucubr. fol. 79.

3) Ib. Brief vom J. 1480.

erlaube. In mehreren Briefen an Veit Mäler aus Memmingen, seinen Freund, welcher päpstlicher Protonotarius war, spricht er sich darüber aus: er ermahnt ihn, nicht zu sehr nach päpstlichen Ehren zu jagen: denn die päpstlichen Decrete entsprächen nicht den Vorschriften der Apostel [1]).

Classische Literatur.

Die Schüler des Thomas von Kempen. Rudolph Agricola, Johann Reuchlin, Conrad Celtes.

Die meisten der Männer nun, auf welche Wessel und Geiler Einfluß gehabt, gehörten auch der humanistischen Richtung an. Daraus sieht man, in welch innigem Verhältnisse in Deutschland die neue theologische Richtung zu der auftauchenden classischen stand, und wie beide einander die Hände reichten. Wie unendlich verschieden von Italien, wo der Humanismus gegen die Theologie und das Christenthum indifferent geworden war!

Die classische Literatur mußte auch der neuen theologischen Richtung zu Hülfe kommen, wenn diese Consistenz gewinnen sollte.

Denn so sehr auch einzelne Männer sich bemühten, ein neues Licht in die theologischen Studien zu bringen, so waren ihre Bestrebungen doch immer noch vereinzelt, und hatten namentlich die ganze Masse der Universitäten gegen sich, jene Institute, welche die geistige Bildung der Nation repräsentirten: in diesen herrschte noch unerschüttert die alte Wissenschaft, der Scholasticismus der dem Wesen

1) Ib.

der neuen Theologie, einem lebendigen Bibelstudium, vollkommen entgegengesezt war. Es war daher vor allen Dingen nothwendig, diesen zu stürzen, und dieß gelang nur dadurch, daß sich die entgegengesezte Richtung, die humanistische, immer mehr verbreitete und verallgemeinerte.

Weder Wessel, noch Geiler verkannten die Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit der classischen Literatur für ein ächtes theologisches Studium. Wessel, wenn er auch nicht gerade die feinere humanistische Bildung hatte, verstand doch wohl die alten Sprachen, außer Latein auch Griechisch und Hebräisch. Von Geiler wissen wir, daß er außer der Bibel und den Kirchenvätern, Clairvaux und Gerson auch den Cicero, Quintilian, Seneca, Plato, Gellius zu lesen pflegte.

Die neue theologische Richtung bedurfte also der classischen Literatur, und umgekehrt kann man sagen, daß auch diese in einer engen Beziehung zu der Theologie stand: beide Bestrebungen hingen in Deutschland sehr genau mit einander zusammen.

Nicht übrigens, als waren die classischen Studien blos eine Magd der Theologie geworden. Die humanistische Richtung suchte sich auch als eine selbstständige geltend zu machen, und so auf alle Sphären geistiger Thätigkeit seinen Einfluß zu üben. Es knüpfte sich namentlich ihre Verbindung mit dem volksmäßigen Elemente immer fester. —

Seit den Bemühungen des Aeneas Sylvius um die Einführung der classischen Literatur in Deutschland sehen wir diese in kurzer Zeit ungeheure Fortschritte machen.

In Süddeutschland wirkte Niklas von Wyle, Stein

höwel in Ulm, Albrecht von Eyb bis gegen das lezte Viertel des 15ten Jahrhunderts. Die zwei ersten namentlich durch Ueberſetzung alter Autoren ins Deutſche: Steinhöwel erwarb ſich beſonders durch die Ueberſetzung von den Fabeln Aeſops große Verdienſte. Albrecht von Eyb ſammelte in ſeinem „poetiſchen Edelſtein“ [1]) die vorzüglichſten Stellen alter und neuer lateiniſcher Schriftſteller, eine Art Chreſtomathie, um dadurch den Geſchmack heranzubilden. Die vielen Perſonen, denen er ſein Buch widmet, die er als wiſſenſchaftlich gebildete Männer bezeichnet, können uns einen Beleg für ſeine Wirkſamkeit geben [2]). In einem deutſch geſchriebenen Buche, das Eheſtandsbüchlein genannt, 1472, das in Ton und Haltung ganz der volksmäßigen Richtung an-

1) Margarita poëtica. Geſchrieben zwiſchen den Jahren 1458 — 1465. Erſt ſpäter gedruckt, aber mehrmals aufgelegt.

2) Sie ſind Johann Biſchoff von Münſter, Pfalzgraf am Rhein und Herzog von Baiern, Johann, Erzbiſchoff von Trier, die Biſchöffe Georg von Metz, Rupert von Regensburg, ein Herzog von Baiern, Anton Rotenhan von Bamberg, Johann Aich von Eichſtädt, Prothaſius von Olmütz, der Markgraf von Baden, Albert und Johann, Pfalzgrafen am Rhein und Herzoge von Baiern, Heinrich von Werdenberg, Ortlieb von Brandiſis, Otto Truchſeß von Waldburg, Heinrich Truchſeß von Pommersfelden, Johann von Eyb, Propſt in Ansbach und Spalt, und Domherr zu Bamberg, Würzburg und Eichſtädt, und endlich Balthaſar Raſinus, von dem er ſagt, daß er clarissimus oratoriae artis princeps ſei, mihi praeceptor optimus, qui me per artem, ut pater generavit per naturam. Es iſt mir aber nichts weiter von ihm bekannt.

gehört, bringt er ebenfalls mehrere Geschichten aus alten Schriftstellern bei: er sucht die classische Literatur, wie Aeneas Sylvius und Niklas von Wyle, in Beziehung zur Gegenwart, zum Leben zu setzen.

In Wien war auf den berühmten Peurbach sein größerer Schüler Regiomontan gefolgt, der, angeregt durch den Kardinal Bessarion, sich mit der Herausgabe alter Mathematiker, wie z. B. Euclids beschäftigte. Seit dem Jahre 1470 verlegte er seinen Sitz nach Nürnberg und nahm hier in Bezug auf wissenschaftliche Bildung den Einfluß auf, welchen früher Gregor von Heimburg daselbst gehabt hatte.

Zu diesen Männern kamen denn nun die bekannten Schüler des Thomas von Kempen, Rudolph Lange, Graf Moritz von Spiegelberg, Rudolph Agricola, Alexander Hegius, Ludwig Dringenberg, Antonius Liber. Thomas von Kempen unterrichtete sie in Allem, was er selber wußte, dann gab er ihnen aber den Rath, nach Italien zu gehen, um dort die Humaniora zu studiren.

Allein nicht alle und nicht sogleich konnten sie diesen Rath befolgen.

Indessen bot sich um jene Zeit in Deutschland selbst eine Gelegenheit dar, das Bedürfniß nach classischer Bildung zu befriedigen. Um die Mitte des 15ten Jahrhunderts, etwa 1460, finden wir zwei Lehrer der classischen Literatur auf der Universität Erfurt, Petrus Luderus und Johann Publicius, von denen der Eine wenigstens Italiener war[1]). Diese scheinen, da Erfurt da-

1) Erhard Geschichte des Wiederauflebens wissenschaftlicher Bil-

mals eine sehr besuchte Universität war, nicht ohne Wirkung gewesen zu sein. Diese Universität besuchten nun zunächst Rudolph Lange und Moritz von Spiegelberg.

Erst später, zwischen 1460 und 1470, gingen sie nach Italien und hörten hier die berühmtesten Lehrer. Rudolph Agricola, der geistreichste von den sechsen, der sich dazwischen in seinem Vaterlande Friesland, in Holland aufgehalten, und durch eigene Anstrengung es in der classischen Literatur schon sehr weit gebracht hatte, folgte erst später. Die Uebrigen blieben zurück, studirten fleißig für sich und gründeten Schulen in dem Sinne der neuen wissenschaftlichen Richtung.

Unter diesen war die Schule Dringenbergs zu Schlettstadt die erste und die bedeutendste. Schon um das Jahr 1450 wurde sie gegründet [1]). Sie erwarb sich in Kurzem einen ungemeinen Ruf: einmal soll sie auf 900 Schüler gestiegen sein. Schon daraus läßt sich die Wirksamkeit Dringenbergs entnehmen. In der That: seit der Mitte des 15ten Jahrhunderts regt sich am Rhein allenthalben der neue wissenschaftliche Geist: wir sehen von da aus Männer nach Italien wandern um dort die humanistischen Studien zu betreiben: jenen Peter Schott, den wir als Kaisersbergs Freund genannt — er war auch Dringenbergs Schüler — Dietrich von Plenningen, Johann von Dalberg, zwei junge gebildete Edelleute, und andere.

---

dung, besonders in Deutschland. Erster Band: in der Biographie von Rudolph Lange.

1) Die Schule zu Schlettstadt, eine Vorläuferin der Kirchenverbesserung, von Röhrig, in Illgens Zeitschr. für histor. Theologie. IV. Band. 2tes Stück. S. 199 — 218.

Aber bald sollte sich am Rhein noch ein anderer Mittelpunkt für die classischen Studien bilden.

Jene zwei Edelleute, Dietrich von Plenningen und Johann von Dalberg lernten in Italien zufällig Rudolph Agricola kennen: alle drei schloßen die innigste Freundschaft mit einander. Dietrich von Plenningen aber wurde bald nach seiner Zurückkunft Kanzler des Pfalzgrafen am Rhein, Johann von Dalberg Bischoff in Worms und Curator der Universität Heidelberg. Als solcher beschloß er, unterstüzt von seinem Freunde Plenningen, auf dieser Universität das neuere Studium in Aufnahme zu bringen. Niemand schien ihm besser dazu tauglich zu sein, als sein Freund Agricola. Im Jahre 1482 wurde daher dieser nach Heidelberg berufen.

Und von nun an begann ein neues Leben auf der Heidelberger Hochschule. Nicht nur unter den Studenten, auch unter den Professoren schien sich ein neuer Geist, der humanistische, zu verbreiten. Johann von Dalberg that wenigstens Alles, um diesen Geist zu erhalten und allgemeiner zu machen: er unterstuzte jüngere aufstrebende Talente: er sezte sich mit den tüchtigsten wissenschaftlich gebildeten Männern seiner Zeit in Berührung. Er ermunterte und förderte, wo er konnte.

Rudolph Agricola selber war eine sehr anregende Persönlichkeit. Weniger durch sein Bestreben, nach Aussen hin zu wirken — im Gegentheile, von Natur war er dem Lehramte abgeneigt, er hatte früher schon sich nicht entschließen können, Lehrer an einer lateinischen Schule zu werden, und selbst in Heidelberg, wo ihm die großtmöglichste Freiheit gelassen ward, fühlte er sich beengt — als vielmehr durch die Fülle des Wissens, was

in ihm war, durch seinen Ideenreichthum, der Jedem sogleich bemerkbar wurde. Er war eine von den Naturen, welche durch das Wenige, was sie von sich geben, auf noch viel Bedeutenderes schließen lassen, und die gerade durch ihre Zurückhaltung, durch die Abneigung, sich zu äussern, die Gemüther vielleicht, ohne daß sie wollen, gewinnen und an sich fesseln.

In Agricola sehen wir nun auf merkwürdige Weise die classische und theologische Richtung dicht neben einander. Von der classischen Literatur war er, besonders seitdem er in Italien gewesen, so ergriffen, daß er sich fest vornahm, Alles aufzubieten, um die Barbarei aus Deutschland zu vertreiben. Er war aber so sehr in den Geist der alten Literatur eingedrungen, daß sich selbst die Italiener über ihn wunderten. Seine Sprache ist rein und fließend, klar, wohlgeordnet die Gedanken. — Zugleich aber ist in ihm die Richtung der Brüdergemeinde zu Deventer und die Richtung Wessels, mit dem er nicht nur in Paris, sondern auch in seinem Vaterlande häufig zusammen war. Für die höchste Wissenschaft gilt ihm die Theologie, d. h. diejenige, welche sich auf die Bibel gründet: die heilige Schrift aber, meint er, könne allein den rechten, sicheren Weg zur Wahrheit führen: sie wäre so weit von allem Irrthume entfernt, als Gott, von dem sie ausgegangen ist[1]). In seinen spätern Jahren besonders vertiefte er sich so in die theologischen Studien, daß er noch Hebräisch lernen wollte, um das alte Testament in der Ursprache lesen zu können.

---

1) Agricolae lucubrationes. S. 194.

Von noch größerer Wirksamkeit, als Agricola, und noch größerem Einflusse auf ihre Zeitgenossen waren zwei andere Männer, von verschiedener Persönlichkeit, von denen Jeder eine besondere Richtung der classischen Studien verfolgte.

Johann Reuchlin war im Jahre 1455 zu Pforzheim geboren, der Sohn eines Boten. Wegen seiner schönen Stimme wurde er an den Hof des Markgrafen von Baden gebracht. Da ward er Gesellschafter des jungen Prinzen Friedrich, mit diesem zugleich unterrichtet, und später, 1473, auf die Universität Paris geschickt. Hier machte er die Bekanntschaft mehrerer berühmter Männer, wie eines Johannes Lapidanus, Robert Gaguinus, die ihn in die classische Literatur, namentlich in die griechische Sprache einweihten, und Johann Wessels, von dem er die theologische Richtung erhielt. Schon nach einem Jahre verließ er Paris und begab sich nach Basel, wo er Baccalaureus der Philosophie ward. Er traf hier wieder mit Johann Wessel zusammen und mit einem Griechen Andronicus Contoblacas, durch dessen Unterricht er noch weiter im Griechischen kam. Reuchlin lehrte dann in Basel selbst die griechische und lateinische Sprache, mit großem Beifalle, wenn auch nicht unangefochten von den Scholastikern, und gab, kaum zwanzig Jahre alt, ein lateinisches Wörterbuch heraus, was die bisherigen barbarischen verdrängen sollte. Zuletzt wußten es die scholastischen Professoren doch dahin zu bringen, daß er Basel verließ. Er ging hierauf wieder nach Frankreich, wo er den Griechen Georg Hermonymus von Sparta kennen lernte, durch den er noch größere Fortschritte im Griechischen machte: dann, 1478, ging er nach Orleans,

studirte hier Rechtswissenschaft, hielt aber zugleich Vorlesungen über alte Literatur und gab eine griechische Grammatik heraus. Ebenso, lehrend und lernend zugleich, verhielt er sich in Poitiers. Unter seinen dortigen Schülern befanden sich viele dort studirende Deutsche. Im Jahre 1481 aber kehrte er wieder nach Deutschland zurück, wurde Advocat und erwarb sich in Kurzem solchen Ruhm, daß der Graf von Würtemberg, Eberhard im Bart, ihn zu seinem Geheimschreiber, Geheimerath und Gesellschafter erwählte. Als Solcher begleitete er ihn 1482 nach Rom. Auch er erwarb sich, wie Agricola, großen Beifall: die Italiener wunderten sich ungemein über Reuchlins classische Bildung. Seitdem stieg sein Ruhm und sein Ansehen immer höher. Aber noch waren seine Lehrjahre nicht vollendet. Im Jahre 1492 lernte er auf einer Reise nach Linz zu Kaiser Friedrich einen gelehrten Juden, Jakob Jehiel Loans, des Kaisers Leibarzt, kennen, der ihm den ersten gründlichen Unterricht im Hebräischen ertheilte. Mit dem ganzen Eifer seiner wißbegierigen Seele warf er sich seitdem auf das Studium dieser neuen Sprache, und ruhte nicht eher, bis er sie sich so weit angeeignet, daß er eine eigene Grammatik und ein eigenes Wörterbuch herausgeben konnte.

Fassen wir nun Reuchlins Wirksamkeit ins Auge, so sehen wir: das, wodurch er die größte Bedeutung erhielt, waren seine sprachlichen Studien und Forschungen. Reuchlin ist ein philologisches Talent. In der gründlichen Behandlung von drei Sprachen, des Hebräischen, Griechischen, Lateinischen hat er für Deutschland die Bahn gebrochen.

Doch nicht ganz unabhängig von andern Bestrebungen seiner Zeit waren diese Forschungen. Sie standen in einer Verbindung mit der neuen theologischen Richtung: sie sollten diese unterstützen. So faßte sie Reuchlin selbst. Er wünschte das Studium der Bibel in Aufnahme zu bringen, auf dessen Wichtigkeit er durch Johann Wessel geführt worden war, und zum richtigen Verständniß der Bibel sollten seine philologischen Arbeiten dienen.

Nicht jedoch, als betrachtete er die Philologie als bloße Dienerin der Theologie. Reuchlin war das Bild eines deutschen Gelehrten. Er faßte jede Wissenschaft als eine selbstständige: die unmittelbare Wahrheit in jeder galt ihm über Alles. Nur das Einwirken der einen Wissenschaft auf die andere verkannte und übersah er nicht, und hielt es für seine Pflicht, darauf aufmerksam zu machen.

Wie gut war es nicht für jene Zeit, wo es so noth that, daß die Exegese frei ward von mystisch scholastischen Auslegungen, daß ein Mann mit diesem Wahrheitssinne, mit dieser Achtung vor ächter Wissenschaft, wie Reuchlin, die sprachlichen Studien einführte!

Sein eigentliches Feld waren demnach die grammatikalischen Forschungen, und sein Hauptverdienst besteht darin, daß er ein philologisch kritisches Studium der Bibel anregte und möglich machte. Indessen waren ihm auch die übrigen Zweige der neu erwachten Alterthumswissenschaft nicht fremd. Er eignete sich beinahe das ganze damals bekannte Gebiet der classischen Literatur an: er besaß eine außerordentliche Belesenheit in den alten Philosophen, Rednern, Historikern und Dichtern: er

selbst schrieb eine kleine allgemeine Geschichte, ein Paar lateinische Comödien nach Art des Terenz, die zu Heidelberg aufgeführt wurden. Doch hatte der Geist des Alterthums nicht den überwältigenden Einfluß auf ihn geübt, wie auf die italienischen Gelehrten: er ließ ihn nie über seine christliche Ansicht hinaus auf sich einwirken. Vielmehr versuchte er sogar die Lehren der vorzüglichsten unter den alten Philosophen und unter den Juden auf das Christenthum zu reduciren, sie mit demselben zu verschmelzen [1]). Ein Versuch, der in seinem Anfange sehr verdienstlich war, ihn aber in der Folge zu Paradoxien und philosophischen Schwärmereien verführte.

Was nun seinen Einfluß auf die Verbreitung der neuen wissenschaftlichen Richtung in Deutschland betrifft, so ist nicht zu verkennen, daß dieser sehr bedeutend war. Aber man kann nicht sagen, daß er ihn gesucht habe. Er ergab sich von selbst aus seiner politischen Stellung als Geheimerath des Grafen von Würtemberg, als vortrefflicher Advocat, aus seinem literarischen Ruhme, den er sich theils durch seine Schriften, theils durch gelehrte Bekanntschaften erworben, durch die vortheilhaften Aeusserungen namentlich, welche die italienischen Gelehrten über ihn gefällt. Man wandte sich an ihn, man bat sich seine Ansicht über dieß und jenes aus, und er ertheilte gerne Rath, freute sich auch wohl über das Fortschreiten der Wissenschaft. Aber er fühlte nicht das Bedürfniß, mit anderer, als mit wissenschaftlicher Thätigkeit für ihre Verbreitung mitzuwirken. Auch hier sehen wir in ihm

1) In dem Werk de verbo mirifico.

den deutschen Gelehrten. Er war zufrieden mit seinem eigenen Fortschreiten in der Wissenschaft. Hier war er unermüdlich: wo er lernen konnte, that er es: er sammelte sich eine vortreffliche Bibliothek: alle seine Freunde, die Gelegenheit dazu hatten, bestürmte er mit Aufträgen, ihm Bücher zu verschaffen: er ist dringend, oft unwillig, wenn seinen Wünschen nicht willfahren wurde, und wenn er auch die Unmöglichkeit sah, sie zu befriedigen. Ebenso theilte er wieder gerne von seinen Schätzen mit. Aber einen lebendigen unwiderstehlichen Drang zu unmittelbar eingreifender Thätigkeit für das Verbreiten der neuen Wissenschaft hatte er nicht.

Ganz verschieden von Reuchlin in innerer Bildung und äusserer Thätigkeit war Conrad Celtes.

Er war im Jahre 1459 in einem Dorfe unweit Schweinfurt in Franken geboren, der Sohn eines Winzers, der ihn zu demselben Geschäfte bestimmte. Doch der Knabe hatte keine Lust dazu. Unterrichtet von einem Geistlichen des Orts, der ihn in die lateinische Sprache, sogar auch in die Poesie einführte, hatte er Geschmack an den Wissenschaften bekommen, und beschloß sich zum Gelehrten zu bilden. Als ein Jüngling von achtzehn Jahren etwa entfloh er aus dem väterlichen Hause, ging nach Köln auf die Hochschule, und studirte hier eine Zeit lang. Dann scheint er sich nach Leipzig, Erfurt begeben zu haben, von da vielleicht zu Dringenberg nach Schlettstadt[1]). 1484 aber ging er auf die Universität

1) Wie Erhard in seiner Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung. Zweiter Theil. S. 13 folg. vermuthet.

Heidelberg. Er ward ein genauer Freund Agricolas und Johanns von Dalberg, welche beide er in seinen Oden mit der größten Dankbarkeit als seine Lehrer und Wohlthäter erwähnt. Nach Agricolas Tode, 1485, verließ er Heidelberg, und von jetzt an erscheint er von grossem Einfluße auf die Wiederbelebung der classischen Literatur in Deutschland.

Celtes literarische Richtung ist, so viel sie auch mit der Reuchlins gemein haben mogte, doch merklich von ihr verschieden. Er faßte vom Alterthumsstudium weniger das Formelle, Grammaticalische ins Auge, wie Reuchlin gethan, als vielmehr das Wesen und den Geist desselben. Er hatte in sich ein antikes Element: darum fühlte er sich auch von der Weltanschauung der Alten angezogen: die innige Befreundung der Alten mit der Natur, die stete Beziehung ihrer Thätigkeiten zum Leben ist es namentlich, was auch mit seinem Wesen harmonirt. Seine Auffassung der classischen Literatur hat daher mehr Aehnlichkeit mit derjenigen der Italiener und des Aeneas Sylvius. Er liebte deßhalb besonders Geschichte und Poesie, zwei Sphären geistiger Thätigkeit, wo die Beziehung zu Natur und Leben am Augenscheinlichsten hervortritt. Und von der Geschichte wählte er sich auch die, welche ihm am Nächsten lag, nämlich die deutsche: um ihre Erforschung und Ergründung hat er sich große Mühe gegeben. In der Poesie nahm er sich nun zwar die Alten zu Muster, und vielleicht manchmal etwas zu ängstlich: er dichtete lateinisch, er gebraucht Namen von Göttern und Göttinen, alte Benennungen, um christliche oder überhaupt moderne Gegenstände zu bezeichnen, bei denen sich die antiken Namen freilich oft komisch ausneh-

men. Aber im Ganzen ist er keineswegs blos geistloser Nachahmer der Alten, der mit ihnen nur die äusseren Formen und die Redeweise gemein hätte. Vielmehr stehen seine Gedichte in der engsten Beziehung zu den Verhältnissen seiner Zeit: den Stoff zu allen seinen Poesien nahm er aus der Gegenwart, aus dem Leben, und suchte durch sie ebenso auf die Bestrebungen der Generation einzuwirken, wie durch seine wissenschaftlichen Werke.

Durch diese seine naturliche, praktische Tendenz bildete er nun eine Brücke von der classischen zu der volksmäßigen Richtung. Denn seine Ansichten über die religiosen und socialen Zustände seiner Zeit harmoniren fast ganz mit denen, wie wir sie in der Volkspoesie fanden. Er verspottet die Geistlichen, mit denen er häufig im Kampfe liegt, das Cölibat findet er unnatürlich und verderblich, er verachtet die Religiosität, welche sich blos in der Beobachtung äusserer Gebräuche, im Kirchengehen und Messehören zeige: die Natur seie Gottes wahres Bild, hier sein schönster Tempel. Ja, er neigte sich wohl zu dem Charakter des Humanismus hin, wie er in Italien war: denn gegen das Christenthum scheint er so ziemlich indifferent gewesen zu sein. Er gehörte der neuen religiösen Richtung nur in so fern an, als er eine Opposition gegen die alte scholastische bildete.

War er nun in seiner geistigen Richtung von Reuchlin verschieden, so war er es auch in seiner äusseren Thatigkeit. Sein eifrigstes Bestreben ging dahin, das classische Studium in Deutschland zu verbreiten. Zu diesem Ende trieb er sich bestandig auf Reisen herum. Als er im Jahre 1485 Heidelberg verlassen, sehen wir ihn zuerst in Erfurt, dann in Leipzig, wo er durch Martin

Pollich mit dem Churfürsten Friedrich von Sachsen bekannt ward, der ihm im Jahre 1487 den dichterischen Lorbeerkranz bei dem Kaiser Friedrich auswirkte. Hierauf ist er in Rostock, wo er eine Zeitlang lehrte. Dann sehen wir ihn in Italien über ein Jahr verweilen. Aus Italien zurückgekehrt, durchreiste er ganz Deutschland, in Nord und Süd, in Ost und West, überall lehrend und aufmunternd, manchmal in heftiger Opposition gegen die Verfechter des alten Systems, dann wieder im geselligen Genusse, im fröhlichen Vereine Gleichgesinnter. Die Reisen des Celtes aber waren, es ist nicht zu verkennen, von großer Wirkung. Denn einmal weckte er offenbar in sehr Vielen die Liebe zur classischen Literatur, wie er denn eine Menge von Schülern zog, und zweitens vermittelte er unter den Anhängern der neuen Richtung die persönliche Annäherung. Ja, er faßte den Plan zu einer großen literarischen Gesellschaft für ganz Deutschland, durch welche alle Anhänger der neuen Wissenschaft in Einen großen Verein gebracht werden sollten. Und theilweise führte er seinen Plan aus: er stiftete eine rheinische, später die Donaugesellschaft.

Nehmen wir nun noch einmal die Vergleichung zwischen Celtes und Reuchlin auf, so ist dieser ein unermüdlich in der Wissenschaft fortschreitender Mann, doch mehr auf sich selbst beschränkt, als durch sein Naturel zu äusserer Mittheilung hingezogen, wohlwollend, brav, christlich, die neue literarische Richtung wohl ganz ergreifend, doch mit Vorliebe für das Grammatikalische. Celtes hingegen ein talentvoller, aber unruhiger, von der Natur zu äusserer Thätigkeit hingetriebener Charakter, lernend und lehrend zugleich, ungebunden, frei, antik, in Opposition mit allen

denjenigen Einrichtungen seiner Zeit, wo die Unnatur vorherrschte. Reuchlin neigte sich mehr zur ernsten theologischen, Celtes mehr zur volksmäßigen Richtung seiner Zeit. Jener hat mehr Aehnlichkeit mit Wessel, dieser mit Kaisersberg.

In der Zeit aber, als diese beiden Männer in ihrer vollen Wirksamkeit standen, hatte die neue Richtung sich schon beinahe über ganz Deutschland verbreitet. Versuchen wir die bedeutenderen Orte aufzuzählen, wo sie sich Bahn gebrochen, wo sich Bekenner von ihr fanden.

Verbreitung der neuen Richtung in Deutschland gegen Ende des 15ten Jahrhunderts.

Am Rhein bildete den bedeutendsten Mittelpunkt für die neue wissenschaftliche Richtung Heidelberg. Wir sahen: der Kanzler des Pfalzgrafen, Dietrich von Plenningen, und der Curator der Universität, Johann von Dalberg, zugleich Bischoff von Worms, suchten die classische Literatur an der Universität in Aufnahme zu bringen und riefen 1482 Rudolph Agricola dahin. Zwar starb dieser schon 1485. Allein die kurze Zeit, welche er hier zugebracht, war doch schon sehr einflußreich gewesen, sowohl für die Schüler, die er zog, als für die dortigen Professoren. Denn mehrere, wie ein Vigilius (zu deutsch Wacker), ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, dann Jodocus Han, ein Theologe, ein Schüler Dringenbergs, Adam Werner, ein Jurist, Johann Herbst [1]) hatten sich zu den classischen Studien gewendet.

1) Trithenii catalogus virorum illustrium. p. 180.

Die Heidelberger unterhielten aber einen sehr lebhaften Verkehr mit Gleichgesinnten, mit den entfernteren, wie mit Reuchlin, Celtes, nicht minder, wie mit den näheren. So befand sich in Speier Jakob Wimpheling, ein Zögling Dringenbergs und der Heidelberger Hochschule, der öfter herüberkam, um die alte Verbindung zu erneuern und fester zu knüpfen. In Mainz war Dietrich Gresemund, ebenfalls classisch gebildet: öfter besuchte er die Heidelberger, mit Wacker namentlich war er sehr befreundet. In Spanheim war der gelehrte Abt Johann Trithemius, auch ein Zögling der Heidelberger Hochschule und namentlich Agricolas. Beständig war er in literarischem Verkehr mit den dortigen Freunden. Sein Kloster, weit und breit berühmt, war das Absteigequartier aller Humanisten[1]). Auch Celtes war längere Zeit bei ihm. Trithemius brachte mit großem Aufwand eine vortreffliche Bibliothek in Spanheim zusammen: von zwei tausend Bänden, wie er selbst sagt, seltene, kostspielige Manuscripte, dann griechische, lateinische und hebräische Drucke[2]). Weiter den Rhein hinunter können wir die

---

1) Ep. Theodorici Monachi Fuldensis ad Trithem. Opp. p. 566. Reddidistis monasterium Sponhemense longe lateque gloriosum et notum — quod ex gymnasio Parisiensi in Gallia, Lovaniensi in Brabantia, Tubingensi in Suevia, ex Italia quoque et Allemannia aliisque remotioribus terrarum locis quam multi viri doctissimi, principes quoque et pontifices, excitati fama nominis vestri, certatim confluebant ad Spanheim etc.

2) Ep. ad Georg. de Rotenburgio. Opp. p. 566. Duorum millium reliqui volumina, vetusta, preciosa atque raris-

Spuren der neueren Richtung nicht verfolgen, aber in Köln befand sich ein Anhänger derselben, Mommerlochus, ein Freund des Celtes.

Desto mehr hatte am obern Rhein das neue Studium um sich gegriffen. Die Schule Dringenbergs zu Schlettstadt haben wir schon erwähnt. Ein Schüler von ihm, Sebastian Murrho, befand sich in Colmar, eifrig mit der Geschichte Deutschlands beschäftigt, ein Freund Reuchlins. In Straßburg waren alle die Männer, die wir als Freunde Geilers von Kaisersberg angeführt, zugleich Anhänger der classischen Literatur: jener Peter Schott, der in Paris und Italien war, wo er die bedeutendsten Humanisten seiner Zeit gehört, ein Verehrer Agricolas und Freund Reuchlins, Canonicus in Straßburg, ein talentvoller Mann, — leider starb er zu früh, 1494, kaum dreißig Jahre alt; Thomas Wolf, ebenfalls Canonicus in Straßburg, der auch in Italien gewesen, Michael Rot, Schullehrer, Adelphus Muscus, später Arzt in Schaffhausen, Georg Erlebach, ein Freund Schotts, und andere[1]).

In Basel lehrte Sebastian Brandt, ein Schüler Reuchlins. Er lehrte dort die schöne Literatur und das Recht: man rühmte von ihm, wie er beide Studien zu vereini-

---

sima, quae studio incredibili atque amore ad Spanheim ego comportavi tempore praesidentiae meae, non sine impensis et laboribus multis, in omni varietate scripturarum scripta complura, impressa etiam multa, Graecae Latina simul atque Hebraica, quorum ante me ibi nullum fuit.

1) Siehe Schotti lucubrationes.

gen, durch einen belebten Vortrag anzuziehen gewußt, nicht ohne Widerspruch derer, welche der scholastischen Richtung angehörten, doch ohne sich irre machen zu lassen[1]: er hat mehrere Schüler gezogen. Da befand sich ferner Hartmann von Epfingen, Propst an der dortigen Kirche, ein großer Gönner der alten Literatur, ein Freund des Celtes, welcher mehrere Mal bei ihm einsprach, und ihn auch in einer Ode verherrlichte[2].

In Constanz war Martin Breminger, Doctor der Rechte, ein Anhänger der classischen Literatur. Er stand mit Reuchlin in Briefwechsel und literarischem Verkehr. Sie schickten sich gegenseitig ihre Bücher zu[3].

In Baden waren zwei bedeutende Männer Anhänger der neuen Richtung und zugleich Freunde Reuchlins: Johann Müller, ein Bekannter Peter Schotts, früher Hofmeister des Markgrafen von Baden, den er 1484 nach Paris begleitete, später Decan der Kirche zu Baden[4], und Adam Frey, ein Pforzheimer, Badischer Kanzler[5].

In Würtemberg wirkte lange der Einfluß des Niklas von Wyle nach: seit dem Jahre 1481 aber ward

---

1) Jacob Locher Philomusus in der Vorrede zu der lateinischen Uebersetzung von Brandts Narrenschiff.

2) Im dritten Buch der Oden.

3) Brief Bremingers an Reuchlin in epistolis illustrium virorum ad Jo. Reuchlin. liber I. d. 2.

4) Petri Schotti lucubrationes. fol. 44. fol. 52. fol. 112. Ein Brief von ihm an Reuchlin steht in epp. illustr. viror. ad Reuchlin. c. 4.

5) Brief von ihm an Reuchlin. Das.

Johann Reuchlin der Mittelpunkt für die neuen wissenschaftlichen Bestrebungen. Schon Niklas von Wyle hatte verstanden, den Hof von Stuttgardt für die neuen Studien zu interessiren: auch unter Johann Reuchlin sehen wir ihn lebendigen Antheil an ihnen nehmen. Der Herzog von Würtemberg, Eberhard im Bart, überhaupt ein sehr verständiger, wohlwollender und gebildeter Fürst, wird namentlich auch wegen seines Interesses für die Wissenschaften von den Anhangern der neuen Richtung gerühmt[1]). Seine nächste Umgebung bestand aus lauter classisch gebildeten Leuten, wie sein Kanzler Georg Lamparter, sein Marschall Johann Gaspar von Bubenhofen, sein Leibarzt Johann Widmann, ein Freund Geilers von Kaisersberg[2]). Unter den Freunden Reuchlins in Würtemberg, welche in literarischem Verkehre mit ihm gestanden, nenne ich nur Peter Jakobi von Arlun, zuerst Propst in Bocknang, dann in Stuttgardt: er war in Italien gewesen, und mußte von da aus dem Reuchlin seine griechischen Bücher besorgen, ein strebender Mann, welcher die neue Wissenschaft, wo er konnte, förderte und unterstützte[3]); dann Conrad Leontorius, Mönch im Kloster Maulbronn, Nicolaus Vassellius, im Kloster Hirschau, beide im Griechischen und Hebraischen erfah-

1) Quo haec nostra Germania nihil habet excellentius, nihil illustrius sagt Sebastian Brandt von ihm. Vergl. das Urtheil Johann Wolffs von Hermannsgrün in einem Briefe an Reuchlin. Epp. h. 4

2) Sie kommen öfters vor in den Vorreden von Heinrich Bebels Schriften, der letzte auch in Schotti lucubrationes

3) Briefe an Reuchlin in dessen Briefsammlung c. 3

ren[1]). — Unter dem Adel rühmt Conrad Celtes den Georg von Stein als einen classisch gebildeten Mann, welchen auch Trithemius lobend erwähnt[2]). Auf der Universität Tübingen, welche erst in den siebziger Jahren gestiftet wurde, war zwar die neue Richtung noch nicht ganz durchgedrungen — noch war der Scholasticismus hier in voller Blüthe: erst im Jahre 1495 wurde eine Lehrstelle für die classische Literatur daselbst errichtet — aber der Einfluß Reuchlins und der neuen Wissenschaft ist doch nicht zu verkennen. Mehrere Männer, wie Nauclerus, Martinus Uranius, Stöffler und andere bekannten sich zu den neuen Studien, und suchten für ihre Aufnahme zu wirken. Schon im Jahre 1491 konnte der Florentiner Marsilius Ficinus an Reuchlin schreiben, daß die Studenten, welche von Tübingen aus auf die italienischen Academien geschickt würden, gerade so viel wüßten, als andere, die sie verließen[3]).

In Augsburg lebte, wie wir früher erwähnt, schon in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts ein classisch gebildeter Bischoff, Peter von Schaumburg. Mit ihm scheint Rudolph Agricola in Verbindung gestanden zu haben: er widmete ihm wenigstens seine Uebersetzung von Lucians Schrift über die Schmeichelei[4]). Dieser Schaumburg starb im Jahre 1468. Seit dem Jahre

---

1) Briefe an Reuchlin in dessen Briefs. h. 1. 2. 3.

2) Celtes im zweiten Buch der Oden. Trithemius catalog. viror. illustr. p. 183.

3) Epp. illustr. viror. ad Reuchlin. a. 4.

4) Veith bibliotheca Augustensis. art. Schaumburg.

1484 aber kam, wie wir oben angegeben, jener Friedrich von Zollern als Biſchoff dahin, der ein ſo genauer Freund Geilers von Kaiſersberg und Peter Schotts geweſen: ein Mann, der nicht minder, wie ſein Vorgänger, die claßiſchen Studien zu ſchätzen wußte. Sein Leibarzt war Adolph Occo, 1447 geboren aus Friesland, ein Landsmann und treuer Freund Rudolph Agricolas und Johann Reuchlins, mit welchen beiden er in dem Studium der claßiſchen Literatur wetteiferte. Er war im Beſitz einer ſehr ſchönen Bibliothek, die er bereitwillig jedem zur Benützung mittheilte[1]). Unter den Patriziern intereſſirten ſich beſonders Sigmund Goſſenbrot, Vater und Sohn, und Georg Herwart für die claßiſche Literatur. Der ältere Goſſenbrot war ein Gönner Sigmund Meiſterlins, der 1459 eine Geſchichte von Augsburg ſchrieb: deſſen Schriften man die claßiſche Bildung anmerkt[2]). Der jüngere war ein Freund Peter Schotts und Geilers von Kaiſersberg, nicht minder der theologiſchen, wie der humaniſtiſchen Richtung angehörend[3]). Georg Herwart aber war ein Freund des Conrad Celtes, bei welchem dieſer in Augsburg immer ſein Abſteigequartier nahm. Er leſe, rühmt Celtes von ihm, die alten Poeten, den Lucretius, Manilius, Livius, Plato: er forſche nach den Urſachen der Dinge, nach den Kräften der Natur: er ſeie ein wahrer Philoſoph[4]).

---

1) Veith l. c. Tom VIII. p. 70. u. Epp. illustr. viror. ad Reuchlin. b. 4.

2) Veith bibl. August. art. Meisterlin.

3) Petri Schotti lucubrationes. fol. 109. fol. 161

4) Im dritten Buche der Oden.

In Baiern machte sich auf der Universität Ingolstadt das Bedürfniß des humanistischen Studiums geltend. Zwei Männer besonders, Hieronymus von Croaria und Sixtus Tucher, ein Nürnberger, der in Italien gewesen, beide Juristen, waren Freunde desselben. Sie brachten es dahin, daß im Jahre 1492 Conrad Celtes als Lehrer der classischen Literatur dahin berufen ward[1]).

Und außerdem gab es in Baiern noch andere Männer, welche dieselbe betrieben. Conrad Celtes rühmt den Bernhard Valkirus (Waldkirch), „einen Adeligen, am Lech geboren, einen von den wenigen baierischen Edelleuten, welche Liebe zu den Wissenschaften hätten und sich von ihnen nicht durch das Treiben der Standesgenossen abziehen ließen. Er frage vielmehr nach den Ursachen der Dinge, nach der Philosophie des Plato, Zeno und anderer“[2]). Im Kloster Reichenbach, in der obern Pfalz, befand sich der Benediktiner Nicolaus de Donis, ein vortrefflicher Mathematiker und Astronom, in römischer und griechischer Literatur erfahren, der sich namentlich viel mit dem Ptolemäus abgegeben[3]).

In Regensburg war Janus oder Johann Tolophus, Domherr daselbst, wie auch zu Forchheim, ein eifriger Anhänger der neuen wissenschaftlichen Richtung. Celtes schätzte ihn außerordentlich: mehrmals war er sein Gastfreund. Tolophus wünschte, daß Celtes für immer sei-

1) Klüpfel de vita et scriptis Conradi Celtis. Friburg. 1827 Cap. XXIV.

2) In dem zweiten Buch der Oden.

3) Trithemius catalog. viror. illustr. Kobelt baierisches Gelehrtenlexicon.

nen Wohnsitz in Regensburg aufschlagen möchte. Er wünschte, alle Ueberbleibsel der alten Literatur zu Tage gefördert zu sehen. Er selber that für die Förderung der Alterthumsstudien, was er konnte.[1]).

Auch in Oestreich, wo Aeneas Sylvius sich so viele Mühe gegeben, die classische Literatur in Aufnahme zu bringen, hatte sie Fortschritte gemacht. Von großem Vortheile war, daß sich die fürstliche Familie dafür interessirte. Friedrich III. war, wie wir sahen, von Aeneas dafür gewonnen worden: er war es, der Conrad Celtes zum Dichter krönte. Noch viel mehr Eifer und Liebe zeigte sein Sohn Maximilian dafür, bei dem alle Bestrebungen seiner Zeit einen Vertreter fanden. Als er noch in den Niederlanden war, wollte er den Rudolph Agricola an seinen Hof ziehen. Johann Reuchlin schätzte er ungemein: ward er ja im Jahre 1494 in den Adelstand erhoben und zum kaiserlichen Pfalzgrafen gemacht. Der östreichische Hof bestand auch meistens aus classisch gebildeten Männern. So waren Bernhard Perger, Kanzler[2]), Pierius Gracchus, Secretär[3]), Fuchsmagus, ebenfalls Secretär[4]), sämmtlich Freunde Reuchlins und Celtes. Außerdem befand sich in Wien Johann Tichtel, ein gelehrter Arzt, Gastfreund des Celtes bei seinem ersten Aufenthalte daselbst[5]). Ferner zwei gelehrte Italiener,

---

1) Klüpfel de vita etc. Conradi Celtis. cap. XVII.

2) Epp. illustr. viror. ad Reuchlin. b. 42.

3) Ib. b. 3. Klüpfel Cap. XXXIV.

4) Epp. illustr. viror. ad Reuchlin b. 3.

5) Gedicht des Celtes an ihn in dem zweiten Bande der Oden.

Peter und Franz Bonomi, von denen der Erste auch kaiserlicher Secretär war. An der Universität lehrte seit 1495 etwa Hieronymus Balbus, ebenfalls ein Italiener, zwischen 1460 und 1465 geboren, die classische Literatur. Im Jahre 1497 wurde Conrad Celtes von Ingolstadt hieher berufen.

In Insbruck befand sich Andreas Schenk, Doctor und Ritter, ein alter Freund Reuchlins, der neuern wissenschaftlichen Richtung angehörend [1]). Seit dem Jahre 1490 war am Hofe des Erzherzogs Sigmund als Leibarzt jener Adolph Occo, den wir schon bei Augsburg erwähnt [2]).

In Mähren war Augustin, Bischoff von Olmütz, ein Anhänger der neuen Richtung. In Böhmen machte sich um sie Bohuslaus von Hassenstein, geboren 1460, aus einer berühmten freiherrlichen Familie, verdient. Er war der innigste Freund Peter Schotts, mit dem er in Italien zusammengewesen, den er auch in Straßburg besucht, wo er die Bekanntschaft Geilers von Kaisersberg machte. Er hatte eine der schönsten Bibliotheken in der damaligen Zeit. Hier scheute er keinen Aufwand: er hatte nicht nur alle bis dahin erschienenen alten Werke, sondern auch die meisten der Zeitgenossen. Diese seine Bibliothek stand nun jedem classisch gebildeten Mann zur Benützung offen. Er erwarb sich durch seine Bemü-

---

1) Brief von ihm an Reuchlin vom J. 1488 in epp. illustr. virori d. 1.

2) Zwei Briefe von ihm an Reuchlin von Inspruck aus in epp. illustr. vir. b. 3. 4. Veith bibliotheca Augustensis. Tom. VIII. p. 70 sq.

bungen um die Verbreitung der neuen Studien und dann auch durch seine eigenen Werke, namentlich durch seine Gedichte großen Ruhm, so daß er als einer der ersten Humanisten seiner Zeit genannt wird [1]).

Auch Crakau, obgleich es nicht mehr zu Deutschland gehörte, müssen wir hier erwähnen, weil die dortige Universität sehr häufig von Deutschen besucht ward und auf diese zurückwirkte. Schon zu den Zeiten des Aeneas Sylvius bemerken wir hier die neuern Studien sich Bahn brechen. Bis gegen Ende des Jahrhunderts war es eine der berühmtesten damaligen Universitäten geworden. Namentlich war hier das Studium der Mathematik und Astronomie in Flor [2]). Diese las Albert Brudzewski, der Lehrer des berühmten Copernicus. Die classische Literatur wurde durch einen Italiener, Philipp Callimachus gelehrt. Beide waren Freunde unseres Celtes, welcher sich längere Zeit in Crakau aufgehalten, und hier auch mehrere Schüler gezogen hat [3]).

Wenden wir uns nun zu dem Norden von Deutschland, so hatte hier das neue Studium allerdings noch

---

1) Man sehe Erhards Gesch. des Wiederaufblühens wiss. Bildung. 3. Band. Biographie von Bohuslaus von Hassenstein.

2) Hartmann Schedel sagt in seiner Chronik ad ann. 1493. Cracovia ingens est et celebre gymnasium, multis clarissimis doctissimisque viris pollens, ubi plurimae ingenuae artes recitantur. Studium eloquentiae, poëtices, philosophiae ac physices. Astronomiae tamen studium maxime viret. Nec in tota Germania, ut et multorum relatione satis mihi cognitum est, illo clarius reperitur.

3) Klüpfel l. c. cap. XIV.

keine so großen Fortschritte gemacht, wie im südlichen Deutschland. Allein die Bahn war auch hier gebrochen. Besonders in Westphalen, Holland, Friesland, dem Vaterlande jener sechs Schüler des Thomas von Kempen fanden sich Anhänger der neuen Richtung. Zwei Friesen besonders, Adolph Occo und Dietrich Ulsenius, werden als Freunde und Verehrer der humanistischen Studien gerühmt. Den Einen haben wir schon öfter erwähnt. Den Anderen, Ulsenius, finden wir als Arzt theils in Nürnberg, theils in Wien. Er gehörte, wie Occo, auch zu den Freunden des Conrad Celtes, welcher auf die drei Friesen, auf Agricola, Occo und Ulsenius eine sehr schmeichelhafte Ode dichtete. Auch Jakob Canther, ein Freund Hassensteins, von dem dieser rühmt, daß mit ihm die Musen in Friesland eingezogen seien, gehört hieher. Er war zugleich ein Freund Johann Wessels. Dann war auch Barbirianus, einer der genauesten Bekannten Agricolas, den neueren Studien zugethan. An ihn ist eine der gehaltreichsten Briefe Agricolas über die Einrichtung der Studien gerichtet. Von Agricolas übrigen Freunden in Norddeutschland, von Ambrosius Dinter, Nicolaus Haga, Jakob Krabbe, Johann Rincus, Hieronymus de Tiel, Engel, sämmtlich in den Briefen Agricolas an Barbirianus erwähnt, weiß ich nichts zu sagen. Nur Johann Rincus scheint mir gleichbedeutend zu sein mit einem Manne gleichen Namens, welchen Wimpheling unter seine Freunde und Gönner setzt. Er war Rathsherr in Köln: Wimpheling widmete ihm 1507 eine seiner Schriften. In seiner diatribe de puerorum institutione nennt er ihn einen der gelehrtesten Männer. Auch Hermann Busch hat ein Ge-

dicht an diesen Rincus, und Glareanus sagt von ihm, daß er ihn in seiner Jugend unterstützt hätte und im Besitz einer schönen Bibliothek gewesen sei[1]).

Hinsichtlich des Schulunterrichts wurde Hegius Schule in Deventer, die er im Jahre 1481 gegründet, für Norddeutschland ebenso wichtig, wie Dringenbergs Schule in Schettstadt für das südliche Deutschland. Denn Hegius zog eine Menge tüchtiger Schüler, welche gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts oder am Anfang des folgenden lauter neue Schulen gründeten, auf die wir später wieder zurückkommen werden[2]).

In Munster lebte Rudolph Lange, welcher seit seiner Zurückkunft aus Italien sich alle Mühe gab, die schönen Wissenschaften zu verbreiten. Die Stiftung einer Schule zu Münster in dem Sinne wie die des Hegius und Dringenberg, gelang ihm zwar erst im Jahre 1496 durchzusetzen. Aber er war schon vorher wirksam gewesen durch seinen persönlichen Einfluß, durch Aufmunterung und Anregung, wie denn einer der namhaftesten späteren Humanisten, Hermann vom Busche, sein Schuler war, der ihn in den achtziger Jahren auf seiner zweiten Reise nach Italien begleitete[3]).

Der Graf Moritz von Spiegelberg, welcher mit Rudolph Lange in Italien gewesen war, und nach seiner Zu-

---

1) Glareanus in einem Briefe an Pirkheimer. Opp. Pirkh. p. 316. Vidimus olim in bibliotheca D. Johannis Rinch, consulis Agrippinensis, qui adolescentiam meam unice promovit, fabulas Ptolemaci in aes incisas.

2) Siehe Meiners und Erhard darüber.

3) Erhard in dem Leben Rudolph Langes.

rückkunft Propst in Emmerich wurde, bemühte sich ebenfalls, die neuen Studien zu verbreiten. Er starb freilich zu frühe, schon in den achtziger Jahren. Allein er hatte doch schon gewirkt. Einer seiner Verwandten, der Graf Hermann von Nuenar, den wir später als einen der eifrigsten Vertheidiger der neuen Richtung erwähnen müssen, hat von ihm seine Bildung erhalten.

Antonius Liber, der letzte unter den sechs Schülern des Thomas, war Vorstand einer Schule in Amsterdam, dann in Kempen, endlich zu Alcmar.

In Hamburg gehörte Albert Kranz, der früher einmal Professor der Theologie zu Rostock gewesen, später Decan in Hamburg wurde, der neuen Richtung an. Er hat sich durch mehrere historische Werke über das nördliche Deutschland ausgezeichnet. Aus diesen leuchtet ebenso seine Belesenheit in den Alten, wie seine freie religiöse Ansicht hervor.

In Magdeburg war Wolf von Hermannsgrün, Gesandter der Stadt Magdeburg am Reichstage zu Worms 1495, ein sehr genauer Freund Reuchlins, von diesem sehr hoch geschätzt. Sie standen in lebhaftem literarischen Verkehr mit einander[1]).

In der Mark Brandenburg interessirte sich der Churfürst Johann, genannt Cicero, ebenso wie der Herzog von Würtemberg Eberhard im Bart, oder Maximilian von Oestreich für die classische Literatur. Auch an seinem Hofe sind Anhänger der humanistischen Bildung.

---

1) Briefwechsel zwischen beiden Männern in Epp. illustr. viror. ad Reuchlin d. 2 sq.

So Eitelwolf von Stein, etwa 1465 geboren, erzogen in der Schule Dringenbergs zu Schettstadt, dann in Italien weiter gebildet, ein großer Beschützer der classischen Literatur, mit den Heidelberger Gelehrten, mit Dalberg, Plenningen, dann mit Reuchlin und Celtes aufs Innigste befreundet, geschätzt auch von Maximilian, der ihm den poetischen Lorbeerkranz aufsetzte[1]). Ferner Dietrich von Bülow, Rath des Churfürsten und Bischoff von Lebus, ebenfalls ein Gönner der neuen wissenschaftlichen Richtung[2]).

Erfurt hatte, wie schon erwahnt, früher, in der Mitte des 15ten Jahrhunderts, einige Lehrer der classischen Literatur gehabt: der freimüthige Johann von Wesel, dem der Inquisitionsprozeß gemacht wurde, ist einige Zeit hier Lehrer gewesen. Rudolph Lange, Moritz von Spiegelberg, Johann von Dalberg, Celtes studirten hier: Letzterer lehrte sogar eine Zeitlang daselbst, im Jahre 1485. Doch zu einer vollständigen Geltung hatte es das neuere Studium hier doch noch nicht bringen können. Erst ganz gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts schien es gelingen zu wollen.

Anders im Churfürstenthum Sachsen. Da hatte Friedrich der Weise seit dem Jahre 1486 die Regierung angetreten, nicht älter, als 23 Jahre, aber ein hoffnungsvoller Fürst, von wohlwollender Gesinnung und Liebe zu den Wissenschaften. Dessen Leibarzt war Mar-

1) Brief Ulrichs von Hutten an Jakob Fuchs vom Jahr 1515. Opp. Hutteni ed. Munch. II. Dann Mohnike in den biographisch-literar. Erläuterungen zu Huttens Klagen p. 428 — 432. Klüpfel de vita Celtis Tom. II. p. 81.

2) Mohnike. p. 388

tin Pollich aus Mellrichstadt, ein Mann, welcher ebenfalls der neuen Richtung angehörte. Er lernte Conrad Celtes kennen, nachdem er Heidelberg verlassen, und machte ihn mit dem Churfürsten bekannt. Celtes widmete diesem sein erstes Werk: de arte versificandi. Friedrich war für diese Aufmerksamkeit nicht undankbar. 1487 nahm er ihn mit sich auf den Reichstag nach Nürnberg und bewirkte hier, daß er vom Kaiser zum Dichter gekrönt ward. Friedrich der Weise gehörte seitdem zu den fürstlichen Gönnern der neuen Wissenschaften. An seinem Hofe befand sich auch der Ritter Heinrich von Bünau, einer der ersten Adeligen, welche die humanistischen Studien betrieben, ein Mitglied der rheinischen Gesellschaft [1]).

In Leipzig lehrte jener Martin Pollich, ehe er Friedrichs des Weisen Rath wurde, an die zwanzig Jahre, wiewohl nicht die classische Literatur, sondern den Scholasticismus. Aber er fühlte sich nicht von ihm befriedigt, und wandte sich später mit desto größerer Liebe zu den humanistischen Studien. Er gab auch Celtes den Rath, in Leipzig zu lehren. Celtes thats, im Jahre 1486, aber er konnte noch nicht durchdringen: noch fand die neue Wissenschaft zu wenig Anklang daselbst [2]).

Aber ein anderer Freund der classischen Literatur, Paul Niavis, lehrte sie hier eine Zeitlang, ich weiß nicht, vor oder nach Celtes [3]). Gegen Ende des Jahrhunderts

---

1) Klüpfel de vita Conradi Celtis. Tom. II. 80.

2) Klüpfel l. c. Tom. I. Cap. IX.

3) Trithemius erwähnt ihn in seinem catalogus illustrium virorum. p. 179.

lebte er in Chemnitz, als Rector einer lateinischen Schule, welche nach dem Sinne der neuen Studien eingerichtet war [1]).

In Meißen gehörte der Ritter Erhard von Windsberg, Doctor der Medicin, Rath des Herzogs Albert von Sachsen, der neuen Richtung an. Er war ein Freund Reuchlins und stand mit ihm in Briefwechsel [2]).

---

1) Weiße's Museum für sächsische Geschichte. III. 1. Abtheilung S. 251.

2) Epp. viror. illustr. ad Reuchlin. d. l.

Drittes Kapitel.

Franken und Nürnberg in ihrem Verhältnisse zur neuen Richtung. Wilibald Pirkheimer.

Franken.

Aus der bisherigen Darstellung wird hervorgehen, daß gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts allenthalben in Deutschland sich der freiere Sinn in Bezug auf Kirche und Wissenschaft regte, und daß mit jedem Jahre der neue Geist sich vorwärts drängte, um in der Nation immer tiefere und ausgedehntere Wurzeln zu fassen.

Hinter diesen vielfachen Bestrebungen der neuen Richtung nun, die wir überall in Deutschland bemerken, ist auch Franken nicht zurück geblieben. Haben wir es ja öfters schon erwähnen müssen: mehrere Männer, die wir als von großem Einflusse auf die allgemeine Entwicklung geschildert, sind in Franken geboren, oder haben da wenigstens gewirkt, wie ein Gregor von Heimburg, Rosenplüt, Albert von Eyb, Conrad Celtes, Martin Pollich, Niklas von Wyle, Martin Mayr. Ja man kann wohl sagen, Franken, ohnedieß der geographische Mittelpunkt von Deutschland, bildete sich allmählig auch

zum geistigen heran. Nicht gerade dadurch, daß etwa hier ausgezeichnetere Persönlichkeiten, als irgendwo sonst, auftauchen, als vielmehr dadurch, daß die neuen Ideen hier mehr, als wo anders, ein Gemeingut des Volkes werden, in die Massen eindringen und sich des volksthümlichen Bewußtseins bemächtigen.

Darum streben die neuen Ansichten in Franken zuerst nach Verwirklichung: sie haben hier ein praktisches Gepräge, sie suchen sich in unmittelbare Beziehung zum Leben zu setzen.

Vor Allem trugen dazu die politischen Verhältnisse bei. Diese waren in Franken für die Ausbildung tüchtiger Gesinnung vielleicht günstiger, wie irgendwo. Dadurch, daß hier keine große Territorialmacht existirte, sondern so verschiedene Territorien, größere und kleinere, geistliche und weltliche, adelige und bürgerliche, zwischen denen eine beständige Reibung statt fand, war es möglich geworden, daß sich die niedern Stände in größerer politischer Geltung erhalten konnten. In Franken bestand verhältnißmäßig die größte Freiheit unter den untern Volksklassen: selbst die Bauern waren hier sehr günstig gestellt: sie besaßen sogar das Recht, Waffen zu tragen [1]).

Daher ist denn auch das volksmäßige Element in Franken von sehr großer Bedeutung: die Volkspoesie wird hier mit am Eifrigsten gepflegt. Zwei der ersten Produkte, welche den Anfang jener Richtung bezeichnen,

---

1) Ich verweise hier auf die Einleitung von Bensens Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken, wo die politischen Verhältnisse weitläuftiger auseinander gesetzt sind

der Renner des Hugo von Trimberg und Bonerius Edelstein sind auf fränkischem Boden entstanden. Das Volkslied kam hier zur vollkommensten Blüthe. Auch das deutsche Drama ist von da ausgegangen.

Und diese volksmäßige Richtung, mit ihrer praktischen Tendenz, mit ihrer steten Beziehung auf Leben und Wirklichkeit ist denn auch bei den Oppositionen gegen Kirche und Kirchenlehre zu erkennen.

Denn diese waren zunächst auch politischer Natur. Die Bürger in den Städten, wie in Würzburg, Bamberg, Schweinfurt, Rotenburg, Windsheim, waren seit dem 13ten Jahrhundert in beständigen Streitigkeiten mit den Bischöfen zu Würzburg und Bamberg, welche ihre juristischen Befugnisse immer weiter ausdehnen wollten, während auf der andern Seite die Bürger ihre Rechte wahrten oder auch zu erweitern suchten. Und es blieb nicht etwa blos bei diplomatischen Erörterungen, sondern es kam zu förmlichen Revolutionen: öfter, denn einmal, wurden die Bischöffe von Würzburg von der unruhigen Bürgerschaft aus der Stadt gejagt. Auch den Bambergern ging es nicht anders. Da geschah es denn nicht selten, daß die Bischöffe, wenn sie sich nicht für stark genug hielten, mit eigner Kraft sich wieder in den Besitz ihrer Würde zu setzen, sich an den Papst wandten, der dann die Bürger in den Kirchenbann that.

Aus diesen Verhältnissen nun begreift man leicht, wie hier auch gegen das gesammte Kirchensystem Oppositionen entstehen konnten. Doch nahmen auch diese einen praktischen Charakter an.

Nicht, als wäre das beschauliche Element der neuen religiösen Richtung nicht auch hier vorhanden gewesen.

Wir bemerken hier Spuren der Waldenser: im 14ten Jahrhundert war die Gesellschaft der Gottesfreunde, die besonders am Rhein große Verbindungen hatte, auch über Franken verbreitet: Tauler hatte hier mehrere seiner treusten Anhänger [1]). Auch die mystischen Sekten der Lollharden existirten da. Allein im Ganzen hatte die neue religiöse Richtung hier immer zugleich ein praktisches Gepräge.

Gleich in einem der ersten Repräsentanten derselben, in Hugo von Trimberg, bemerken wir dieß. Es ist nicht zu verkennen: auch in ihm ist das beschauliche Element: er will einen Frieden der Seele, er will, daß der Mensch von dem äusseren werthlosen Treiben der Welt hinweg sich in das Innere seines Gemuthes kehre. Aber wie viel Lebenserfahrung hat dieser Mann zugleich! Wie kennt er die Zustände seiner Zeit, wie sucht er auf sie einzuwirken, sie zu verbessern! Der Hauptfehler — dieß sieht er wohl — liegt an den höhern Ständen, an ihrer Ungerechtigkeit, ihrer Habsucht, ihrer Unsittlichkeit. Gegen die niederen Stände, die er allerdings auch nicht schont, an denen er besonders die Unzufriedenheit mit ihrer Lage, die Sucht, sich zu überheben, tadelt, ist er bei weitem billiger, und es tritt deutlich hervor, daß er selber den untern Klassen angehört, und daß er die Ueberzeugung hat, es müsse auch unter den socialen Verhältnissen eine Aenderung erfolgen, wenn es überhaupt besser werden solle.

1) Rohrig die Gottesfreunde und Winkler am Oberrhein

Unter den Ständen aber, gegen welche er vorzüglich zu Felde zieht, nimmt denn die Geistlichkeit einen vorzüglichen Platz ein. Er tadelt ihre Habsucht, ihre Lasterhaftigkeit, ihre Unsittlichkeit jeder Art auf das Heftigste: besonders die Bettelmönche, die sich durch Hochmuth auszeichnen, während sie sich ihrer Demuth rühmen. Von der niedern Geistlichkeit kommt er zur höheren, und bleibt zuletzt beim päpstlichen Hofe stehen, von dem er offen erklärt, daß Alles bei ihm feil sei. Ob Einer ein Dieb, ein Räuber oder Mörder sei, wenn er nur gibt, so spricht man ihn heilig, und so viele Bullen theilt Rom an Pilger aus, daß, wären sie mit Silber, statt mit Blei behängt, keine Straße vor Mördern sicher sein würde.

Dieselbe praktische Tendenz und denselben natürlichen Sinn zeigt er nun auch in seinen Ansichten über Theologie. Die religiöse Wahrheit, meint er, bestehe nicht in unerklärlichen, dunkeln, subtilen Fragen, sondern sie seie ganz einfach: so, wie sie die Bibel gäbe. Die Bibel seie die einzige Quelle der Religion, und nichts könne es geben, was sie an Größe und Tiefe der Wahrheit überträfe. Er tadelt daher die Schulgelehrsamkeit, die sich so sehr mit ihrer Weisheit brüste: im Grunde genommen seie nichts hinter ihr, weil sie die Bibel nicht zur Grundlage ihres Systems mache: nur diejenigen Lehren, welche sich auf *sie* stützen, können Wahrheit haben.

Dieser Renner des Hugo von Trimberg, im Anfange des 14ten Jahrhunderts gedichtet, erhielt nun einen ungemeinen Beifall: er wurde Volksbuch: bis in die Zei-

ten der Reformation hinein ist er eines der beliebtesten Lesebücher geblieben [1]). —

Um die Mitte des 14ten Jahrhunderts, im Jahre 1342, sehen wir einen gewissen Conrad Hager, einen Laien, in Würzburg öffentlich sich gegen die Messeopfer, gegen Seelengeräthe und ähnliche kirchliche Institute erheben. Auch bei diesem Manne ist ein praktisches Element. Es wäre eine Pfaffenschneiderei, meinte er, das Geld, welches die Pfaffen bekämen, und was den Todten doch nichts nützte, würde den Armen entzogen, die es viel besser brauchen könnten. Wenn er noch so viel Geld hätte, kein einziges Stück würde er für eine Messe hergeben [2]).

Im 15ten Jahrhundert sehen wir gerade in Franken die hussitischen Lehren den meisten Anklang finden. In Bamberg namentlich war in den dreißiger Jahren die Bürgerschaft fast ganz davon angesteckt. Man hielt es für nöthig, die Einwohner einen Eid schwören zu lassen, daß sie der hussitischen Ketzerei nicht anhangen wollten [3]).

1446 lehrte im Aischgrund, in der Gegend von Rotenburg an der Tauber, Windsheim, Neustadt, Ansbach ein gewisser Friedrich Müller die hussitischen Meinungen. Er fand sehr viel Anhang unter dem Volke. Da

---

1) Gervinus Geschichte der deutschen Dichtkunst. Zweiter Band. S. 118 folg.

2) Lorenz Friese in Ludwig Geschichtschreiber des Bisthums Würzburg. S. 626.

3) Heller Reformationsgeschichte von Bamberg

ward endlich der Bischoff von Würzburg darauf aufmerksam. 130 Personen, die anerkannt Müllers Anhänger waren, wurden ergriffen und gefangen nach Würzburg geführt, wo sie zum Widerrufe gezwungen wurden [1]).

Viel gefährlicher ließen sich die Unruhen an, welche im Jahre 1476 der sogenannte Pauker von Niklashausen erregte. Ein junger Mensch, Hans Böheim, der sonst bei Kirchweihen und andern ländlichen Festen aufzuspielen pflegte, begann auf einmal, angeregt durch die Predigten eines Bettelmönchs, der kurz vorher im Lande herumzogen war, dem Volke eine neue Lehre zu verkünden. Die heilige Maria, sagte er, seie ihm erschienen, und habe ihm eingegeben, von nun an zu predigen, statt die Pauke zu schlagen. Aber schon die Zeitgenossen meinten, er habe seine Lehre von einem Jünger Hussens überkommen [2]). In dem Sinne Hussens predigte er nun. Aber er ging noch weiter. Er erklärte, es sollten ferner keine Fürsten, Kaiser, Päpste, noch andere geistliche und weltliche Obrigkeiten bestehen: sie sollten alle abgeschafft werden: es sollte Jeder des Andern Bruder sein,

---

1) Lorenz Friese a. a. O. S. 800.

2) Alte Nürnberger Chronik von Anton Kreuzer in Waldaus Beiträgen zur Geschichte von Nürnberg. III. 416. Da stund in Frankenland in einem Dorf Niklashausen genannt, ein Hirt auf, ein Pauker — der predigt lang Predigt wider den Papst und die Geistlichen, und gab vor, die Jungfrau Maria hab' ihn das geoffenbart: ich halt davor, er habe es von der Hussen Jünger einen empfangen und gelernt.

Jeder so viel, als der Andere haben: alle Zölle, Steuern, Abgaben und dergl. sollten abgethan sein.

Wir sehen also hier wieder das politische Element in der innigsten Verbindung mit dem religiösen.

Die Lehren des Mannes fanden ungemeinen Beifall: ein deutliches Zeichen, wie weit das Volk für die neue Richtung empfänglich war. Zuerst kamen die Einwohner aus den nächsten Ortschaften nach Niklashausen, um den Mann zu hören, dann aus ganz Franken, aus dem Odenwald, vom Neckar und Kocher, endlich aus Schwaben, Baiern, selbst vom Rhein. So ausserordentlich viel Menschen zogen nach Niklashausen, daß an Einem Tage einmal über 40,000 beisammen gewesen sind. Fast in ganz Deutschland machte dieß Aufsehen: noch Sebastian Brandt weiß davon zu erzahlen.

Es ist natürlich, daß zuletzt die geistliche Regierung auf diese Bewegungen aufmerksam wurde. Als nun einstens Hans Böheim seine Zuhorer ermahnte, das nächste Mal mit Waffen wieder zu kommen, und zwar in so großer Anzahl wie möglich, nur sollten sie Weib und Kind zurücklassen, da glaubte der Bischoff von Würzburg zuvorkommen zu mussen. Er ließ die Nacht vor der bestimmten großen Versammlung den Pauker aufheben und gefangen nach Wurzburg führen. Seine Anhanger zogen nun zwar, an 16,000 Mann stark, vor Würzburg und verlangten trotzig, daß ihnen der heilige Jüngling, wie sie ihn nannten, ausgeliefert werden sollte. Der Bischoff aber wies mit Entschiedenheit dieß Ansinnen zurück: ließ Geschutz auffahren, und machte alle Anstalten zum Angriff. Da gingen sie denn unverrichteter

Dinge aus einander. Hans Böheim aber wurde nebst mehreren andern zum Tode verurtheilt und hingerichtet[1]).

Es dauerte aber gar nicht lange, so erhob sich in einer andern Gegend von Franken eine neue Opposition gegen das Kirchensystem. Dietrich Morunger, Domherr zu Würzburg und Bamberg, predigte in den achtziger Jahren in der Nähe von Nürnberg, im Fichtelgebirge, in Hof öffentlich wider den Ablaß und andere Lehren der katholischen Kirche. Auch er fand ausserordentlichen Beifall, so daß sich endlich die kirchlichen Behörden bewogen sahen, auch ihn gefangen nehmen zu lassen. Zehn Jahre lang wurde er im Gefängnisse gehalten [2]).

Die praktische Tendenz, die wir nun bei der religiösen Richtung in Franken bemerken, ist endlich auch bei der Wissenschaft nicht zu verkennen. Gregor von Heimburg, Albert von Eyb, Conrad Celtes, welche Franken gewesen, repräsentiren in der neuen Wissenschaft mehr die praktische Richtung, die in einer gewissen Verbindung mit der volksmäßigen stand.

Durch jene Männer aber wurde in Franken vielfach für die Aufnahme der classischen Literatur gewirkt. In der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts sehen wir hier schon lateinische Schulen entstehen.

So war in Ochsenfurth eine Schule, welcher ein Peter Bezolt und Jacobus Fröhlich vorstanden. Bedeu-

---

1) Lorenz Friese a. a. S. 852.

2) Hellers Reformationsgeschichte von Bamberg. Historia Norimb. diplomatica. Auch das Chronicon Urspergense ad ann. 1489.

tender, als diese, scheint die in Schweinfurt gewesen zu sein: da lehrte ein gewisser Herwart. In Eichstätt endlich befand sich eine lateinische Schule unter einem gewissen Georg Tegen [1]).

Eichstädt war überhaupt auch ein Sitz für die neue wissenschaftliche Richtung. Den Bischoff Johann von Aich, den Domherrn Albert von Eyb haben wir schon öfter angeführt. Gegen Ende des Jahrhunderts beschäftigte sich der Propst Philipp von Ratsamhausen mit den neuen Studien [2]).

Einer der lebhaftesten Anhänger der neuen Richtung war der Domherr Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden. Er war im Jahre 1457 zu Seckingen geboren, studirte in Italien und in Frankreich, und hier ist er wahrscheinlich Reuchlins Schuler gewesen. Er selbst

---

1) Kilian Leib in der Einleitung zu der Geschichte seiner Zeit (Aretin Beiträge zur Geschichte und Literatur. VII. p. 537. erzählt von sich: decennis ferme sub praeceptoribus Petro Bezolt primum ac deinde Jodoco Frölich literarum rudimenta coepi discere (in Ochsenfurth): postea anno 1485 in Schweinfurt Petro Herwart docente philosophiae docto professore studia prosecutus sum. Demum Eychstett, quam ego Dryospolim recte dixi, aestate anni sexti post octuagesimum sub Georgio Tegen artium et literarii ludi magistro transegi.

2) Wimpheling in einem Briefe an Wernher von Berenfels, angedruckt der neuen Ausgabe von Heinrichs von Hessen Schrift gegen die Leugner der unbefleckten Empfängniß Mariä. Philippus de Ratsamhausen, praepositus Eystett. fuit professor bonarum et sacrarum literarum.

nennt sich so in den Briefen an Reuchlin [1]). Auch von Bohuslaus von Hassenstein war er ein genauer Freund. Höchst wahrscheinlich sind sie in Italien mit einander zusammen gewesen. Später wandte sich Hassenstein öfters an ihn mit Bücherbestellungen [2]). Wir werden seiner noch öfter erwähnen müssen. Ein wohlwollender Charakter, zugleich ein heller, denkender Kopf, der für alle Richtungen der neuen Bestrebungen empfänglich war, und nicht nur selber sich zu bilden strebte, sondern die neuen Ideen auch zu verbreiten suchte. Schon im Jahr 1484 schrieb er in einem Briefe an Reuchlin, wie unablässig nothwendig ihm das Studium der classischen Literatur zu einer ächten Bildung zu sein scheine. Mit Hohn und Spott behandelt er schon die Scholastiker. In einem Briefe an Bohuslaus von Hassenstein aber, in dem Jahre 1494 etwa geschrieben, vertheidigt er die hussitischen Lehrsätze, wie z. B. das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, und die Aufhebung des Cölibats. –

Auch in Bamberg war das geistige Leben vorgeschritten. Besonders blühte hier die Buchdruckerkunst auf. Schon im Jahre 1462 ging aus der Offizin des berühmten Pfister die ganze heilige Schrift hervor.

---

1) Brief an Reuchlin vom J. 1490. Epp. illustr. vir. c. 5 Ego quidem me ipsum intus et in cute novi, ac hoc unum scio, me nihil scire, neque te, a quo imbutus sum ac prima, ut ita dixerim, elementa hausi, culpaverim.

2) Bohuslai de Hassenstein opp. p. 426.

Nürnberg.

Aber der größte geistige Aufschwung in ganz Franken fand sich um jene Zeit offenbar in Nürnberg.

Eine ächte Repräsentantin des deutschen Städtewesens! Der Ursprung der Stadt reicht nicht sehr weit in das Alterthum hinauf: über das 11te Jahrhundert hinaus sind keine historischen Beweise für ihr Dasein vorhanden. Aber sie hob sich schnell und verfolgte gleich vom Anbeginn mit Entschiedenheit die Tendenzen der deutschen Städte. Wir finden Nürnberg unter den Bürgergemeinden, welche zur Zeit Heinrichs IV. die Partei des Kaisers gegen die rebellischen Fürsten nahm: dann ist sie auf Seite der Hohenstaufen: überhaupt eine treue Anhängerin aller deutschen Kaiser. Auch waren diese nicht undankbar. Friedrich II. ertheilte ihr im J. 1219 ein wichtiges Privilegium: Heinrich VI. erklärte sie 1313 als unabhängige freie Reichsstadt. Im Innern der Stadt war schon von frühen Zeiten her eine vortreffliche Verwaltung. Der Nürnberger Rath war einer der ersten, der eine geordnete Polizei einführte, welche dazu diente, das Wohl der Bürger zu fördern, und Jedem Sicherheit seiner Person wie seiner Betriebsamkeit gewahrte. Daher von jeher große Ruhrigkeit und Thätigkeit unter den dortigen Bürgern. Mit dem Anfange des 14ten Jahrhunderts begann die Stadt, die Erzeugnisse ihres Fleißes auch in das Ausland zu verbreiten, und trat hiemit in ein neues Stadium ihrer Bedeutung. Bald bildete sie den Mittelpunkt des deutschen, ja selbst des europäischen Handels.

Bei dieser großen Thätigkeit, die sich im Nürnberger Bürgerthum aussprach, konnte es an innerer Rei-

bung nicht fehlen: es trat hier im 14ten Jahrhundert, gerade so, wie in allen deutschen Städten das democratische Element hervor. Nürnberg hatte bisher eine aristocratische Regierung: die Patriciergeschlechter hatten sie allein in den Händen, die Handwerker waren davon ausgeschlossen. Diese wollten nun ebenfalls Antheil am Stadtregiment, erhoben im Jahr 1349 eine Revolution, jagten den Rath aus der Stadt, und setzten eine zünftische Regierung ein. Der vertriebene Rath wandte sich aber an Carl IV., und dieser, welcher auf die Handwerker aufgebracht war, weil sie es mit dem Gegenkönig Günther von Schwarzburg gehalten, führte jenen wieder in die Stadt zurück. Der Rath verfuhr nun mit großer Klugheit. Er bestrafte zwar die Rädelsführer: allein er führte das alte Regiment keineswegs in seiner ganzen Ausdehnung wieder ein, sondern gab den Zünften einen, wenn auch geringen Antheil an der Regierung: bemühte sich aber, so zu regieren, daß alle Wünsche befriedigt wurden, und jede Ursache hinwegzuräumen, über die Regierung zu murren.

Und in der That: die Folge bewies es, wie vortrefflich der Rath die Regierung zu handhaben wußte. Denn von dieser Zeit an erhob sich Nürnberg zu immer größerem Glanze und Flor, sowohl was die innere Entwicklung und Einrichtung, als die Bedeutung gegen Außen betrifft. Im innern Deutschland war es ohnstreitig die Königin der Städte: und nicht nur die übrigen Communen des Reichs in der Nähe, sondern auch Fürsten und Bischöffe suchten ihre Freundschaft, in Streitigkeiten ihre Vermittlung. Auf das Schönste blühten hier Gewerbe und Künste empor: eine Kirche, ein schö-

nes Gebäude nach dem andern erhob sich hier: es war hier eine Rührigkeit, eine Thätigkeit, wie sie sich nicht leicht wo anders fand. Der sicherste Beweis, daß das Volksleben vom Rathe nicht gehemmt ward. Man darf nun aber auch nur die Verordnungen betrachten, welche der Rath im 14ten, 15ten Jahrhundert erließ: wie er sich bemühte, überall die Mißbräuche aufzuheben, dagegen nützliche Einrichtungen zu treffen, den Gewerbfleiß zu ermuntern, Faulheit zu bestrafen, wie er die Polizei handhabt, wie er auf Reinlichkeit in der Stadt, Ordnung in den Apotheken, Sicherheit auf den Straßen, Gesundheit der Lebensmittel, Versorgung der Armen sieht, so ist das wohl zu erklären.

Das democratische Element war daher in Nürnberg keineswegs erstickt: es sollte sich ausleben, sich frei entwickeln: nur sollte es nicht excentrisch werden. Wir finden daher den Ausdruck der volksmäßigen Entwicklung, die Volkspoesie, gerade hier in Nürnberg mit am Bedeutendsten. Jener Hans Rosenplut, genannt der Schnepperer, den wir früher schon als eine der namhaftesten Erscheinungen in der volksmäßigen Richtung erwähnten, lebte in Nürnberg. Er und Hans Folz, ebenfalls in Nürnberg, sind als die ersten deutschen Dramatiker zu betrachten.

Oefter schon haben wir bemerkt, wie in der volksmäßigen Richtung zugleich eine Opposition gegen das mittelalterliche Kirchenwesen lag: in Hans Rosenplüt besonders zeigte sie sich. Aber Nürnberg hatte von jeher in religiöser Beziehung eine freiere Richtung gehabt. Es nahm immer die Partei des Kaisers gegen den Papst: in den ersten Zeiten der Waldenser sollen sich ihre An-

sichten, wie uns wenigstens die Chronik Müllners berichtet, in Nürnberg gezeigt haben: zu den Gottesfreunden, die wir erwähnt, gehörten auch mehrere Nürnberger: dann, im Anfange des 15ten Jahrhunderts fanden die hussitischen Lehren bedeutenden Anklang. Huß selbst hielt sich auf seiner Reise zum Concilium in Constanz eine Zeitlang hier auf, disputirte über seine Ansichten, und fand allgemeinen Beifall[1]). Die Geistlichkeit befand sich überhaupt in einem untergeordneten Verhältniß zu der Bürgerschaft. Der Rath hatte die Advocatie über sämmtliche Kirchen und Klöster der Stadt, und auch über die, welche im städtischen Gebiete lagen. Im 15ten Jahrhundert erhielt er auch das Patronatsrecht: er wählte die Pröpste und Pfarrer zu den Kirchen: nicht ohne Widerspruch des Bischoffs von Bamberg, in dessen Sprengel sie gehörten. Doch hatte der Rath, hierin selbst vom Papste unterstützt, es durchgesetzt. Sodann stand dem Rathe die Aufsicht über die Sitten in Kirchen und Klö-

1) Huß erzählt dieß selbst in einem Briefe. (Epistolae quaedam piissimae et eruditissimae Johannis Hufs, etc. mit einer Vorrede Luthers. Wittenbergae 1537 fol. 18 sq.) Et ecce venimus Norimbergk, in qua adventum nostrum mercatores divulgaverunt, qui nos praecesserunt, propter quod populus stabat in plateis, aspicientes et quaerentes, quis esset magister Hus. Und nun erzählt er, wie er öffentlich, vor allem Volke, über seine Lehrsätze disputirt habe. Alle hätten ihm Beifall gegeben. Cives meam sententiam confirmabant. Finaliter omnes magistri et cives steterunt contenti. Etiam scitote, quod nullum adhuc sensi inimicum.

stern zu[1]): öfter, wie einmal, machte er Reformationen: wie zu erwarten, gegen den Willen der Klosterleute: so wurde 1428 das Katharinenkloster reformirt[2]), wiewohl sich die Nonnen auf das heftigste widersetzten: 1436 das Kloster der Augustiner[3]).

Die freie religiöse Gesinnung der Einwohner wurde nun in der Mitte des 15ten Jahrhunderts noch genährt durch Gregor von Heimburg, Martin Mayr, Niclas von Wyle, sämmtlich Consulenten und Rathschreiber von Nürnberg, welche sich um die Mitte des 15ten Jahrhunderts hier aufgehalten[4]).

Diese Männer waren aber noch in einer andern Beziehung für Nürnberg bedeutend: sie brachten das Studium der classischen Literatur hier in Anregung. Seitdem zeichnete sich Nürnberg an classisch gebildeten Männern nicht minder aus, wie andere deßhalb berühmte Städte. Ja, Ulrich von Hutten konnte von ihr sagen, daß sie die erste unter den deutschen Städten gewesen, welche die schönen Wissenschaften gepflegt habe[5]). Als Gregor

1) Oratio de insignioribus quibusdam sacrorum juribus, quibus senatus Norimb. jam ante tempora relig. instauratae usus est. bei Strobel Miscellanen I. S. 69 -- 88.

2) Nideri Formicarius III. Cap. 3.

3) Waldau neue Beiträge. II. 311.

4) s. oben S. 94 — 96.

5) In der Epistola ad Bilib. Pirkheimerum in Hutteni opp. ed. Münch. Tom. III. p. 75. — Quod in ea civitate natus sis, quae omnium per Germaniam civitatum maxime bonis primum ingeniis exuberat, ac perenniter scatet, deinde honorem his habet, ac singulariter erga op-

von Heimburg in den sechziger Jahren die Stadt verließ, wurde er bald ersetzt durch Johann Müller Regiomontan, so genannt von seiner Vaterstadt Königsberg, damals der berühmteste Astronom von ganz Deutschland, vielleicht von Europa[1]). Er war ein Schüler und Freund Georg Peurbachs. Ihn lernte in Wien der Cardinal Bessarion, ein classisch gebildeter, für die Wissenschaft eifriger Mann kennen: als Peurbach im J. 1461 gestorben war, machte er Müllern den Vorschlag, nach Italien zu gehen, und dort den Amagest des Ptolemäus herauszugeben. 1461 ging Regiomontan wirklich nach Italien. 1467 kehrte er zurück nach Wien, dann nach Ungarn, zu Mathias Corvinus, der ihn zu sich eingeladen hatte, verließ aber dieses Land wieder, und begab sich 1471 nach Nürnberg, weil er, wie er sagte, keine Stadt finden konnte, die für seine wissenschaftlichen Untersuchungen geeigneter wäre. Hier verfertigte er einen großen Theil seiner Schriften und seiner astronomischen Instrumente: er legte eine Druckerei an, um seine eigenen

---

timas quasque artes adfecta fuit et diu jam **sola** ac **unice** fuit.

1) Ulrich von Hutten ib. Nam et patrum nostrorum memoria Joannem de monte regio meum civem, cum, qui ut in Mathematices cognitione, unanimi omnium consensu, ipsi Archimedi palmam praeripuit, ita inter primos hujus seculi, non dico Germanos, sed omnium universim nationum dico, vix dum respirantibus tunc literis, pure et citra vitium Graece ac Latine locutus est et scripsit, caecutientibus aliis nec hominis virtutem agnoscentibus (vestra civitas) sola suspexit, stipendio prosecuta est, civitate donavit.

Schriften ſowohl, wie die griechiſchen Mathematiker, die er herausgeben wollte drucken zu können.

Dieſer Mann wirkte denn ſehr vortheilhaft auf die Nürnberger und beſonders auf einzelne Männer, die er zu Schülern zog. Zu dieſen gehörte Bernhard Walther, geboren zu Nürnberg 1430, höchſt wahrſcheinlich ein Zögling Niklas von Wyle, ſehr bewandert in der claſſiſchen Literatur, ſeit 1471 der eifrigſte Schüler Regiomontans. Er unterſtützte dieſen mit ſeinem Vermögen, namentlich bei Anlegung der Druckerei und Verfertigung von mathematiſchen Inſtrumenten. Nach Müllers Tode, 1477 — er war im Jahr 1476 noch einmal nach Italien gegangen, ſtarb aber gleich das Jahr darauf — war er der größte Aſtronom von Deutſchland. Alle Schriften Regiomontans waren in ſeinem Beſitz: allein Niemand hatte dieſen auch ſo tief aufgefaßt, und ſo viel von ihm gelernt, als Bernhard Walther. Auch war ſein Ruhm über ganz Deutſchland verbreitet[1]).

Von dieſer Zeit an behauptet Nürnberg in Bezug auf Mathematik und die damit in Verbindung ſtehenden

---

1) Conrad Celtes in einer Ode an Bernhard Walther, im dritten Buche:

O quanta nostris gloria seculis,
Germana quantum et terra superbior
Erit, tuos cernens labores,
Perpetui tibi causa honoris
Te tota noscit nostra Alemannia,
Miratur et te tollit ad aethera
Wormaciensis praesul (Dalberg) omni
Te studio colit atque honorat.

Wiſſenſchaften und Künſte den erſten Rang unter allen deutſchen Städten, die Univerſitäten nicht ausgenommen [1]).

Aber überhaupt die ganze humaniſtiſche Richtung fand in Nürnberg von dieſer Zeit an ihre Vertreter. Es befand ſich hier auch jener Sigmund Meiſterlin, den wir ſchon bei Augsburg erwähnt. Er war Prediger zu St. Sebald, in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts und ſchrieb eine Nürnberger Chronik [2]), nicht ſehr mit hiſtoriſcher Kritik: er bringt die alten Fabeln noch mit herein, auch hängt er, wie es ſcheint, noch ganz feſt an der Kirche. Aber die claſſiſche Bildung leuchtet unverkennbar aus ſeinem Werke hervor. Er ſchreibt ein

---

1) Melanchthon in der praefatio in Alfraganum et Albategni, dem Nürnberger Senat gewidmet, bei Strobel Miſcellaneen V. S. 152. Note: Ut de caeteris laudibus non dicam, certe haec propria est Norinbergae, plus artium, quae sunt vitae utiles, in una urbe nusquam alibi est, quam apud vos. Nec tantum ibi florent mechanicae artes, sed philosophiae magna studia semper apud vos fuerunt, ejusque laudis possessionem adhuc retinent ornatissimi cives, qui praesunt reipublicae. Quare ad conservandam et illustrandam hanc philosophiae partem, quae continet mathematicen et doctrinam de motibus coelestibus, multum opis attulit vestra civitas. — Tom. Lugd. Epp. p. 94.: Genius urbis vestrae hoc nomine magis venerandus est omnibus doctis, quod iis disciplinis, quae mathematicae dicuntur, adeo favet, ut nusquam majora sint earum studia, quam in urbe vestra, et ingenia ad eas artes aptissima apud vos nascantur.

2) Sie ſteht in Ludewig monumenta medii aevi. Tom. VIII.

gutes Latein: die ganze Anlage des Werks ist durchaus verschieden von den gewöhnlichen Chroniken, sie zeigt Geist: die Anordnung des Einzelnen ist den alten Schriftstellern entlehnt.

Ein anderer Historiker war Hartmann Schedel [1]). Er ist 1440 zu Nürnberg geboren. Er besuchte Italien, namentlich Padua, 1463, wo er sich auf die Medicin legte, wurde auch 1466 darin Doctor. 1473 kam er als Physikus nach Nördlingen, dann nach Amberg, endlich nach Nürnberg, wo er von 1484 — 1514 als Physikus angestellt war. Er war ein Freund und Beförderer der classischen Literatur. Man erzählt sich von ihm, daß er seine vielen Reisen unter andern auch dazu benutzte, zum humanistischen Studium anzuregen und aufzufordern. Ihn zogen besonders die historischen Studien an. Ueberall auf seinen Reisen sammelte er die Antiquitäten. Er schrieb mehrere Werke. Am berühmtesten ist seine allgemeine Geschichte geworden, die unter dem Namen des **Chronicon Norimbergense** bekannt ist. Sie ist noch nicht ganz frei von wunderlichen Vorstellungen und Meinungen, aber ausser sehr vielen schätzbaren Notizen, besonders was die Geschichte seiner Zeit angeht, leuchtet doch eine freie tuchtige Gesinnung aus dem Werke hervor.

Von sehr großem Einflusse auf die Verbreitung der humanistischen Richtung war der mehrmalige Aufenthalt des Conrad Celtes in Nürnberg. Das erste Mal war er 1487 daselbst, als er vom Kaiser Friedrich zum Dichter gekrönt ward: das zweite Mal im Jahre 1491. Er hielt sich gerne und immer längere Zeit hier auf, und

1) Nürnberger Gelehrtenlexicon. Art. Schedel

daß er in literariſcher Beziehung eingewirkt hat, geht aus den vielen Freunden hervor, die er ſich in Nürnberg erworben. Faſt alle diejenigen Nürnberger, welche ſich in dem letzten Viertel des 15ten Jahrhunderts mit den claſſiſchen Studien beſchäftigen, ſind nachweislich Celtes Freunde und ſtehen mit ihm in Briefwechſel.

So unter den Angeführten Bernhard Walther und Hartmann Schedel.

Ein anderer ſeiner Nürnberger Freunde war Heinrich Euticus, welcher als ſtädtiſcher Arzt ſchon im Jahre 1485 vorkommt[1]). Später finden wir ihn in Bamberg, Augsburg, dann in Frankfurt am Main. Von Celtes exiſtiren ein Gedicht und mehrere Briefe an ihn[2]). Er war ein eifriger Anhänger der neuen Literatur. Er ſchrieb, wie uns wenigſtens Trithemius berichtet, Satyren wieder die Sophiſten, Dialektiker und Feinde der Humaniſten.

Noch bedeutender war vielleicht Peter Dannhäuſer, ein Nürnberger Bürger, der von ſeinen gelehrten Mitbürgern und Zeitgenoſſen ſehr hoch geſchätzt wird. Er ſcheint ein Mann von vielſeitiger Bildung geweſen zu ſein. Er kennt die ſcholaſtiſche Literatur, und die vorzüglichſten Myſtiker. Von Anſelm von Canterbury beſorgt er ſogar eine Ausgabe, und ebenſo von dem Buche des Thomas von Kempen über die Nachahmung Chriſti. Allein mit ganzer Seele hing er den humaniſtiſchen Stu-

1) Nürnberger Gelehrtenlexicon.

2) Im zweiten Buche der Oden. Die Briefe ſtehen bei Klüpfel l. c. Tom. II. p. 148.

dien an: er war von ihnen enthusiasmirt. Einer Italienerin Cassandra Veneta, die eine Rede über die schönen Wissenschaften herausgegeben, schrieb er einen leidenschaftlich feurigen Brief, in dem er sie mit den größten Lobsprüchen überhäufte. Seine große Liebe zu den humanistischen Studien wurde ihm auch verargt von einem seiner Freunde, dem Abte Georg Pirkamer, sonst kein übler Mann, der aber das Christenthum und christliche Gesinnung zu ängstlich faßte. Die Beschäftigungen mit den heidnischen Dichtern, meinte dieser, würden Dannhäusern zum Heidenthum hinleiten. Dieser aber antwortete in einer eigenen Schrift, worin er beweist, daß ein Christ allerdings die heidnischen Poeten lesen durfe. Diese Schrift ist mir nicht zu Gesichte gekommen: es scheint mir aber, daß sie auf die Vertheidigung des Aeneas Sylvius hinauskommt. Dannhäuser war einer der genauesten Freunde des Celtes: er stand mit ihm in sehr lebhaftem Briefwechsel[1]).

Unter den Patriziern waren es besonders drei, welche sich für die classische Literatur und für Celtes insbesondere interessirten, Sebald Schreier, Löffelholz und Johann Pirkheimer.

Sebald Schreier war im J. 1446 geboren. Von 1482 — 1503 war er Kirchenmeister bei St. Sebald. Er war ein Mann, der sich nicht minder durch lebendigen Sinn für geistige Bildung, als durch einen wohlwollenden, vortrefflichen Charakter auszeichnete. Noch in seinen späten Jahren fing er an, sich mit der classischen

1) Nürnberger Gelehrtenlexicon. Theophili Sinceri Nachrichten von lauter raren und alten Büchern I. S. 23 folg

Literatur zu beschäftigen: aber er thats mit dem jugendlichsten Eifer. Er war ein Patron aller Wissenschaften und Künste: sein Haus war ein Sammelplatz der ersten Gelehrten [1]: er benutzte sein Vermögen dazu, um jungen Literaten aufzuhelfen. So war er es, der Schedels Chronik zum Druck beförderte, der Dannhäusern unterstützte: dieser widmete ihm mehrere seiner Werke: zu einem, dem archetypus urbis Romanae ließ Schreier die Holzschnitte verfertigen [2]. Sehr genau aber war er mit Conrad Celtes befreundet: dieser mußte bei ihm logieren: sie standen in sehr eifrigem Briefwechsel mit einander. Celtes hat auch eine Ode an ihn, die eine der schönsten ist, welche er gemacht hat.

Johann Löffelholz, aus einer alten rathsfähigen Familie, war im Jahre 1448 geboren. Er studirte im Jahre 1465 in Padua, und hielt sich seitdem an verschiedenen Höfen deutscher Fürsten auf, seit 1476 aber war er zugleich auch Consulent der Stadt Nürnberg. Er war ein sehr wissenschaftlich gebildeter Mann und besaß namentlich eine sehr schöne Bibliothek. Er unterstützte die Gelehrten: Dannhäuser war auch ein Freund von ihm: dieser widmete ihm die Ausgabe des Anselm von Canterbury [3].

Auch Johann Pirkheimer hatte früher in Italien

---

1) Brief Werners an Sebald Schreier in Theoph. Sinceri Nachrichten S. 334 folg.

2) Nürnberger Gelehrtenlexicon. Theoph. Sinceri Nachr. I. 23 sq.

3) Brief Dannhäusers an Löffelholz vor den Opp. Anselmi. 1491. Nürnberger Gelehrtenlexicon.

studirt, 1465 erhielt er zu Padua die juristische Doctorwürde, war dann seit 1467 Consulent der Stadt Nürnberg, zugleich aber auch von Eichstädt, Baiern, Oestreich. Auch er war ein großer Gönner der classischen Literatur.

Bei Celtes zweitem Aufenthalte in Nürnberg versuchten seine Freunde ihn in der Stadt zu behalten: sie gingen damit um, einen Lehrstuhl der classischen Literatur für ihn zu errichten. Doch gelang es ihnen vorderhand nicht[1]). Celtes kam auch bald darauf nach Ingolstadt an die Universität, ebenfalls unter Verwendung eines Nürnbergers, des Sixtus Tucher. Aber bald setzten die Nürnberger ihre Wünsche doch durch. Besonders Johann Pirkheimers Bemühungen gelang es, daß eine Stelle für einen Lehrer der classischen Literatur in Nürnberg errichtet ward[2]). Die Stelle bekam Heinrich Groninger, ein Mann der früher in Italien gewesen, ein Freund des Celtes, von ihm sehr geschätzt[3]). Doch scheint diese Stelle nicht definitiv gewesen und vielleicht mit dem Abgang Groningers wieder eingegangen zu sein.

Dieß also waren die religiösen und literarischen Zustände Deutschlands und Nürnbergs insbesondere gegen Ende des 15ten Jahrhunderts. In solche Zeiten und in

---

1) Brief Dannhäusers an Conrad Celtes vom 1. Sept. 1491. bei Klüpfel Tom I. Cap. XXIII. Not. f

2) Conrad Celtes in der descriptio urbis Norimbergae.

3) Briefwechsel zwischen Celtes und ihm bei Klüpfel Tom. II. p. 149. 151.

solche Verhältnisse hinein fiel nun die Geburt und die Jugend eines Mannes, dessen Einfluß auf die folgende Entwicklung so bedeutend geworden ist, daß wir ihm fortan genauere Aufmerksamkeit widmen müssen.

Wilibald Pirkheimers Jugend, Studienzeit und politische Laufbahn.

Wilibald Pirkheimer war am 5. December 1470 geboren. Er war aus einer alten Nürnberger Patrizierfamilie, welche seit Jahrhunderten eine Reihe von Männern und Frauen aufweisen konnte, die durch hohe geistige Bildung nicht minder wie durch ehrenwerthen Charakter ausgezeichnet waren[1]). Er selbst freut sich des Ruhmes seines Geschlechts[2]), der auch ihm ein Sporn zur Nacheiferung sein sollte.

Sein Vater war jener Johann Pirkheimer, welchen wir als einen vorzüglichen Gönner der neuen wissenschaftlichen Richtung bezeichnet haben, durch dessen Bemühungen ein Lehrstuhl für die Beredsamkeit und Dichtkunst in Nürnberg errichtet worden war. Es war vorauszusehen, daß er seinem Sohne einen zweckmäßigen Unterricht ertheilen ließ. Wie er überhaupt für die geistige Bildung seiner Kinder sorgte, geht nicht nur aus seines Sohnes Geschichte hervor, sondern zeigt sich auch bei seinen übrigen Kindern. Er hatte ausser Wilibald noch drei Töchter: die eine, Julia, war an einen Geuder ver-

---

1) Scheurl in einem Briefe an Charitas Pirkh. Opp. Pirkh.

2) Brief an Charitas. Pirkheimeri opp. p. 239.

heirathet: die zwei andern, Charitas und Clara, widmeten sich dem geistlichen Stande: beide waren Nonnen im St. Clarakloster zu Nürnberg. Die ältere, Charitas, etwa 1464, geboren, wurde im Jahre 1503 Aebtissin daselbst: Clara war Lehrerin der Klosterfrauen, im Jahre 1533 folgte sie ihrer Schwester im Amte: blieb es aber nicht lange. Beide waren äusserst gebildet: sie verstanden Latein und Griechisch und standen mit den berühmtesten Männern ihrer Zeit, wie mit Celtes und Erasmus in Briefwechsel.

Ueber Wilibalds Jugendgeschichte wissen wir nicht viel. Die einzige Quelle darüber ist Im Hoffs Leben Wilibald Pirkheimers, das sich in dessen Tugendbuchlein befindet: die Lebensbeschreibung des Mannes von Rittershusius in Pirkheimers gesammelten Werken ist blos eine lateinische Uebertragung davon. Im Hoff erklart in der Vorrede, daß er das Leben aus alten Notizen von Pirkheimer selbst zusammengetragen habe: und so mag es wohl als Quelle gelten.

Hier werden nun über Wilibalds Jugend blos folgende Notizen beigebracht. Als er so weit herangewachsen war, daß er begreifen konnte, ließ ihn sein Vater unterweisen, und der Knabe zeigte von Anfang an viel Geist und Verstand. Wie er älter geworden, nahm ihn sein Vater mit auf seine Geschäftsreisen, an die Höfe von Baiern, Oestreich und anderer Fursten, um ihn mit der Welt bekannt zu machen. Doch wurde der wissenschaftliche Unterricht nicht versäumt: besonders wurde er auch in der Musik unterrichtet, zu welcher der junge Wilibald sehr frühe Neigung und Talent zeigte. Hierauf, etwa in seinem 18ten Jahre sandte ihn sein Vater an den Hof

des Bischoffs von Eichstädt, um ihn auch in ritterlichen Tugenden unterweisen zu lassen. Auch hier zeichnete er sich bald rühmlichst aus: er wußte wohl zu Fuß und zu Roß zu kämpfen: in den Fehden, welche der Bischoff mit seinen Nachbarn zu bestehen hatte, errang er sich bald den Ruf großer Tapferkeit.

Hiernach fällt wohl die Meinung derer weg, welche ihn zu einem Schüler Dringenbergs machen[1]). In der That weiß man nicht, wann er die Schule Dringenbergs besucht haben soll. Er müßte, ehe er von seinem Vater auf Reisen mitgenommen wurde, dort gewesen sein; da war er aber noch zu jung. Seit seinem 18ten Jahre ist er in Eichstädt. Und mit dem 20ten Jahre, als er Eichstädt verließ, ging er, wie wir sehen werden, nach Italien.

Der Aufenthalt in Eichstädt mag aber nicht blos in höfischer und ritterlicher Beziehung, sondern auch in literarischer von Einfluß auf ihn gewesen sein. Denn, wie wir oben erwähnten, hatten auch hier die neueren Studien, schon seit langer Zeit Eingang gefunden. Es ist zu vermuthen, daß Pirkheimer die Schule jenes Georg Tegen besucht habe, die wir oben angeführt. Eben um diese Zeit ferner, als Pirkheimer an den Hof von Eichstädt kam, war Adelmann von Adelmannfelden hier Canonicus geworden[2]). Vielleicht, daß damals schon der Grund zu der innigen Freundschaft gelegt wurde, welche später diese beiden Männer mit einander verband.

---

1) Hamelmanni opera genealogica-historica. p. 285.

2) Vom Jahr 1490 ist wenigstens von Eichstädt aus ein Brief an R. datirt.

Im Jahre 1490 aber hielt Johann Pirkheimer es für gut, seinen Sohn nach Italien zu schicken, um sich hier wissenschaftlich weiter auszubilden. Anfangs, sagt Im Hoff, wäre es Wilibald nicht recht gewesen, seine Lebensart zu vertauschen: er hätte gerne die kriegerische Laufbahn versucht: eben um jene Zeit erhob sich in den Niederlanden ein Krieg zwischen Maximilian von Oestreich und dem Könige von Frankreich: gerne hätte er den Feldzug dahin mitgemacht. Nachdem er aber dem Wunsche des Vaters nachgegeben, und sich den Wissenschaften gewidmet, fand er sich bald heimisch auf diesem Felde.

Er war 20 Jahre alt, als er nach Italien ging. Er besuchte zuerst die Universität Padua, wo er drei Jahre die Rechte studirte. Doch waren dieß nicht seine einzigen Studien. Mit noch größerer Liebe wandte er sich zu den Humanioren. Damals lehrte Marcus Musurus aus Creta mit ungemeinem Beifall die griechische Literatur in Padua. Er war auch Pirkheimers Lehrer: und dieser warf sich mit solchem Eifer und solcher Lust in das Studium der griechischen Sprache, daß sich der Lehrer selber über ihn verwunderte.

Pirkheimers Vater war übrigens mit der großen Vorliebe, mit welcher sein Sohn die humanistischen Studien betrieb, nicht ganz zufrieden. Die Musen, meinte er, zierten und bildeten wohl den Menschen, aber für das praktische Leben seien sie unfruchtbar. Er solle sich dafür mit allem Ernst auf die Rechte werfen, damit er im Leben einst eine würdige Stellung einnehmen könne. Wilibald folgte dem Rathe des Vaters, verließ Padua und begab sich nach Pavia, um dort die berühmten Ju-

risten, einen Jason Mainius, Johann Paulus Lancelotus, Philipp Decius zu hören. Vier Jahre brachte er hier zu mit dem Studium des Rechts, welches er eifrig betrieb. Doch gab er seine allgemeine wissenschaftliche Ausbildung keineswegs auf.

Ueberhaupt legte er in den sieben Jahren, welche er in Italien zubrachte, den Grund zu der ganzen vielseitigen Bildung, wodurch er sich später unter seinen deutschen Zeitgenossen auszeichnete. Rühmlich benutzte er seinen dortigen Aufenthalt zum Lernen. Er zog sich daher mehr von seinen deutschen Landsleuten zurück, die ihre Zeit mit Spiel und Trank vergeudeten, und kam desto häufiger mit Italienern zusammen, um von ihnen so viel Nutzen zu ziehen, als möglich war. Auch war er von ihnen wohl gelitten: sie sahen in ihm eine feinere gesellige Bildung, als die gewöhnlichen Deutschen zu haben pflegten. Er gewann besonders durch sein musikalisches Talent, — er wußte vortrefflich die Laute zu schlagen — und durch seine Fertigkeit in der italienischen Sprache.

Bei alle dem war er aber weder von der italienischen Art und Weise eingenommen, noch vergaß er seine deutsche darüber. Der italienische Charakter gefiel ihm nicht: die Freundlichkeit der Einwohner meinte er, wäre Schein und Heuchelei. Dagegen hat er sich sein Lebenlang als deutscher Patriot bewiesen.

Endlich ausgestattet mit reichen Kenntnissen und mannichfacher Lebenserfahrung, kehrte er wieder nach Deutschland zurück. Sein Vater hatte sich kurz vorher von seinem thätigen Geschäftsleben zurückgezogen, um in Nürnberg den Rest seiner Tage in Ruhe zu vollbringen.

Er wünschte nun, daß sein Sohn gleich unter seinen Augen die politische Laufbahn beginnen möchte. Doch rieth er ihm ab, Dienste am Hofe Maximilians zu suchen, wie er vorhatte: er sollte dafür seiner Vaterstadt Nürnberg Dienste leisten.

Im Jahr 1497 heirathete Wilibald Pirkheimer. Bald darauf wurde er auch in den Rath gewählt. Man erkannte in Kurzem seinen Werth, und daher wurde er gleich im ersten Jahre seines Ehrenamtes zu mehreren wichtigen Gesandtschaften gebraucht, die er zu allgemeiner Zufriedenheit ausrichtete. Drei Jahre, nachdem er in den Rath gewählt worden, brach der Krieg zwischen Maximilian und den Schweizern aus. Pirkheimer wurde zu dem Anführer der Truppen ernannt, welche die Stadt dem Kaiser zu senden hatte. Diesen Krieg hat er uns selbst beschrieben: und wir werden später darauf zurückkommen. Hier nur so viel, daß er die vollkommene Zufriedenheit des Kaisers erlangte, der ihn öfters in seine nächste Umgebung zog, und ihn mit einem gnädigen Schreiben an die Stadt Nürnberg entließ, worin er seine Dienste rühmte, und ihm zuletzt die Würde eines kaiserlichen Rathes ertheilte. Von dieser Zeit an stand Pirkheimer beim Kaiser in großer Gunst. Er benutzte sie aber weniger für sich, als zum Nutzen seiner Stadt.

Pirkheimers Ruhm wurde durch diesen Schweizerkrieg nur erhöht. Allein es fehlte doch nicht an Solchen, die ihm neidisch und auffäßig waren, und ihn zu verkleinern suchten. Eine Zeitlang sah Pirkheimer diesem Wesen zu. Als aber die Neckereien nicht aufhörten, beschloß er, um seiner Liebe zu den Wissenschaften leben zu können, ganz aus dem Rathe zu treten. Dazu kam,

daß sein Vater Johann Pirkheimer gestorben war, und ihm also die Sorge und die Vormundschaft für die ganze Familie auflag. Im Jahr 1501 trat er wirklich aus dem Rath, und lebte 3 Jahre als Privatmann. Während dieser Zeit, 1504, starb ihm seine Frau Crescentia, mit der er fünf Töchter gezeugt hatte. Da wurde er wieder in den Rath gewählt, und obgleich er sich anfänglich heftig dagegen sträubte, ließ er sich endlich durch die Bitten seiner Freunde bewegen, die Wahl anzunehmen.

Und auch dießmal leistete er der Stadt sehr wesentliche Dienste. Die wichtigsten Gesandtschaften wurden wiederum ihm aufgetragen. Er taugte aber auch vortrefflich dazu. Er hatte ein ausserordentliches Rednertalent: er sprach leicht, fließend und klar, und besaß ein ungewöhnliches Gedächtniß, wie er denn einmal über 60 Punkte, welche gegen Nürnberg von einem seiner Gegner angeführt wurden, aus dem Stegreife, ohne zu irren, widerlegte.

Doch fehlte es ihm auch jetzt nicht an Feinden und Widersachern. Wir haben noch einen Aufsatz von ihm, aus dem Jahr 1511, wo er sich gegen die verschiedenen Beschuldigungen vertheidigt, die einstens vom Rathe gegen ihn erhoben wurden [1]). Auch damals hatte Pirkheimer von Neuem vor, aus dem Rathe zu treten: doch wurde es ihm nicht gestattet. Vielmehr wurden ihm noch im J. 1511 und 1512 zwei wichtige Gesandtschaften auf

1) Entschuldigung Wilibald Pirkheimers vor dem Rathe vom St. Sebaldusabend 1511. Zum Andenken W. Pirkheimers, Nürnberg. Campesche Officin.

die Reichstage zu Trier und zu Cöln anvertraut. Wir finden ihn dann von dieser Zeit an bis 1522 ununterbrochen im Rathe.

Bisher haben wir Pirkheimer als Krieger und als Staatsmann betrachtet: es ist Zeit, daß wir nun zu der vorzüglichsten Seite seiner Thätigkeit, zu seinem Einflusse auf die geistigen Bestrebungen seiner Zeit übergehen.

Pirkheimer hatte bei aller Beschäftigung im Rathe und bei allen Aufträgen der Stadt doch niemals die Studien vergessen: sie waren seine Erholung, seine liebste Beschäftigung: ihnen zu Liebe besonders war er das erste Mal aus dem Rathe getreten, wollte er das zweite Mal sich nicht aufnehmen lassen. Und als er doch wieder den verschiedenen Mühen und Arbeiten, welche seine Rathsstelle mit sich brachte, sich unterzog, hatte er doch auch dießmal nicht die Wissenschaften vergessen: mit frischer, ungestillter Liebe kehrte er immer wieder zu ihnen zurück.

Er ist aber für die wissenschaftliche Bildung der damaligen Zeit weniger durch das, was er auf ihrem Felde geleistet, von Bedeutung, als vielmehr durch den großen Einfluß, den seine Persönlichkeit in jeder Beziehung auf die Förderung der neuen wissenschaftlichen Richtung hatte. Er bildete einen jener literarischen Mittelpunkte, wie sie gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts und den Anfang des 16ten überall in ganz Deutschland entstanden, welche theils die Kräfte der jüngeren Generation in sich concentrirten, theils Leben spendeten und Unterstützung gewährten.

Jede Zeit, und eine so gewaltige, wie die Reformationszeit noch dazu, erzeugt sich durch ein gegenseitiges Sichergreifen und Anziehen großartiger Individuen auf der einen Seite und auf der andern der Massen. Die einzelnen großen Männer der damaligen Zeit haben nicht die Zeit gemacht, allein sie förderten sie weiter. Beide unterstützten einander. So fand auch Pirkheimer einen geebneten, schon weit cultivirten Boden vor. Er stellte sich nun zur Aufgabe, auf diesem Boden weiter zu bauen.

Wir haben schon gesehen, wie bis gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts die neue geistige Richtung schon einen sehr großen Fortgang gehabt hatte: wie überall wenigstens der Grund dazu gelegt ward. Seit dem letzten Jahrzehend des 15ten Jahrhunderts aber machte sie so reißende Fortschritte, daß sie schon in dem ersten Jahrzehend des 16ten die öffentliche Meinung geworden war, und es zum guten Tone gehörte, sich zu ihr zu bekennen, und wenn es auch nur zum Scheine gewesen wäre. Denn außerdem konnte sich unter den Jüngeren keiner mehr einen Namen erwerben.

Es ist der Mühe werth, hier ins Einzelne einzugehen. Eine Uebersicht der Orte, an welchen sich Anhänger der neuen Richtung oder Schulen in ihrem Sinne angelegt, befanden, wird am Besten zeigen, wie ungemein schnell ihre Verbreitung vor sich gegangen war.

Viertes Kapitel.

Verbreitung der neuen Richtung am Anfang des 16ten Jahrhunderts.

Rheingegenden.

Verfolgen wir zuvörderst die Ufer des Rheins.

In Basel haben wir am Ende des 15ten Jahrhunderts Sebastian Brandt als einen Anhänger der neuen Richtung gefunden. Er verließ aber schon 1500 die Universität, um sich nach Straßburg zu begeben.

Bald nach ihm kam Conrad Pellicanus nach Basel, und brachte das Studium der hebräischen Sprache hier in Aufnahme. Er war im Jahre 1478 zu Ruffach im Elsaß geboren, studirte in Heidelberg und Tübingen, wo er ein Schüler Reuchlins war, und wurde 1502 in Basel Professor der Theologie. Gleichzeitig mit ihm wirkte hier Thomas Wittenbach, der Lehrer Zwinglis. Er war geboren 1472 zu Biel, wo er den ersten Unterricht erhielt, dann ging er auf die Universität Tübingen. 1505 ward er in Basel Professor der Theologie: ein Freund der classischen Literatur und, einer der Ersten, der auf eine reine Bibelauslegung drang

Oswald Berus, ein Mediciner, geboren 1482, ebenfalls ein Anhänger der classischen Literatur, seit 1410 in Basel, zuerst Lehrer in den philosophischen Wissenschaften, dann in der Medicin.

Noch dürfen wir der beiden Buchdrucker nicht vergessen, Frobenius und Johann Ammorbach, selbst wissenschaftlich gebildete Männer, welche vorzüglich die neu aufkommende Literatur in ihren Verlag nahmen. Da konnte es nie an classisch gebildeten Männern fehlen. Ammorbach hatte drei Söhne, Bruno, Basilius und Bonifacius, welche sich alle durch große Talente und Kenntnisse in der classischen Literatur auszeichneten. Ihr Vater hatte Johann Conon, geboren 1463, einen Nürnberger Mönch, der in Padua gewesen, wo er Griechisch und Lateinisch gelernt und gelehrt hatte, als er nach Basel kam, zum Hofmeister seiner drei Söhne gemacht: zugleich gebrauchte er ihn bei der Herausgabe der Werke des Hieronymus. Conon blieb in Basel bis zu seinem Tode, der im Jahre 1513 erfolgte. Von seinen Zöglingen war besonders Bruno ein Freund von Erasmus und Zasius, starb aber schon 1519. Der jüngste, Bonifacius, 1495 geboren, war ein Genie. Schon 1511 wurde er Baccalaureus, 1513 Magister der Philosophie. Da schon lernte ihn Zasius kennen, und sah in ihm den werdenden großen Mann, wie aus dem ersten Briefe in Rieggers Sammlung von Zasius Briefen hervorgeht.

Seit dem zweiten Jahrzehend des 16ten Jahrhunderts häuften sich die Anhänger der neuen wissenschaftlichen Richtung in Basel ungemein. Wolfgang Fabricius Capito, 1478 zu Hagenau geboren, der früher in Basel selbst studirt, dann in Freiburg die Studien vol-

lendet hatte, Doctor im Recht, in der Medicin und in der Theologie, kam 1514 nach Basel. Bald nach ihm Johann Oecolampadius, 1482 zu Weinberg in Hessen geboren, der zu Heidelberg schon mit 14 Jahren Doctor der Philosophie geworden, dann in Italien gewesen, hierauf Tubingen, Stuttgardt besucht, wo er ein Schüler Reuchlins war, dann wieder eine Zeitlang sich in Heidelberg aufgehalten, wo er mit Capito die innigste Freundschaft geschlossen, kam auf dessen Verwendung beim Bischof von Basel, Christoph von Uttenheim, dahin als Prediger. Paul Constantin Phrygio, aus Schlettstadt, war seit 1513 daselbst, Oswald Myconius, Glareanus seit 1514 und noch viele andere, besonders seit dem Aufenthalte des Erasmus, auf den wir zurückkommen werden [1]).

In vielfachem Verkehr mit Basel stand die Universität Freiburg. Da lebte der berühmte Rechtsgelehrte Ulrich Zasius, zu Constanz 1461 geboren, dort eine Zeitlang Notar, dann Stadtschreiber in Freiburg und zugleich Rector der lateinischen Schule. 1500 kam er an die Universität, zuerst als Lehrer der classischen Literatur, dann auch des Rechts. Beide Wissenschaften wußte er auf das Glanzendste mit einander zu vereinigen. Ein vortrefflicher Lehrer: er hob den Ruhm der Universität ungemein: eine Menge von Schulern hat er gezogen, hohen und niedern Standes. Mit den ersten Männern seiner Zeit stand er in Verbindung: selbst Maximi-

1) Ueber Basel überhaupt die Athenae Rauricae

lian schätzte ihn und machte ihn zu seinem Rathe [1]). Seit 1505 kam ein anderer Lehrer der classischen Literatur, Jakob Locher, Philomusus genannt, dahin: ein Schüler Conrad Celtes und Sebastian Brandts, dessen Narrenschiff er ins Lateinische übersetzte, ein Freund des Zasius, wiewohl sie nicht ganz gut mit einander auskamen. Auch Georg Reusch, Carthäuser, Visitator des Ordens ist hier zu nennen. In Freiburg hatte seitdem die classische Literatur einen festen Boden gewonnen.

In Ensisheim — der kaiserliche Rath und Statthalter des Breisgau, Hieronymus Baldung, der früher in Freiburg studirt, ein genauer Freund des Zasius, der ihn ausserordentlich schätzte: er meinte, kaum möchte das obere Deutschland einen gelehrtern Mann aufweisen können.

In Schlettstadt war zwar Dringenberg schon 1490 gestorben: aber die Schule blühte fort. Ihm folgte als Rector Crato Hofmann, ein tüchtiger Schulmann, der ebenfalls vortreffliche Schüler zog: einen Beatus Rhenanus, Johann Sapidus, Leo Jud, Jakob Villinger, Jakob Spiegel, Johann Adelphus, Mathäus Ringmann Philesius, Vosigena genannt, Jakob Wolph, Johann Günther, Paul Phrygio. Durch Jakob Wimphelings Veranstalten trat in Schlettstadt, um den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, eine literarische Gesellschaft zusammen. Der Zweck war, die neue wissenschaftliche Richtung zu befördern. Paul Volz, Abt des Klosters Hugshofen im Weilerthal, Paul Phrygio, der Buchdrucker Lazarus Schurer,

1) Siehe das Leben Ulrich Zasius von Riegger, vor dessen Ausgabe der Zasius'schen Briefe.

Jakob Spiegel, Beatus Rhenanus, Martin Bucer, und andere — lauter Namen, die in der Folge bedeutend wurden, waren ihre Mitglieder[1]).

Eine andere Gesellschaft wurde durch denselben Wimpheling auch in Straßburg gestiftet. Hier war ein ausserordentlicher Zusammenfluß von Anhängern der neuen Richtung: von älteren Männern sowohl, als von jungen aufstrebenden Talenten. Noch lebte Geiler von Kaisersberg, durch Predigt und Umgang unermüdlich wirkend bis zu seinem Tode. Jener Thomas Wolf, Canonicus in Straßburg und Propst von Colmar, den wir früher schon erwähnt, wurde jetzt erst recht bedeutend. Er unterstützte, wie er konnte, die neu auftauchende Wissenschaft. Sein Haus war der Sammelplatz classisch gebildeter Männer: „ein Symposion von Weisen, wie der Graf Picus von Mirandula sagte, er selbst der Wirth von Philosophen[2])." Nicht minder interessirte sich für die schönen Wissenschaften der Propst von Straßburg Philipp de Düna und von Hohenstein: ein liebenswurdiger leutseliger Mann, ein großer Freund der Gelehrten. „Wo er einen ausgezeichneten Mann weiß, sagt Johann Botzheim von ihm, zieht er ihn zur Tafel und macht seine Bekanntschaft. So machte ers mit unserem Johann von Kaisersberg, so mit Wimpheling, so mit hundert andern[3])." Seit dem Jahre 1500 war auch

1) Siehe unter andern die Schule von Schlettstadt von Rohrig, a. a. O.

2) Zasius in einem Briefe an Wolf, in Zasii epp ed. Riegger. p. 390 -- 92

3) Brief des Johann Botzheim an Burger Vor der Ausgabe

Sebastian Brandt hier, der durch sein Narrenschiff, auf das wir später zurückkommen werden, schon so ungemeinen Ruhm erlangt hatte. Um solche Männer herum sammelten sich die Jüngeren: von ihnen unterstützt, gehoben, sie wieder preisend und lobend: Johann von Botzheim, Burger, Jakob Sturm von Sturmeck, Thomas Rappius, Thomas Aucuparius, ein Günstling Thomas Wolfs, Mathias Schürer, Buchdrucker, Johann Rudalfingius, Stephan Tielerus, Johannes Guida, Peter Heldung, Hieronymus Gebweiler, Lehrer einer Schule in Straßburg, Johann Reuser, Ottmar Luscinicus (Nachtgall), sämmtlich Mitglieder der Straßburger gelehrten Gesellschaft, die in der Folge theilweise bedeutend geworden sind. Später war auch Nicolaus Gerbellius da.

Auch für den Jugendunterricht war in Straßburg gesorgt. Der erwähnte Hieronymus Gebweiler, ein Schüler Dringenbergs, war Lehrer einer lateinischen Schule. Ebenso befand sich eine in Offenburg. Dieser stand Gervasius Sopherus vor, der neuen Richtung zugethan, ein Freund Wimphelings [1]). In Offenburg war ausserdem noch ein gelehrter Buchdrucker, Jakob Chobellius, ebenfalls ein Freund Wimphelings.

In Hagenau befand sich der Buchdrucker Heinrich

---

des speculum vitae humanae vom Jahr 1507. Steht auch in Riegger amoenitates literariae. Fasc. II. p. 291.

1) Wimphelung im Leben Dietrich Gresemunds. Praesertim in Helvetia et Argentinensi episcopatu illud (ein Gedicht Gresemunds) suis alumnis interpretabitur Hieronymus Gebwiler in Argentorato. Joannes Sapidus in Schletstadio. Gervasius Sopherus in Offaburgo.

Gran. Ums Jahr 1507 war Wolfgang Fabricius Capito da: später Wolfgang Angst und Setzerius.

Pforzheim, berühmt als die Vaterstadt Johann Reuchlins, zeichnete sich durch eine sehr tüchtige lateinische Schule aus, welcher Georg Simler, ein Schüler Dringenbergs, und Freund Reuchlins vorstand. Dieser Simler zog sehr wackere Schüler, einen Irenicus z. B. der ihn nicht genug rühmen konnte [1]). Am meisten Ehre machte ihm Melanchthon, in Bretten geboren, von ihm in den Elementen der alten Sprachen unterrichtet, bis er die Universität Heidelberg bezog.

Heidelberg fuhr rühmlich auf der Bahn fort, welche Dalberg und Agricola eröffnet. Die meisten der früheren Professoren lebten noch. In den neunziger Jahren war eine Zeitlang Johann Reuchlin daselbst, zwar ohne auf der Universität zu lehren, jedoch nicht ohne mannichfache Anregung. Ein Bruder von ihm, Dionysius Reuchlin, wurde hier Professor der griechischen Sprache. Auch Wimpheling lehrte, nachdem er seine Stelle in Speir aufgegeben, eine Zeit lang die Humanioren an der Universität. Dalberg starb zwar schon im Jahre 1503, zu allgemeinem Bedauern. Doch schadete es nichts: die Pflanzung, die er angelegt, trug auch nach seinem Hinscheiden die schönsten Früchte. Heidelberg blieb immer noch der Mittelpunkt für die rheinische literarische Gesell-

---

1) Franz. Irenici Exegesis Germaniae 1519 Lib II c. 41 Joachim Camerarii vita Melanchthonis Briefe an ihn von Bebel vor dessen castigatio commentariorum de abusione linguae latinae 1503 An Reuchlin in dessen epp

schaft, welche Celtes gestiftet. Johann Trithemius, Heinrich von Bünau, Eitelwolf von Stein, Pirkheimer, Johann Tolophus, Heinrich Groninger, Johann Werner, Pollichius, Johann Ziegler, Mathematiker Johann Stabius, Sebastian Sperantius waren ihre Mitglieder.

Speir stand schon seit Wimphelings Zeiten in sehr genauer Verbindung mit Heidelberg. Die dortige wissenschaftliche Richtung ging auch auf Speir über. Der Bischoff Gemminger besonders war ein wissenschaftlich gebildeter Mann, ein Freund Wimphelings. Dieser gab sich besonders mit dem Unterricht der Jugend ab. Seit dem Jahre 1499 finden wir einen der Heidelberger Professoren, Jodocus Han oder Gallus, im Genuß einer Dompfründe in Speir: hier den Musen lebend und zugleich anregend. Später war Maternus, Kirherus da: beide Anhänger der neuen wissenschaftlichen Richtung [1]).

Worms, als der Bischoffssitz Johanns von Dalberg, war ohnedieß von der neuen wissenschaftlichen Richtung ergriffen. Später war auch hier ein Heidelberger Professor, jener Johann Wacker oder Vigilius, als Canonicus. In dem zweiten Jahrzehend des 16ten Jahrhunderts wird auch ein Arzt Theobald als Anhänger der neuen Wissenschaft genannt.

Mainz bildete ebenfalls einen namhaften Mittelpunkt für die neue Richtung.

Mainz hatte schon in früheren Zeiten eine nicht unbedeutende Rolle besonders hinsichtlich der Opposition gegen die päpstlichen Anmaßungen gespielt. Von da aus

1) Briefe an Reuchlin. Dann Epp Erasmi ed. Froben. fol. 284.

gingen jene freien Rügen des Kanzlers Martin Mayr aus: dann erhob Dietrich von Isenburg jene offene Widersetzung gegen den römischen Stuhl: eine Zeitlang lehrte der berühmte Johann von Wesel daselbst: lauter Erinnerungen die nicht so leicht vergingen. Seit den siebziger Jahren existirte in Mainz auch eine Universität, aber noch ganz in dem alten Style eingerichtet. Dietrich Gresemund, Canonicus in Mainz und zugleich Beisitzer des churfürstlichen Gerichts, noch ein junger Mann, aber von großer wissenschaftlicher Bildung, der in Italien gewesen und die berühmtesten Lehrer daselbst gehört hatte, ein genauer Freund Johann Vigilius in Heidelberg und Jakob Wimpfelings, bemühte sich auch in Mainz die classische Literatur aufzubringen. Von Zasius wenigstens werden er und Rhagius Aesticampianus die ersten Erleuchter[1]) der Mainzer Academie genannt. Auch Dietrich Zobel, ebenfalls Canonicus, Marquard von Huttenstein, Varenbuler, kaiserlicher Secretär, gehörten der neuen Richtung an[2]). Besonders aber seitdem Albert von Brandenburg, Erzbischoff und Churfurst von Mainz geworden, erhielten die classischen Studien einen neuen Schwung in Mainz. Dieser Albert war der Sohn des früheren Churfürsten Johann Cicero von Brandenburg und der Bruder des regierenden Joachim. Er war erzogen worden von jenem Eitelwolf von Stein,

---

1) Primarii illustratores. Zasius in dem oben angef. Brief an Wolf.

2) Vergl. Epp. Erasmi fol. 229. an Beatus Rhenanus und fol. 498. von Busch an Erasmus.

den wir früher schon erwähnt haben: einem ganz vortrefflichen Manne, der unter die wenigen der damaligen Edelleute gehörte, die es ihrem Stande nicht unangemessen hielten, sich mit den schönen Wissenschaften zu beschäftigen. Eitelwolf hatte vielmehr an dem regen wissenschaftlichen Getreibe seiner Zeit den lebhaftesten Antheil: er stand mit den ersten Gelehrten in Verbindung, war ein Mitglied der rheinischen gelehrten Gesellschaft, und unterstützte die schönen Wissenschaften, wo er konnte. Dieser hatte, als er noch in den Diensten Brandenburgs war, dort schon gestrebt, die neue Literatur aufzubringen: auf sein Anrathen besonders wurde eine neue Universität zu Frankfurt an der Oder errichtet. Die größten Verdienste mogte er sich aber erwerben durch die Erziehung des Prinzen Albert, in welchem er die Liebe für die neue wissenschaftliche Richtung erweckte. Er begleitete ihn auch als sein erster Rath und Hofmeister nach Mainz, und hier hatte er vor, einen großen Plan auszuführen. Er wollte nämlich die dortige Universität ganz umgestalten: einen ganz neuen Geist, den Geist des Humanismus in sie hineinbringen, und so Mainz zum Mittelpunkt für die neuen wissenschaftlichen Bestrebungen machen. Er starb aber darüber weg: schon 1515 endete er sein Leben[1]). Allein wenn nun auch die Universität nicht jene großartige Veränderung erlitt, so bildete doch seitdem der Hof des Churfürsten einen Mittelpunkt für die freieren wissenschaftlichen Tendenzen. Er umgab sich mit lauter classisch gebildeten Leuten: Heinrich Stromer, einer

1) Brief Ulrichs von Hutten an Fuchs vom J. 1515.

der ausgezeichnetsten Mediciner der damaligen Zeit, war sein Leibarzt. Noch werden uns im zweiten Jahrzehend des sechzehnten Jahrhunderts Nicolaus Carbachius, Philipp Keilbach, Huttichius, Conrad Weidmann, Johann Königstein, die Brüder Otto und Philipp von Bock, Eucharius, Heinrich Brumann als Anhänger der neuen Richtung genannt [1]).

In Boppardt war Eschenfelder, auf Latein Cinicampianus, ein Zollbeamter, Anhänger der classischen Literatur. Als Erasmus auf einer Rheinreise nach Boppardt kam, lernte ihn dieser Eschenfelder kennen, und hatte eine so ungemeine Freude, daß er ihn in sein Haus nahm, und seinen Kindern, Weib und Freunden vorstellte. Die Schiffer, die abfahren wollten, beschwichtigte er mit Wein und versprach ihnen noch den Erlaß vom Zoll bei ihrer Rückkehr, dafür, daß sie ihm einen solchen Mann gebracht hatten [2]). Wie schlecht, meint Erasmus, sind doch die Mönche, da selbst die Zöllner die schönen Wissenschaften treiben!

Auch in Coblenz befanden sich Freunde der neuen Richtung [3]).

In Cöln war freilich an der dortigen Universität noch der Sitz des Scholasticismus. Allein doch fanden sich Anhänger der neueren Richtung genug daselbst. Den Rathsherrn Johann Rinck, einen Freund Wimphelings,

---

1) Epistolae obscur. viror. ed. Münch. p. 257. in dem Briefe des Magister Sylvester Grysius.

2) Brief des Erasmus an Beatus Rhenanus fol. 229. An Eschenfelder fol. 188.

3) Mathias, episcopalis episcopi. Erasm. ibid

haben wir schon erwähnt. Größer, bekannter und bedeutender war der Graf Hermann von Nuenar, Domherr daselbst, ein edler Mensch, der Alles that, um es dahin zu bringen, daß die schönen Wissenschaften auch auf der Universität Cöln Fuß fassen könnten. Alle, welche abwechselnd, nach einander hier als Lehrer der alten Literatur auftraten, ein Hermann Busch, Rhagius Aesticampianus, Johann Cäsarius, Jakob Sobius, Andreas Cauther waren seine Freunde und wurden von ihm unterstützt. Doch konnten sie noch nicht durchdringen. — In Trier befand sich an dem Hofe des Churfürsten Ulrich Fabricius, ein Anhänger der classischen Literatur. Eifrig suchte er nach Handschriften alter Classiker, wie er denn einige Sachen von Quintilian und Tertullian aufgefunden hat.

Auf diese Weise hatte sich die neue Richtung am Rhein verbreitet. Gehen wir jetzt nach Schwaben.

Schwaben.

In Tübingen brach im Anfange des 16ten Jahrhunderts die neue wissenschaftliche Richtung so gewaltig durch, daß diese Universität als eine der entschiedendsten betrachtet werden konnte. Nicht, als wäre etwa der Scholasticismus ganz abgeschafft gewesen: er wurde, wie auf allen Hochschulen jener Zeit, so auch hier fortgetrieben. Aber neben jenem existirte ein sehr starkes, beinahe überwiegendes humanistisches Element. Mathematik und Astronomie wurde von einem ausgezeichneten Manne, Stoffler, gelehrt, der die Alten gelesen, sich an ih-

nen heran gebildet hatte. Die alte Literatur aber fand seit dem Jahre 1497 einen sehr entschiedenen Vertreter an Heinrich Bebel. Dieser Mann, in Justingen geboren, in der Nähe von Ulm in den Elementen der lateinischen Sprache unterrichtet, der vielleicht in Tübingen studirte, gewiß aber in Crakau, in Basel auch Vorlesungen angefangen hatte zu halten, wurde im oben angegebenen Jahre als Lehrer der Poesie und Beredsamkeit nach Tübingen berufen. Ein Mann, der vollkommen dazu taugte, die neue Richtung in Aufnahme zu bringen: talentvoll, lebendig, oft leidenschaftlich, von der Natur mit einem glücklichen Witze ausgestattet, den er nicht versäumte gegen die Lächerlichkeit des alten Systems spielen zu lassen, begeistert von jenen Studien, die er vortrug, unermüdlich im Lehren und im Schreiben, gewandt im Umgang, überall darauf bedacht, Anhänger für seine Richtung zu gewinnen, konnte es gar nicht fehlen, daß er zu seinem Zwecke gelangte. In der That hatte er einen großen Zulauf in Tübingen. Er zog eine Menge von Schülern, die dann entweder gleich unter seinen Augen in Tübingen zu lehren anfingen, oder wo anders den Saamen seines Unterrichts auszustreuen suchten. Coccinius, Brassicanus, Henrichmann, Altensteig, Kretz, Conrad Brunus, Georg Hermann, Wolfgang Richardus, um nur einige anzuführen, gehörten zu seinen Schülern. Die ersten vier lehrten zuerst in Tübingen die alte Literatur: Altensteig kam dann später nach Pollingen, ebenso Kretz, Henrichmann nach Augsburg: Georg Hermann nach Kaufbeuern, Wolfgang Richardus nach Ulm, wo er Arzt war, Conrad Brunus nach Augsburg. Seit 1514 war der junge Melanchthon in Tü-

bingen, nicht älter als 18 Jahre, aber schon ausgezeichnet, zugleich lehrend und lernend.

Bebel begnügte sich aber nicht blos mit dem Wirkungskreis, den er in Tübingen hatte: nach allen Seiten hin suchte er ihn auszudehnen. In Constanz stand er mit dem Vorsteher einer lateinischen Schule, Georg Slotkopf, vielleicht früher sein Schüler, in Verbindung, dem er über grammatische Fragen Aufschluß gab. In Weissenburg lebte Pantaleon Lanceolus, mit dem er ebenfalls über wissenschaftliche Dinge in Briefwechsel stand: dieser beklagte sich einmal über die literarischen Barbaren, mit denen er zu thun habe. In Stuttgardt waren der Kanzler Georg Lamparter, den wir früher schon erwähnt, Benedikt Farner, beide Canonici, Johann Gaspar von Bubenhofen, Marschall des Herzogs von Würtemberg, Johann Salicetus oder Widmann, Leibarzt des Herzogs, Peter Jakobi von Arlun, lauter Leute, welche die neue wissenschaftliche Richtung begünstigten, seine guten Freunde. Er suchte sie in Athem zu erhalten, indem er sich an sie wandte, ihnen seine Bücher dedicirte. In Ulm war der Jurist Streler, Beisitzer des schwäbischen Bundes, sein Gönner: „ein Freund der Gelehrten, besonders der Poeten und der Redner, darum seie es nothwendig, daß er auf die Nachwelt komme." Auch Otto Not, Patricier und Physikus daselbst, liebte und förderte die classische Literatur: auch er war Bebels Freund.

Selbst auf die Klöster in Schwaben hatte er's abgesehen. Oft, erzählt er selbst, in den Ferien, machte er einen Ausflug in die Gebirge, um hie und da bei seinen Freunden einzusprechen, da kam er denn manchmal auch in Klöster. Besonders das Kloster Zwiefalten sah ihn häufig.

Da interessirte sich der Abt Georg Fischer für die schöne Literatur: er sorgte für eine herrliche Bibliothek aus griechischen und lateinischen Schriftstellern. Bebel freute sich dieser Bibliothek: er unterrichtete die Mönche, sie selbst hatten ein Streben, weiter zu kommen. Besonders Leonhard Clemens Mönch in Zwiefalten, war sein Freund [1]).

In Memmingen war eine lateinische Schule, welcher Johann Schudelinus vorstand [2]).

In Augsburg war wiederum ein großer Zusammenfluß ausgezeichneter Männer. Den ersten Rang unter ihnen behauptete Conrad Peutinger: aus einem Augsburger Patriziergeschlechte, geboren 1465; gebildet auf den italienischen Universitäten, wo er auch Picus von Mirandula und Angelus Politianus Bekanntschaft machte, seit 1493 Stadtschreiber in Augsburg; geachtet von Maximilian, der ihm die Würde eines kaiserlichen Rathes ertheilte. Womit er sich vorzüglich beschäftigte, das waren die Alterthümer und Geschichte, besonders die ältere deutsche. Er hatte zu dem Ende eine sehr schätzbare Sammlung von Antiquitäten in seinem Hause angelegt: auch die Tafel, welche von ihm den Namen hat, hat er gerettet und ins Publikum gebracht. Peutinger stand mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit in Berührung: mit Reuchlin, Wimpheling, Celtes, Trithemius, Thomas Wolf, u. a. Aber er wirkte auch unmittelbar für die Wissenschaften durch Unterstü-

1) Die angegebenen Notizen sind zerstreut in Bebels Werken und Briefen.

2) Erasmi epp. fol. 453.

tzung, Aufmunterung. Einen gewiſſen Ulrich Vannius hat er ſelbſt im reineren Latein unterwieſen: Vielen unter den Jüngeren war er ein väterlicher Freund [1]). — Außer Peutinger waren in Augsburg: ſeit 1498 Adelmann von Adelmannsfelden, den wir ſchon kennen; Mathäus Marſchall von Biberach und Pappenheim, 1458 geboren, Canonicus, beſchäftigte ſich vorzüglich mit Geſchichte; Mathäus Lang, der in Tübingen war und eine Zeitlang dort Philoſophie lehrte, der ſpäter berühmte Canzler Maximilians; Veit Bild, Mönch im St. Ulrichskloſter, ein ausgezeichneter Menſch; Johann Faber, ſeit 1502 Prior der Predigermönche, und Georg Herwart, den wir ſchon erwähnt haben — ſämmtlich der neueren Richtung zugethan. Dieſe ſtifteten in Augsburg eine literariſche Geſellſchaft, wie wir ſie in Schlettſtadt und Straßburg entſtehen ſahen: ihr Zweck war unter andern die Herausgabe alter Schriftſteller zu bewerkſtelligen. So gab ſie 1507 den Lygurinus, den Celtes aufgefunden, heraus. — Auch für den Jugendunterricht war in Augsburg geſorgt. Ein eigentliches Gymnaſium exiſtirte zwar noch nicht: allein es gab Privatlehrer für die claſſiſche Literatur, die von jenen Männern, insbeſondere von Peutinger, unterſtützt wurden. Seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts lehrte Johann Mader, Foeniseca genannt, die alten Sprachen [2]): von 1512 an Johann Pinicianus, ein Schützling Peutingers [3]). Und auch in den Klöſtern

1) Siehe Veith de vita et scriptis Peutingeri.

2) Veith bibliotheca Augustensis. Tom. II. p. 150. Hutteni ep. ad Pirkheim. Opp. ed. Münch. II. p. 96.

3) Veith. Tom. I.

finden wir eigene Lehrer für die classische Literatur angestellt: Johann Altensteig, einer von Bebels Schülern, wurde im Jahr 1512 als Lehrer der alten Sprachen und der Philosophie ins Augustinerkloster nach Augsburg berufen [1]). Auch im Benediktinerkloster machte sich das Bedürfniß nach classischer Bildung geltend: Veit Bild erkundigt sich wenigstens bei Philomusus nach einem Lehrer dafür [2]).

Baiern.

Auch in Baiern hatte das Studium der classischen Literatur nicht geringe Fortschritte gemacht.

Den Mittelpunkt bildete die Universität Ingolstadt.

Da hatte, wie wir uns erinnern, Conrad Celtes bis zum Jahre 1497 gelehrt. Als er in diesem Jahre Ingolstadt verließ, folgte ihm als Lehrer der classischen Literatur sein Schüler Jakob Locher, Philomusus. Er verließ zwar im Jahre 1505 die Universität, und ging, wie wir schon wissen, nach Freiburg, kam aber schon nach einigen Jahren wieder. Inzwischen tauchten auch andere Lehrer der neuen Richtung hier auf. Im Jahre 1509 kamen Johann Aventin, und Thomas Rosenbusch, ein Freund Lochers, beide classisch gebildet, als Lehrer dahin, der eine als Lehrer der alten Sprachen, der andere als Lehrer des Rechts. Johann Aventin, berühmt als einer der ersten Historiker jener Zeit, war im Jahre

1) Veith Tom. IV p. 151

2) Veith Tom XII Brief Veit Bilds an Philomusus

1477 geboren, zu Abensberg in Baiern, der Sohn eines Gastwirths: er studirte zuerst in Ingolstadt, wo wahrscheinlich noch Celtes sein Lehrer war, ging dann nach Paris, wo er die berühmtesten Lehrer, unter andern den Faber Stapulensis hörte, kehrte im Jahr 1503 zurück und begab sich nach Wien, wo er eine Zeitlang Vorlesungen über alte Literatur hielt, und die genaueste Freundschaft mit den dortigen Gelehrten, insbesondere mit Celtes schloß. Im Jahr 1507 finden wir ihn in Crakau als Lehrer der griechischen Sprache: von 1509—1512 ist er Professor der alten Literatur in Ingolstadt. 1512 verließ er zwar die Universität, indem er als Hofmeister die baierischen Prinzen, Ludwig und Ernst, nach Italien begleiten sollte: allein seine Stelle wurde ersetzt durch Urban Rhegius, welcher neben Locher Vorlesungen über die alte Literatur hielt und durch Johann Agricola, seit 1515 Lehrer der griechischen Sprache. Nach einigen Jahren kam auch Aventin mit seinem Zöglinge Ernst wieder nach Ingolstadt zurück: und nun hatte es den Anschein, als sollte die Universität eine gänzliche Umwandlung zu Gunsten der neuen wissenschaftlichen Richtung erleiden. Denn der junge Herzog Ernst war auf das Tiefste von ihr eingenommen: er hatte vor, die gelehrtesten Männer von allen Seiten Deutschlands dahin zu ziehen, „damit endlich, nach dem Sturze der Barbarei, die schönen Wissenschaften, die so lange darniedergelegen haben, unter seinem Schutze wieder emporblühen, und ihrem ursprünglichen Glanze wiedergegeben werden“ [1]). Bei einem solchen Beispiele des Fürsten konn-

1) Epistola Urbani Rhegii ad Joann. Faber. v. Jahr 1516. Epp. Erasmi fol. 86.

ten die Uebrigen nicht zurückbleiben: selbst solche mußten sich nun zu der neuen Richtung bekennen, die eigentlich ihrer ganzen Natur nach derselben fremd waren. Zu diesen gehörte Johann Eck. Er war im Jahre 1486 zu Eck in Schwaben geboren, hieß eigentlich Maier, ein Mann, es ist nicht zu leugnen, von großen Talenten, aber von Anfang an von einer unbegränzten Sucht zu glänzen getrieben. Er wurde zu Rotenburg am Neckar in den Elementen der Wissenschaften unterrichtet, studirte dann zu Heidelberg 1499 und in Tubingen, wo er ein Schüler Bebels war, die alte Literatur, und war bereits 1501 Magister der Philosophie: dann studirte er in Cöln Theologie. 1502, nicht älter als 15 Jahre, kam er nach Freiburg, wo er zuerst über Philosophie, dann über theologische Disciplinen Vorlesungen hielt. Als er aber im Jahre 1510 mit der dortigen Universität in Händel gerieth, suchte er nach einem andern Platze: und erhielt noch in demselben Jahre einen Ruf als Professor der Theologie an die Universität Ingolstadt. Wir haben noch einige Reden von ihm, die er in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Ingolstadt gehalten: diese lassen in ihm einen Mann erkennen, welcher mit nicht geringerem Feuer, als irgend ein anderer, die neue wissenschaftliche Richtung ergriffen. In einer Rede, die er 1511 bei einer Magisterpromotion gehalten, sagt er unter Andern: „Ich lobe mir unser Jahrhundert, in welchem, nachdem wir der Barbarei den Abschied gegeben, die Jugend auf die beste Weise unterrichtet wird: wo die Dialektik die sophistischen Lächerlichkeiten verschmäht, und darum täglich solider wird: wo die vortrefflichsten Redner in ganz Deutschland sich finden, Lateinisch oder Griechisch Wie

viele Wiederhersteller der schönen Künste blühen nicht jetzt! welche von den alten Schriftstellern das Ueberflüssige und Unnöthige ausscheiden, die Alles glänzender, reiner, eleganter machen, welche alte vortreffliche Autoren wieder ans Licht ziehen, Griechisches und Hebräisches von Neuem übersetzen: Männer, wie Erasmus, Wimpheling, Pirkheimer, Cuspinianus, Peutinger, Reuchlin, Heinrich Bebel, Vadianus, Beatus Rhenanus und viele andere. Wahrlich! glücklich dürfen wir uns preisen, daß wir in einem solchen Jahrhundert leben" [1]). An einem andern Orte zieht er gegen die Mönche los [2]): „Sonst seien die Wissenschaften nur in den Klöstern gepflegt worden, jetzt, da überall dieselben emporblühen, wären sie allein nur in den Klöstern nicht. Nicht nur Bürgerliche, sondern Adelige, ja Fürsten geben sich den Wissenschaften hin, wie z. B. der Herzog Ernst von Baiern. Die Mönche möchten bedenken, wie weit sie in den Wissenschaften zurückgekommen seien: 60 oder mehr Klöster sind in Baiern: in diesen allen ist kaum Einer oder Zwei, die in den guten Wissenschaften bewandert wären. Sie möchten endlich aufwachen, und diesen Makel vertilgen."

Eck scheint indeß mit dieser Liebe zu den classischen Studien mehr der Richtung seiner Zeit einen Tribut bezahlt zu haben, als daß er sich innerlich zu ihnen hingezogen fühlte. Denn seine Natur war vielmehr für die Scholastik und die Dialektik geschaffen. Er wollte glän-

1) S. Riederer Nachrichten zur Kirchen- und Gelehrtengesch. III. S. 423.

2) Das. S. 422.

zen, Aufsehen machen, Ruhm ärndten: dieß konnte er durch nichts besser, als durch Disputirkünste erreichen. Ecks eigentliche wissenschaftliche Richtung läßt sich wohl aus nichts besser kennen lernen, als aus seinen zwei Reisen, die er im Jahre 1515 nach Bologna und nach Wien unternommen: wobei er, wie er selbst sagt, keine andere Absicht gehabt, als durch seine Disputirkunst zu glänzen. Man darf nur die Theses über welche er disputirte, ansehen, um gleich die ganze scholastische Richtung noch in ihm zu erkennen, wie z. B. daß das Blei Gold, oder daß der Löwe ein Esel sei. Selbstgefällig theilt er uns die Geschichte dieser seiner gelehrten Reisen mit: wie niemand ihm hätte widerstehen können, wie sie alle verwundert gewesen ob seiner ausserordentlichen Belesenheit und Gewandtheit, welche ehrenvolle Zeugnisse sie ihm alle gegeben [1]). — Uebrigens galt Eck bis in die Mitte vom zweiten Jahrzehend des sechzehnten Jahrhunderts hinein immerhin als einer von den Anhängern der neuen Richtung.

Ingolstadt wurde nun für das gesammte Baiern in wissenschaftlicher Beziehung noch bedeutend durch die Gründung einer literarischen Gesellschaft, welche im Jahre 1516 auf Veranstalten Aventins hier zusammentrat. Der bairische Kanzler Leonhard von Eck war einer ihrer Protektoren: Mitglieder waren ausser den übrigen Männern, die wir schon genannt, noch Hieronymus Anfang, Georg Cuspinius, welcher auch an der Universität die Rechte und Poesie lehrte, Johann Kneissel, Mathias Kretz, ein

1) Riederers Nachrichten III. S. 47—69. 178 folg.

Schüler Bebels, Augustin Merbold, ein Schüler von Urban Rhegius, Georg Schalk, ein Freund Lochers. Ihre literarische Thätigkeit begann diese Gesellschaft gleich mit der Herausgabe der Briefe Heinrichs IV., welche Aventin aufgefunden [1]).

Ausser Ingolstadt können wir noch mehrere andere Orte in Baiern bezeichnen, wo die classische Literatur Eingang gefunden.

In München lehrte an der Schule zu St. Petrus Wolfgang Anemöcius, zu deutsch Winthauser, die classische Literatur: ein Mann, im Griechischen, Lateinischen und Hebräischen gleich erfahren: er lehrte mit Glück und Beifall: mehrere später bedeutend gewordene Männer, ein Tatius Alpinus, Simon Lemnius, Wolfgang Hunger, sind seine Schüler gewesen [2]).

Unter den Klöstern zeichneten sich Alderbach, Formbach, Pollingen durch wissenschaftliche Bildung aus. In Alderbach war der Abt Wolfgang Marius, der in Heidelberg studirt hatte, und dort in die schönen Wissenschaften eingeweiht worden war, ein genauer Freund Aventins, besonders mit Geschichte beschäftigt. In dem Benedictinerkloster zu Formbach war Angelus Rumpler Abt, 1462 geboren, der in Ingolstadt und Wien studirte, ein Schüler des Conrad Celtes: er gab sich, wie dieser, auch mit der Dichtkunst ab. Ohnstreitig der ausgezeichnetste aber war der Propst von dem regulirten Chorherrn-

1) Siehe Kobelts bairisches Gelehrtenlexicon.

2) Veith bibl. August. Tom. I. p. 5 sq. Kobelt bairisches Gelehrtenlexicon.

ſtift in Pollingen, Johann Zinngießer. Er war aus dem bairiſchen Städtchen Weilheim gebürtig, und Propſt ſeit 1499. Ein großer Liebhaber und Förderer der claſſiſchen Literatur. Nicht nur ſtand er ſelbſt mit mehreren großen Gelehrten ſeiner Zeit in Verbindung — Johann Eck widmete ihm mehrere ſeiner Reden, und in dem Zueignungsbriefe ſtellt er ihn zum Muſter für alle Klöſter auf — ſondern er bemühte ſich auch, in ſein Kloſter die neue wiſſenſchaftliche Bildung zu bringen. Er berief im Jahre 1510 Johann Altenſteig, einen Schüler Bebels, der in Tübingen die alten Sprachen lehrte, nach Pollingen, um die jüngern Brüder in den Humanioren Philoſophie und Theologie zu unterrichten. Als Altenſteig 1512 nach Augsburg ging, kam ein anderer Schüler Bebels, Mathias Kretz, den wir ſchon als Mitglied der bairiſchen literariſchen Geſellſchaft kennen gelernt, an deſſen Stelle [1]).

In Ottobeuern war der Abt Ellenbog, ein Freund Reuchlins, von Eck auch als ein Muſter eines wackeren Abtes hingeſtellt.

In Regensburg lehte Johann Tolophus, jener warme Freund der claſſiſchen Literatur und des Conrad Celtes, bis zum Jahre 1503, in welchem er ſtarb. Allein es gab unter den Domherrn noch mehrere, welche ſich zu der neuen Richtung bekannten. So Dr. Sigismund Kreutzer, und Georg von Sintzenhofen [2]), beide Freunde Jakob Lochers, denen er Schriften von ſich widmete; Chriſtoph Welſer, 1480 geboren, ſeit 1511 Dompropſt in Regens-

1) Kobelt Veith unter Altenſteig.

2) Erhard. III. S. 185. 178.

burg, ein Verwandter und Freund Conrad Peutingers und Johann Reuchlins [1]). Dann Johann Oberndorfer, Auguſtinermönch und Prior [2]).

In Paſſau war der Propſt Cholerus, ein geborner Augsburger, ein Freund und Gönner der claſſiſchen Literatur: mit Peutinger, mit Erasmus befreundet, ein Mann, wie Ottmar Luscinius von ihm rühmt, dem die Wiſſenſchaften viel verdanken, weil er ſie freigebig verehre, ja nicht ohne großen Aufwand ſeines Vermögens [3]).“

Und endlich ehe wir Baiern verlaſſen, wollen wir noch den Ritter Hieronymus von Eudorf erwähnen. Er war früher Rath am kaiſerlichen Hofe, zog ſich aber zurück ohngefähr ſeit 1509, um ganz den Muſen leben zu können. Wir haben aus jenem Jahre einen Brief von ihm an Reuchlin, worin er ſeine Bekanntſchaft wünſcht. Er habe von Reuchlin ſo viel gelernt, namentlich im Hebräiſchen, und müſſe ihm daher ſo dankbar ſein: ſein Geiſt ſeie auch immer bei ihm. Wahrſcheinlich kenne Reuchlin ihn nicht, er aber ihn, denn vor zehn Jahren ohngefähr habe er ihn am Hofe des Kaiſers geſehen. Er verlangt endlich für ſeinen Sohn einen Hofmeiſter, Reuchlin möge ihm einen verſchaffen [4]).

Oeſtreich.

Was Oeſtreich betrifft, ſo haben wir früher ſchon

---

1) Veith bibl. Aug. Tom. II. p. 158

2) Kobelt.

3) Veith IV. p. 163.

4) Epp. illustr. viror. ad Reuchlin i. l.

angegeben, welch großer Gönner der neuen wiſſenſchaftlichen Richtung Maximilian geweſen. Die meiſten ſeiner Räthe waren Freunde und Förderer der claſſiſchen Literatur. So ſein Kanzler Mathäus Lang. Er war zu Augsburg 1469 geboren, aus einer Patrizierfamilie, ging 1485 auf die Univerſität Ingolſtadt, dann nach Tübingen, Wien: und in letzter Stadt lernte ihn Friedrich III. kennen, der ihn zu ſeinem Secretär machte. Maximilian wählte ihn ſpäter zu ſeinem Kanzler und vertrauteſten Rath. 1505 wurde er Biſchoff von Gurk, 1511 Cardinal und 1519 Erzbiſchoff von Salzburg [1]). Er war ein Freund beinahe aller bedeutenden Männer, welche der neuen wiſſenſchaftlichen Richtung angehörten, eines Reuchlins, Peutingers, Trithemius: er unterſtützte jüngere Talente: Celtes nennt ihn einen Patron der Poeten: Irenicus kennt Niemanden in ganz Deutſchland, den er ihm, dem hochgeſtellten, in Förderung der Wiſſenſchaften vergleichen könnte [2]). Nicht minder war ein Gönner der ſchonen Literatur deſſen Secretär Sebaſtian Sperantius, kaiſerlicher Rath, Propſt von Brixen; ferner die kaiſerlichen Räthe Ulrich Graf von Helfenſtein [3]), Jakob Spiegel, Jakob Villinger, in Schlettſtadt erzogen, Freunde und Bekannte Wimphelings, Jakob Banniſis [4]), ein

1) Veith bibl. V.

2) Irenici exegesis Germaniae. II. cap. 40.

3) Ulrici Hutteni ep. ad Pirkheimer. Opp. II. p. 95. Vir non tam generisanti quitate quam literarum peritia illustris.

4) Ibid. vir imprimis doctus ac eloquens — opto enim, ut decem tales habeat caesar consultatores.

Freund Reuchlins, Georg Neudecker u. a. Bei solcher Umgebung war es wohl natürlich, daß der Kaiser die neue Richtung auch auf der Universität Wien auf jede Weise begünstigte. Seitdem Conrad Celtes an der Universität lehrte, war ein neues Leben in sie gekommen: alle Zweige der Wissenschaften beinahe wurden mit Anhängern der neuen Richtung besetzt. Conrad Celtes selbst lehrte die alten Sprachen, Poesie und Geschichte: neben ihm Cuspinianus, eigentlich Spießhammer, aus Schweinfurt, etwa 1473 geboren, dem schon 1493 Maximilian den poetischen Lorbeerkranz aufsetzte, er liebte besonders historische Studien; Vincentius Longinus, aus Schlesien gebürtig, ein Schüler des Celtes, 1501 vom Kaiser zum Dichter gekrönt. Den Lehrstuhl der Philosophie bekleidete Vadianus, aus St. Gallen, welcher in Wien zuerst die alten Sprachen studirte, eine Zeitlang zu Villach in Kärnthen das Amt eines Schullehrers bekleidete, dann in Wien selber las: von Allen geliebt und geschätzt, von Maximilian 1514 zum Dichter gekrönt. Mathematik und Astronomie lehrten Stiborius und Stabius, beide ausgezeichnete Männer, auf dem Grunde fortbauend, den Regiomontan gelegt. Die Medicin wurde von Georg Tanstetter (Collimitius) vertreten, einem Schüler von Stibarius, Leibarzt Maximilians, auch mit astronomischen Studien beschäftigt: ferner von Bartholomäus Scipio (Steber) der in Italien gewesen. Das Recht lehrte Hieronymus Balbus, früher Lehrer der alten Sprachen: doch blos bis 1501, weil er da nach Prag berufen wurde. Ausserdem befanden sich eine Menge von älteren und jüngeren Männern in Wien, welche mit den eben genannten, namentlich mit Celtes in näherer Verbindung standen. In Wien

war, wie an andern Orten eine gelehrte Gesellschaft, an deren Spitze Celtes stand, welche eine große Anzahl von Mitgliedern zählte: Christoph von Weitmyl, einen böhmischen Ritter, Johann Sturnus aus Schmalkalden, Theodor Ulsenius aus Friesland, Heinrich Cuspidius aus Heidelberg, Eustachius Neophorus aus Eßlingen, Thomas Aretius aus Krembs in Oestreich, Pancratius Vulturinus, Georg Boorius, Johann Pavetius, Johannes Greul, Mönanus genannt, Clemens Bonicampius, Adam Serapus, Johann Volscus de Zuola, und Nikolaus Gerbellius aus Pforzheim, ein Freund Reuchlins, Christoph Apitius [1]).

In Mähren wirkte immer noch Augustin von Olmütz, Bischof daselbst, für die classische Literatur. Ein Ritter Cuna von Cunstatt, der in Wien studirt, begünstigte sie auch. Sein Schloß war allen classisch Gebildeten geöffnet: er ließ auf seine Kosten Werke drucken: wie uns z. B. Jakob Ziegler erzählt [2]).

Auch in Böhmen blühten die schönen Wissenschaften. Noch lebte Bohuslaus von Hessenstein, auf seinen Gütern sich an den Wissenschaften ergötzend, an seiner herrlichen Bibliothek, im Briefwechsel mit seinen vielen gelehrten Freunden, oder im geselligen Kreise seiner Vertrauten. Jenen oben erwähnten Johann Sturnus aus Schmalkalden, den er in Wien kennen gelernt, nahm er mit sich auf seine Güter: er sollte seine Neffen unterrichten und

---

1) Klüpfel Leben des Celtes. Tom. II.

2) In einem Briefe an Pirkheimer bei Heumann documenta literaria varii argumenti. p. 135.

sein Gesellschafter sein. Beide Männer wirkten nun weiter auf Böhmen ein, um die neueren Studien zu verbreiten. Hassenstein konnte von Sturnus sagen, daß er die Barbarei aus Böhmen getrieben und die Musen zurückgeführt hätte [1]).

Auch die beiden Schlechta, Victorinus und Johann, Oheim und Neffe, aus altem Geschlechte, Bekleider hoher Staatsämter, waren Gönner und Förderer der neuen Literatur. Sie waren auch die Freunde Hassensteins.

In Prag lehrte früher ein gewisser Gregorius die Humanioren. Im Jahre 1500 ward von Johann Schlechta Hieronymus Balbus an die Universität berufen. Astronomie lehrte Valentin Mezrizenus, ein Freund Hassensteins.

In Schlesien war der Bischof von Breslau, Johann Thurzo, ein Freund und Gönner der classischen Literatur. Insbesondere unterstützte er den Ursinus Velius, den wir später in dem Gefolge des Kardinals Mathäus Lang von Gurk treffen. — In Oels befand sich Johann Hessus, ein Freund Pirkheimers, Saurus und Valentinus Eratoaldus, lauter Anhänger der neuen Literatur [2]).

Nördliches Deutschland.

In der Mark Brandenburg hatten schon unter Johann, dem Sohne Albrechts Achilles, wie wir gesehen, die neuern Studien Eingang gefunden. Zwei seiner Rä-

---

1) In seinen Epigrammen.

2) Brief Johanns Hessus an Pirkheimer bei Heumann documenta literaria. p. 117.

the, Dietrich von Bülow, und jener Eitelwolf von Stein, den wir schon erwähnt, waren Gönner derselben. Sie pflanzten diese Liebe auch in Johanns Nachfolger, Joachim, der seit 1499, kaum 20 Jahre alt, den Thron bestiegen. Ein hoffnungsvoller Jüngling[1])! Unter den Gelehrten seiner Zeit schätzte er besonders den Abt Trithemius, den er schon im Jahre 1504 zu sich in die Mark berufen hatte, und den er im Jahre 1505 von Köln aus, wohin er ihn bei Gelegenheit eines Reichstages hatte kommen lassen, wieder mit sich nach Brandenburg nahm, um sich an seiner Unterhaltung zu ergötzen. Auf Anrathen seiner zwei Räthe stiftete er auch zu Frankfurt an der Oder eine neue Universität, welche nach dem ursprünglichen Plane Eitelwolfs von Stein ein Mittelpunkt für die neuere wissenschaftliche Richtung werden sollte. Auch fehlte es nicht an Männern, welche für sie wirken konnten. Trebellius, Vigilantius, einer der besten lateinischen Dichter jener Zeit – Stein ergötzte sich immer an seinen leichten Versen – (leider starb er schon 1512, auf einer Reise in Schwaben, von Räubern erschlagen), Rhagius Aesticampianus, ein Schüler des Celtes, von welchem bald mehr, lehrten daselbst die classische Literatur. Eine Zeitlang erfreute sich auch die Universität eines großen Zulaufes und einer rührigen Thä-

1) Trithem. in ep. ad Rogerium Sycambr. ann. 1505. opp. p. 468. Princeps namque juvenis est, annum aetatis agens vicesimum secundum, literis competenter institutus, ingenio valens, et qui maximum ad studium literarum habeat affectum.

tigkeit. Später wußte doch die alte Richtung wieder die Oberhand zu gewinnen.

In Pommern gehörten Johann Bugenhagen in Treptow, die Suavenius in Cammin, von denen der eine Biſchoff war, der neuen Richtung an: ſelbſt der Kanzler des Herzogs, Valentin Stoientin, der in Frankfurt ſtudirt hatte. Er ſuchte dieſe auch in Greifswalde aufzubringen [1]). Mehrere, wie Wolfgang von Eberſtein, Graf zu Neugarte, der 1507 Rector war, bekannten ſich dort zu derſelben.

Auch im benachbarten Roſtock hatte ſie Wurzeln geſchlagen. Vom Jahre 1489—1514 lehrte ſie hier Montanus, ein Freund von Albert Kranz. Seit 1510 befand ſich Nikolaus Marſchall an der Univerſität. Seit 1507 war er am Hofe der Herzoge von Mecklenburg, die ihn in wichtigen Geſchäften gebrauchten [2]).

Im übrigen nördlichen Deutſchland wurden überall Schulen eingerichtet nach dem Muſter der des Hegius zu Deventer. Am meiſten zeichnete ſich die in Münſter aus, welche endlich Rudolph Lange im Jahr 1498 zu Stande gebracht hatte. Timan Camener, Johann Cäſarius, Murmellius, lauter Schüler des Hegius, waren Lehrer daſelbſt. Sie erlangte in Kurzem einen ungemeinen Ruf: beinahe von allen Seiten Norddeutſchlands ſtrömten Zöglinge dahin. Aber auch andere Schulen waren nicht unbedeutend: in Hervord, Minden, Düſſeldorf, Goslar, Lüneburg, Osnabrück, Dortmund, Harlem, Lübeck, Em-

1) Mohnike. p. 381.

2) Mohnike. p. 385.

merich, da waren lauter Schüler von Hegius oder von der Münsterer Schule die Lehrer [1]).

In den Niederlanden wurden ebenfalls nach dem Muster von Deventer Schulen errichtet: in Zwoll, in Alcmar, wo eine Zeitlang Murmellius Lehrer war, in Gröningen. An der Universität Löwen lehrte auch ein Schüler des Hegius, Conrad Goclenius, die classische Literatur.

Sächsische Länder.

Wenden wir uns nun wieder in die Mitte von Deutschland.

Zu Frankenberg im Hessischen hatte Jakob Horläus eine lateinische Schule, aus welcher berühmte Schüler hervorgegangen sind, wie z. B. Eobanus Hessus [2]).

In Gotha lebte seit dem Jahre 1501 als Canonicus Conrad Mutianus Rufus, aus einer adeligen hessischen Familie im Jahr 1473 geboren: er war in Italien gewesen, hatte sich an den classischen Mustern herangebildet, und galt seit seiner Rückkehr nach Deutschland als einer der ersten Bekenner derselben. „Er ist der Cicero von Deutschland" sagte Zasius von ihm. Indessen wirkte er weniger als Schriftsteller — es ist uns, so viel mir bekannt, ausser seinem reichhaltigen Briefwechsel nichts übrig geblieben — auch pflegte er auf die Frage, warum er nichts herausgebe, da er doch immer studire und schreibe, zu antworten: weil seine Sachen ihm nie-

1) Hamelmann opera genealogica Westphal.

2) Joachim Camerarius in der vita Eobani Hessi.

mals genügten, und daher wolle er sich lieber an der Thorheit Anderer erfreuen [1]). Desto mehr wirkte er durch seine Persönlichkeit. Sein Haus in Gotha, schlicht aber geschmackvoll eingerichtet, stand gastfrei allen offen, welche sich zu der neuen wissenschaftlichen Richtung bekannten: er liebte es, nicht nur mit entfernteren Freunden, wie mit Reuchlin, Zasius, Wimpheling, Wolff u. a. in literarischer Verbindung zu stehen, sondern auch einen Kreis vertrauterer Freunde um sich zu sehen, meist jüngerer Männer, auf die er dann einwirkte, durch Belehrung, Ermunterung, Lob und Tadel. Besonders aus der benachbarten Universität Erfurt kamen beinahe alle jüngeren Leute, die zu der neuen Richtung gehörten, zu ihm nach Gotha, um seine Bekanntschaft zu machen. Alle liebten und verehrten ihn als ihren Lehrer und väterlichen Freund.

In Erfurt hatte aber auch seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts die classische Literatur feste Wurzeln geschlagen. Maternus Pistoris, der seit 1488 zu Erfurt studirte, 1494 Magister geworden war, und Nikolaus von Marschall, der später nach Rostock ging, waren die Ersten, welche nach einiger Unterbrechung das Studium der classischen Literatur wieder in Anregung brachten, und zwar dießmal dauerhafter.

Denn in dem ersten Jahrzehend des 16ten Jahrhunderts schon war hier ein Kreis junger strebender Männer, welche von der neuen Richtung ergriffen waren, die entweder damals schon von Bedeutung gewesen oder

---

1) Joach. Camer. a. a. O.

es doch in der Folge geworden sind. Peter Eberbach, Georg Spalatin, Johann Lang, Herebordus Margarita, Crotus Rubianus, Heinrich Urbanus, Eobanus Hessus, Ulrich von Hutten, sämmtlich Freunde von Mutianus. Das Jahr 1510 war indeß störend wegen der Unruhen, die in der Stadt ausgebrochen waren, und zwar auf einige Jahre. Die Leute, welche hier in den Jahren 1504 — 1509 zusammengewesen, zerstreuten sich auch in die verschiedensten Gegenden: Spalatin finden wir im Jahre 1508 in Georgenthal, Crotus Rubianus ist in Cöln, dann in Fulda, Ulrich von Hutten trieb sich in Norddeutschland herum: Eobanus Hessus ist in Preußen schon 1509, wo er der Secretär des Bischoffs von Riesenburg war, dann in Frankfurt an der Oder und Leipzig. Endlich, seit dem Jahre 1514 finden wir ihn wieder in Erfurt, und zwar zuerst als Rector der Severnischule, dann als academischen Lehrer. Und nun bildete sich um Eobanus Hessus wieder ein Kreis von jungen Männern, welche durch Freundschaft und gleiches Streben recht innig sich aneinander schlossen. Eobanus war für Erfurt ohngefähr, was Heinrich Bebel für Tubingen. Von einer liebenswurdigen Persönlichkeit, heiter, beständig aufgeräumt und lustig, von herrlichem Humor, der indessen weniger stechend war, als der Bebels, überhaupt etwas friedlicherer Natur — aber ungemein anregend und aufmunternd, ein herrlicher lateinischer Dichter, was auch Mutianus gleich an ihm bemerkte, als er das erste Mal bei ihm in Gotha war. Die lustige gelehrte Gesellschaft, welche Eobanus Hessus um sich herum versammelte, und von der er sich scherzweise den König nannte, bestand aus ziemlich viel Mitgliedern: Camerarius führt

sie auf: Justus Jonas, Caspar Schalbus, Johannes Draco, Heinrich Urbanus, Johann Lang, Georg Spalatin, Johann Ortus, Rosenus aus Schlesien, Christoph Hacus, Valentinus Capella, Groning, Eccilius, Martinus Hunus, Peter Eberbach, Justus Menius, Johannes Frank, Megobachus, Jakob Micyllus, Antonius Musa, Daniel Stibarus. Ernst und Scherz wechselten miteinander ab: fröhliche Gelage, wo der Becher nicht zu selten geleert ward, und wo auch Eobanus Hessus seinen Mann stellen konnte, mit literarischen Gesprächen. Dann zog man wohl auch manchmal nach Gotha zu Mutianus: blieb einige Tage bei ihm, und kehrte dann froh und heiter über die vergnügten Stunden, die man da verlebt, wieder nach Erfurt zurück [1]). — In die Universität war durch Eobanus ein frisches rühriges Leben gekommen: wiewohl der Scholasticismus sich immer noch hielt durch die alten Professoren, so war doch die neuere Richtung im Uebergewicht begriffen.

Nicht ganz so war das Verhältniß in Leipzig. Wir haben gesehen, wie schon am Ende des 15ten Jahrhunderts Versuche gemacht wurden, die classischen Studien hier herein zu bringen, aber vergebens. Conrad Celtes, der es zuerst versuchte, konnte sich nicht halten: eben so wenig sein Schüler Rhagius Aesticampianus, welcher nach ihm den Versuch machte. Indessen befand sich eine lateinische Schule zu Leipzig, welcher Georg Helt aus Forchheim, ein Zögling der Münsterer Schule, vorstand, ein ausgezeichneter Lehrer, bei dem Joachim

1) Camerarii vita Eobani Hessi.

Camerarius seinen ersten Unterricht empfing. Dann finden wir Hieronymus Emser, welcher Rath beim Herzog Georg von Sachsen und zugleich an der Universität Leipzig war, eigentlich Theolog, der neuen Richtung zugethan: er ist ein Freund von Wimpheling, Bebel, Pirkheimer, Herrmann Busch, auch von Hutten [1]). In den Jahren 1512, 1513 suchten Vitus Berlerus und Georgius Aubanus, beide Franken, die classische Literatur dort in Aufnahme zu bringen. Sie wurden bald darauf, 1514, unterstützt von Euricius Cordus aus Hessen, der früher in Erfurt gewesen, ein Freund Mutians und von Hermann Tulichius, ein Zögling der Münsterer Schule, der um 1515 daselbst lehrte [2]). Endlich kam Richardus Crocus aus Britannien, welcher zuerst die griechische Literatur lehrte, und Peter Mosellanus, ein Schüler von Joseph Horlenius, Rector in Hervord, welcher Poesie und Beredsamkeit vortrug, einer der ausgezeichnetsten deutschen Humanisten jener Zeit. Ausser ihnen fanden sich in den übrigen Wissenschaften junge Männer, die der neuen Richtung angehörten: Georg Reusch, welcher die Medicin, Paul Prachtbechius, welcher die Rechte lehrte. Doch hatten die classischen Studien selbst in dem zweiten Jahrzehend des 16ten Jahrhunderts bei Weitem noch nicht das Uebergewicht bekommen. Am meisten sträubten sich die Theologen dagegen [3]).

---

1) Hutten erwähnt ihn in der Xten Elegie der Klagen. Vg. Mohnike. S. 452 folg.

2) Vergl. Camerarii vita Eobani Hessi

3) Brief Paul Prachtbechius an Pirkheimer, bei Heumann do cum liter. p. 231 sq von Georg Reusch. ib. p 230

Ganz anders war es in Wittenberg. Dieß war endlich eine Universität, welche gleich von ihrer Stiftung an (1502) eine vollkommene Repräsentantin der neuen Richtung war. Martin Pollich, der Leibarzt des Churfürsten Friedrich von Sachsen, derselbe, der ihn auch mit Celtes bekannt gemacht, und Johann Staupitz, Vicarius des Augustiner-Ordens, welcher in der Theologie die neuere Richtung ergriffen hatte, waren es, welche den Churfürsten bewogen, eine neue Universität zu stiften. Martin Pollich war der erste Rector: Staupitz der erste Decan der theologischen Facultät. Sogleich fanden auch die classischen Studien daselbst ihre Vertreter. Balthasar von Fach, ein Franke, Sibutus aus Thüringen, Sbrulius aus Italien, Otto Beckmann, ein Zögling der Münsterer Schule, lehrten dieselbe. Für die Rechte ward im Jahre 1507 Christoph Scheurl, ein Nürnberger, der in Italien gewesen, und dort die Humaniora und die Rechte studirt hatte, als Professor berufen. Auch den Mutianus, welchen der Churfürst sehr hoch schätzte, wollte er dahin ziehen: allein dieser zog seine gelehrte Ruhe vor. Doch ging er dem Churfürsten mit seinem Rath an die Hand: durch ihn geschah es, daß jener eine große Bibliothek von griechischen Büchern in Venedig aufkaufen ließ für die Universität Wittenberg [1]). In der theologischen Facultät war ausser Staupitz noch ein anderer Augustiner, Wenzeslaus Link, der ebenfalls der neueren Richtung angehörte und seit dem Jahre 1508 befand sich Martin Luther hier, ein Zögling der Erfur-

1) Tentzel suppl. hist. Goth. I. p. 158.

ter Hochschule, der unter Allen am eifrigsten auf das Studium der Bibel drang, als der einzigen Quelle religiöser Wahrheit. Ferner ist noch Georg Spalatin zu erwähnen, der in Erfurt studirt hatte, und ein Mitglied des dortigen gelehrten Kreises war, seit 1511 Hofprediger in Wittemberg, zwar nicht an der Universität angestellt, doch von großem Einflusse auf dieselbe, mit allen dortigen Lehrern in der innigsten Berührung.

Daß Wittenberg eine Repräsentantin der neuen Richtung war, erkannten auch alle die Männer, welche ihr angehörten. Deßhalb wurde auch der Churfürst überall rühmend hervorgehoben. Spalatin kann ihn nicht genug preisen wegen des Eifers, mit dem er gelehrte Männer an die Universität zu ziehen suchte [1]). Wimpheling widmete ihm ein eigenes Buch [2]), und überhäuft ihn in der Dedication mit Lobeserhebungen, daß er die Wissenschaften pflege und unterstütze, damit erwerbe er sich ein unsterbliches Verdienst. „Mit nichts, meint Pirkheimer [3]), hätte Friedrich sich ein größeres, dauernderes und ehrenvolleres Andenken hinterlassen können, als durch die Gründung einer so vortrefflichen Academie, welche mit den alten in den Wettstreit treten kann, und die gegenwärtigen nicht bloß erreicht, sondern größten Theils hinter sich läßt."

Franken.

Wenden wir uns endlich nach Franken, so tritt uns

1) In einem Briefe an Reuchlin. Epp. illustr. viror. ad Reuchlin. l. 3.

2) Lupoldi Bebenburgensis de juribus imperii 1508.

3) Opp. p. 246.

hier zuerst Bamberg entgegen. Diese Stadt, welche sich schon bisher als eine Förderin der neuen Richtung ausgezeichnet, erscheint es auch jetzt. Bischoff von Bamberg war seit dem Jahre 1505 Georg Schenk von Limburg, 1470 geboren, auf der Universität Ingolstadt gebildet, dann Domherr zu Bamberg, Straßburg und Würzburg, endlich 1505 Bischoff. Ein ausgezeichneter Mensch! Mild, wohlwollend: mit wahrer Liebe regierte er sein Fürstenthum; die Bedürfnisse der Zeit erkennend: er ließ eine neue Halsgerichtsordnung verfertigen, welche die Grundlage der Karolina geworden ist: geistreich, frei, sich an der neuen Wissenschaft erfreuend und ihre Bekenner unterstützend. Dieser Bischoff hatte zu seinem Minister Johann von Schwarzenberg, denselben, welcher die Halsgerichtsordnung verfertigte: ein Mann von großen Talenten, ganz und gar der neuen Richtung zugethan. Er war im Jahre 1463 geboren. Seine Jugend soll er ziemlich flüchtig hingebracht haben: später, als er zur Besinnung gekommen, holte er das Versäumte durch unermüdete Lectüre wieder ein. Mit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts finden wir ihn als den einflußreichsten Mann am Bamberger Hof[1]). Ueber den vielen Geschäften, die er als Minister zu besorgen hatte, vernächlässigte, er aber nicht die schönen Wissenschaften. Beständig las er einen alten Classiker — er übersetzte wohl auch ins Deutsche, wie z. B. Schriften von Cicero, die wir noch haben. Auch seinen Umgang suchte er sich in classisch gebildeten Leuten, die ihn dann wohl in seinen literari-

1) Dictator noster nennt ihn Lorenz Behaim in einem Briefe an Pirkheimer. Heumann. p. 256.

schen Arbeiten unterstützten: so Georg Wassermann, Michael Kerper, Hans Neuber — der letzte war der Hauslehrer seiner Kinder. In genauem Verhältniß stand er auch mit den Domherrn Lorenz Behaim, aus einer alten Nürnberger Familie, in der classischen Literatur bewandert, ein großer Verehrer Reuchlins, mit ganzem vollem Herzen der neuen Richtung zugethan. Er half Schwarzenberg bei seinen Uebersetzungen. Unter den Domherrn zeichneten sich noch folgende als Anhänger der neuen Richtung aus: Leonhard von Egglofstein, seit 1484 Canonicus in Bamberg, starb 1514. Wimpheling führt ihn unter den Prälaten auf, welche ein rechtes priesterliches Leben führen, und selber predigen: er nennt ihn in der heiligen Schrift bewandert, gelehrt und von dem sittlichsten Wandel [1]); Marquard von Stein, Dompropst zu Bamberg, ein Schüler Lochers [2]); die beiden Brüder Andreas und Jakob Fuchs, in genauer Verbindung mit Lorenz Beheim: letzterer besuchte auch Italien, und schloß die innigste Freundschaft mit Ulrich Hutten; Eberhard Senft, Decan der Kirche zu St. Jakob in Bamberg, und Kaplan Maximilians, ein großer Verehrer des Trithemius, den er auch an den Hof des Kaisers zu bringen suchte [3]). Ausserdem sind hieher zu rechnen: Ulrich Burchard, fürstlicher Hofcaplan, Johann Schwanhäuser, Stiftsherr, Prediger und Custos bei St. Gangolph, Con-

1) In seiner diatribe Hagenau 1514. in dem 21. Kap. Ordo vitae sacerdotalis qualiter instituendus.

2) Erhard III. S. 175.

3) Opp. Trithemii p. 569.

rad Zertlin, Christoph von Sand, der Carmelit Röttelstein, ein Verehrer Reuchlins [1]). Seit dem Jahre 1515 befand sich auch der ausgezeichnete Mathematiker Georg Schoner, von dem bald mehr, in Bamberg.

In Würzburg saß seit dem Jahre 1498 auf dem bischöfflichen Stuhle Lorenz von Bibra, ein edler wissenschaftlich gebildeter Mann. Dieser rief den Abt Johann Trithemius von Spanheim nach Würzburg. Trithemius nämlich hatte durch seine christliche Strenge gegen die Mönche und durch sein Dringen auf wissenschaftliche Bildung die Unzufriedenheit seiner Mönche auf sich geladen, daß er einsah, er könne nichts Gutes mehr in dem Kloster stiften, und es daher verließ. Er schlug die Einladung mehrerer Fürsten, wie Kaiser Maximilians und Markgraf Joachims von Brandenburg, seines alten Gönners, die ihn an ihre Höfe ziehen wollten, aus, da er nicht dazu geschaffen sei, sich in die Regeln der Höfe zu finden, und folgte lieber der Einladung des Bischoffs von Würzburg, welcher ihm eine zwar kleine, aber ruhige Abtei zu St. Jakob in Würzburg verschaffte. Hier lebte er denn wieder den Wissenschaften. Die Gegenwart dieses Mannes, der damals einen ausserordentlichen Ruf sich erworben hatte, und mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit in Verbindung stand, konnte nur vortheilhaft auf Würzburg wirken. Wir finden auch hier die neuen Studien mit Macht sich Bahn brechen. Michael von Seinsheim, Friedrich Fischer, Freunde Huttens, Johann Apel, einer der ersten Studenten der Universität Wittenberg, sämmtlich Canoniker, Engelhard

1) Ep. Conr. Beheim ad Pirkheimer. Heum. p. 259 sq.

Funk [1]), Decan von Neumünster, Heinrich Groninger, Rath des Bischoffs von Würzburg [2]), Sebastian von Rothenhan, 1478 geboren, ein Schüler des Celtes und Aventin, großer Kenner der Alterthümer und der Geschichte [3]) bekannten sich zu denselben. Johann Reiß predigte schon gegen die Mißbräuche der Kirche [4]).

In Eichstädt gehörten ausser Adelmann von Adelmannsfelden, den wir schon kennen, — er hielt sich abwechselnd hier und in Augsburg auf — Erhard Truchseß, Canonicus [5]), Johann von Wirsberg, Decan, der neuen Richtung an.

Im Kloster Rebdorf bekannte sich zu ihr der dortige Prior Kilian Leib, ein äusserst wissenschaftlich gebildeter Mann, in den drei Sprachen bewandert.

Dann lebten auf den Dörfern zerstreut mehrere Ritter und Pfarrer, wie Georg von Streitberg, Huttens Freund, Johann Hiltner aus Lichtenberg, Johann Crusius, Pfarrer in Forchheim, u. a. die der neuen Richtung zugehörten.

Bedeutendere Persönlichkeiten.

Celtes. Hermann vom Busche. Rhagius Aesticampianus. Ulrich von Hutten.

Man sieht schon aus diesem, übrigens nicht ganz vollständigem Verzeichnisse, wie weit die neuen geistigen

---

1) Trithem. opp. 557.

2) Ib. 559.

3) Jäcks Bamberger Pantheon. Freund Huttens.

4) Briefe der dunkeln Männer, herausg. von Mundt. S. 237. 38

5) Pirkheimeri piscator.

Bestrebungen um sich gegriffen hatten, daß kaum eine Gegend in Deutschland zu treffen war, wo sie nicht Eingang gefunden.

Dieß fühlten aber auch schon die Zeitgenossen. „Ich wünsche mir öfters Glück, schreibt Nikolaus Gerbellius im Jahre 1507 an Trithemius, daß ich in diesem herrlichen Jahrhundert geboren bin, wo so viele ausgezeichnete Männer in Deutschland auftauchen, wie du Einer bist [1]." „Viele gibt es jetzt in Deutschland, sagt Bebel, die ihr höchstes Streben darein setzen, es dahin zu bringen, daß Deutschland die alte Barbarei ganz auszieht, damit es zugleich mit dem Kaiserthum auch die Wissenschaften den Römern entreisse, und viel schon ist hierin gethan, wie man auf allen Schulen sehen kann. Denn es gibt in Deutschland nicht wenig Lehrer, deren Wirksamkeit in Bezug auf die Herstellung einer besseren Wissenschaft nicht erst vieler Beweise bedarf, da ihre veröffentlichten Werke das klarste Zeugniß für sie abgeben [2]." Irenicus, der sich in seiner Beschreibung von Deutschland besondere Mühe gab, die wissenschaftlichen Bestrebungen darzustellen, gesteht, daß, wenn er die Zahl aller derer, die den classischen Studien oblägen, seinem Werke einverleiben wolle, dieses zu einer ungebührlichen Größe anschwellen würde. „Denn so viele ausgezeichnete Männer beschäftigen sich jetzt mit der alten Literatur, daß alle deutschen Schulen davon voll

1) Opp. Trithemii. p. 543.

2) In einem Briefe an Peter Jacobi Arlunensis vom J. 1505 vor seiner apologia de abusione linguae latinae.

sind." Und nachdem er die bedeutendsten davon angeführt: „Mit Einem Worte, keine deutsche Stadt ist so sehr entfernt von aller Literatur, daß sie nicht die gelehrtesten Kenner der griechischen Sprache aufzuweisen habe, von den andern gar nicht zu reden — wer wollte ihre Namen zählen[1])?"

Die ausserordentlich schnelle Verbreitung der neuen Richtung wurde aber bewirkt durch den vielfachen Verkehr, in welchem die Anhänger derselben mit einander standen: denn dieser, theils persönlicher, theils schriftlicher vertrat damals unsere heutigen Literaturzeitungen. Und diesen Verkehr vermittelten wieder einzelne geistig hochgestellte Männer durch ihre Persönlichkeit. Denn ausser den angegebenen Mittelpunkten, die sich auf kleinere Kreise beschränkten, gab es auch noch Männer, welche sich entweder durch Reisen mit möglichst vielen Bekennern der neuen Bestrebungen in Verbindung setzten, oder die sich durch ihre Schriften und sonstige Wirksamkeit schon einen solchen Namen erworben hatten, daß sich die Anhänger der neuen Richtung um sie versammelten.

Zu den Ersteren gehörte Conrad Celtes, Hermann vom Busche, Rhagius Aesticampianus, vorzüglich aber Ulrich von Hutten.

Conrad Celtes hatte zwar einen festen Sitz in Wien als Lehrer der alten Literatur, aber er gab darum seine Reisen, die ihm zur andern Natur geworden, nicht auf. Noch im Jahre 1501 machte er eine große Reise durch

---

1) Exegesis Germaniae. lib. II. cap. 43.

ganz Deutschland: tief in den Norden ist er gekommen, selbst das äusserste Thule, wie er eine Insel der Ostsee — man weiß nicht welche — nannte, hat er besucht. Später kam er immer wieder aus Wien heraus, einmal nach Augsburg, dann nach Nürnberg, und blieb in unausgesetztem Verkehr mit seinen alten Freunden. Endlich starb er 1509, noch nicht 50 Jahre alt.

Eine ähnliche Natur war Hermann vom Busche. Er war aus einer alten westphälischen Familie geboren, im Jahre 1468, auf dem Schlosse Sassenburg im Bisthum Münster. Schon in seiner frühsten Jugend ward er dem Rudolph Lange bekannt, der dann dafür sorgte, daß er in die Schule des Alexander Hegius nach Deventer kam. Später besuchte er die Universität Heidelberg, wo Rudolph Agricola sein Lehrer war, und wo er höchst wahrscheinlich auch die Bekanntschaft des Conrad Celtes machte. Im Jahre 1486 ging Busch mit Rudolph Lange nach Italien, hörte dort die berühmtesten Männer und kehrte nach einigen Jahren, mit einem großen Schatze classischer Gelehrsamkeit ausgerüstet, nach Deutschland zurück. Sein Plan war aber keineswegs, sich irgendwo fest zu setzen, sondern er wollte wie Celtes von einem Orte zum andern, von einer Universität zur andern reisen, und überall den Saamen der neuen wissenschaftlichen Richtung ausstreuen. Die erste Zeit seines Lebens war daher eine ununterbrochene Reise. Zuerst erhielt er eine Stelle am Hofe des Bischoffs Heinrich von Münster, gab sie aber nach einiger Zeit auf, machte dann eine Reise nach Frankreich, wo er mit den ausgezeichnetsten Literaten Bekanntschaft schloß, kehrte dann zurück, um in Deutschland, im südlichen wie im nörd-

lichen herumzureisen. Auf die Einladung des Grafen Hermann von Nuenar ging er nach Cöln, vielleicht noch im 15ten Jahrhundert, und suchte dort einen festen Boden für die classische Literatur zu gewinnen. Es gelang ihm aber nicht. Er verließ daher Cöln, und machte seine Wanderungen durch Norddeutschland, durch Hamm, Münster, Osnabrück, Bremen, Hamburg, Lubeck und Wismar, wo er überall, theils in den Schulen, theils in den Wohnungen von Privatpersonen Vorlesungen über classische Literatur hielt. Länger hielt er sich in Rostock auf: man kann sagen, daß er für diese Universität der erste bedeutende Anreger der classischen Literatur geworden ist. Mißverständnisse mit einem alten Professor, Heuerling, vertrieben ihn übrigens bald daraus. Dann ging er nach Greifswalde, lehrte auch hier eine Zeitlang — in dem Jahre 1503 wird dieß anzunehmen sein — Johann Bugenhagen war da einer seiner Zuhörer: und im Jahre 1504 finden wir ihn in Leipzig. Bald darauf erhielt er einen Ruf nach der neugegründeten Universität zu Frankfurt an der Oder: er las hier eine Zeitlang, begab sich aber, da inzwischen Rhagius Aesticampianus nach Frankfurt kam, von da weg und nach Erfurt, wo er in dem schon erwähnten Kreise junger wissenschaftlich gebildeter Männer einige Zeit, nicht ohne vielfach anzuregen, verweilte. 1506 finden wir ihn wieder in Leipzig, wie es scheint, mit dem Willen sich hier einen dauernden Wirkungskreis zu gründen. Doch gelang ihm dieß nicht. Dann war er eine Zeit lang auf der Universität Wittenberg. Von da bereiste er noch einmal den Norden von Deutschland und versuchte es, etwa 1508, auf eine Einladung Hermanns von Nuenar zum zweiten

Male in Cöln die classische Literatur in Aufnahme zu bringen. In Cöln hielt er sich mehrere Jahre auf, bis 1514 etwa: dann verließ er es wieder, machte eine Reise durch die Niederlande nach England, wo er mit den dortigen Gelehrten bekannt ward, und nach seiner Wiederkunft 1516, scheint er sich wieder eine Zeitlang in Erfurt aufgehalten zu haben. Später nahm er die Rectoratsstelle in Wesel an [1]). Er war, wie gesagt, eine Natur, wie Conrad Celtes: eifrig, leidenschaftlich, wirkend weniger durch Schriften oder ruhige Forschung, als vielmehr durch seine scharf ausgeprägte Persönlichkeit. Er wollte Proselyten werben für die neue Richtung: er thut dieß, seiner Eigenthümlichkeit gemäß, mit einem gewissen Ungestümm, und erreicht dadurch bei gleichartigen Persönlichkeiten, besonders bei der Jugend, allerdings seinen Zweck, wenn er auch bei Andern, besonders bei den Anhängern des alten Systems, Widerwillen erregt.

Neben ihm nenne ich Johann Rhagius Aesticampianus. Dieser Mann, aus Sommerfeld in der Lausitz, zwischen 1460 — 1470 geboren, studirte um das Jahr 1490 zu Crakau, wo er ein Schüler des Conrad Celtes war. Später ging er nach Italien, wo er unter andern auch den Unterricht des berühmten Beroaldus in Bologna genoß. Er zeichnete sich damals schon so aus, daß er auf die Empfehlung des päpstlichen Secretärs, Jakob Aurelius von Questenberg, vom Papste eigenhändig zum Dichter gekrönt ward. Von Italien ging er nach Frankreich, nach Paris, hierauf nach Deutschland, wo er sich

1) S. Meiners. Erhard. III. Band im Leben Herrmanns vom Busche.

dann bemühte, auf verschiedenen Universitäten die neue wissenschaftliche Richtung in Aufnahme zu bringen. Zuerst, 1501, lehrte er in Basel classische Literatur, dann scheint er sich um 1502 in Heidelberg aufgehalten zu haben — wenigstens war er Johann von Dalberg persönlich bekannt [1]) — und in Mainz, wo er 1506 lehrte [2]); einige Zeit darauf finden wir ihn in Cöln, wo er unmittelbar nach dem ersten Abgange Buschens von dieser Universität, unterstützt und gefördert von Hermann von Nuenar, die classische Literatur vortrug. Er hat damals mehrere Schüler gehabt, mit großem Beifalle gelesen, zog sich aber dadurch den Neid der Professoren zu, und mußte endlich die Stadt verlassen. Im Jahre 1506 ward er auf die neu errichtete Universität Frankfurt berufen, wo er unmittelbar nach Hermann vom Busche erschien, und sich einige Zeit dort aufhielt. Dann ging er aber wieder weg von Frankfurt und nach Leipzig: doch konnte er sich hier so wenig halten, wie Hermann vom Busche: 1511 verließ er auch diese Universität. Dann scheint er sich zu Freiberg in Meißen aufgehalten zu haben. Ums Jahr 1518 finden wir ihn in Wittenberg [3]). Auch von ihm sind nicht viele Schriften erschienen, noch weniger vorhanden. So viel wir aber von ihm wissen, scheint er ein großes Talent, anzuregen, gehabt zu ha-

---

1) Vergl. Klüpfel vita Celtis. Tom. I. Cap. IX.

2) Brief des Zasius an Wolf in Zasii epp. ed Riegger. p. 391. wo er Aesticampianus und Gresemund academiae Moguntinae primarios illustratores nennt.

3) Vergl. Mohnike. 446 folg.

ben. Auf Mutianus Rufus machte seine Persönlichkeit großen Eindruck [1]). Seine Schüler hingen ihm treu an, und sind ihm von einem Aufenthalt zum andern gefolgt: wie wenigstens von Cöln nach Frankfurt.

Unter allen der ausgezeichneteste und berühmteste war aber Ulrich von Hutten. Er war aus einer alten fränkischen Adelsfamilie geboren, 1488 zu Stackelberg am Rhein. Sein Vater bestimmte ihn, da er ein nachgeborner Sohn war, zum geistlichen Stande, und schickte ihn, einen 11jährigen Knaben, in die Klosterschule zu Fulda. Allein damals schon regte sich in dem Knaben der kühne Geist, welcher die Fesseln des Klosters nicht ertragen mochte: er entfloh im Jahre 1504 etwa aus der Schule, und begab sich auf Anrathen seines älteren Freundes, Crotus Rubianus, der Baccalaureus in Erfurt war, auf die dortige Hochschule. Er kam gerade zu einer Zeit dahin, als sich dort jener Verein von jungen aufstrebenden Talenten zusammengethan hatte, von dem wir sprachen, als Herrmann Busch auch gegenwärtig war. In diesen Kreis ward nun Hutten durch Crotus eingeführt: er schloß sich namentlich an Eobanus Hessus, Eberbach innig an, und ward auch bekannt mit Mutianus Rufus in Gotha. So kam denn Ulrich von Hutten gleich bei seinem ersten Eintritte in die Welt in einer Zeit, wo der Jüngling am empfänglichsten für äussere Eindrücke ist, mitten in die neueren geistigen Bestrebungen hinein — und dieß gab seinem ganzen Leben die bleibende Richtung. Von Erfurt ging er nach Cöln.

---

1) Brief Mutians an Urbanus in Tentzel supplem. histor. Gothanae. I. p. 167.

Hier war er der Schüler des Rhagius Aesticampianus, um welchen sich ebenfalls ein Kreis jüngerer Männer versammelt hatte, mit denen denn auch Hutten bekannt ward. Mit Liebe erinnert er sich später dieser Zeiten: er nennt als seine Mitschüler namentlich Ulrich Fabritius, Canther, Jakob Gauda u. a. Von welchem Einflusse auf Hutten es gewesen sein muß, daß sein Lehrer Rhagius von den Scholastikern vertrieben wurde, sieht man von selbst. Er folgte ihm auch nach Frankfurt auf die dortige Universität, im Jahr 1506, wo er sich drei Jahre aufhielt. Auch hier hatte sich um jene Zeit ein Kreis classisch gebildeter Männer gesammelt: außer Rhagius waren als Lehrer Hermann Trebellius und Vigilantius da, die dann jüngere Talente an sich zogen. Die zwei Räthe des Markgrafen, Dietrich von Bülow und Eitelwolf von Stein, welche die Universität gegründet hatten, gaben sich auch alle Mühe, dieselbe weiter zu bringen, und waren daher viel in Frankfurt. Sie lernten hier auch Hutten kennen, und schenkten ihm ihr Wohlwollen. Eitelwolf von Stein war ohnedieß ein Freund der Huttenschen Familie, und war schon früher gegen den Entschluß von Huttens Aeltern gewesen, ihn in ein Kloster zu thun. Dieser besonders wandte dem jungen Ulrich seine Aufmerksamkeit und seine Liebe zu, und hat sie bis zu seinem Tode bewährt. So verlebte Hutten in Frankfurt drei glückliche Jahre. Aber der feurige Jüngling wollte nun auch die Welt sehen, er wollte etwas werden. Nach dem Vorbilde Hermanns vom Busch durchreiste er zuerst das nördliche Deutschland, um hier zu lehren und anzuregen. Wie Vieles hat er da nicht ausstehen müssen! In Greifswalde besonders traf ihn

große Widerwärtigkeit. Die zwei Lossier, bei denen er zuerst wohnte, die aber später mit ihm zerfielen, ließen ihn im strengen Winter plündern, ja beinahe nackt ausziehen. Elend kam er in Rostock an. Da aber setzte der gekränkte Jüngling Himmel und Erde gegen die verübte Gewaltthat in Bewegung. Zwei Bücher von Klagen — das erste bedeutende Produkt seiner literarischen Thätigkeit — schrieb er hier nieder, durch welche er hoffte, die ganze literarische Welt gegen die Lossier in die Waffen zu rufen. Diese Klagen sind uns vorzüglich darum bedeutend, weil wir daraus sehen, wie Hutten schon die ganze classische Welt überschaut hatte, wie er mit seinem Blicke beinahe ganz Deutschland umfaßte, und schon den Gedanken hatte, alle Kräfte der neueren Richtung zu einem gemeinsamen Unternehmen zu vereinen, so geringfügig dieses auch sein mochte, und so sehr er auch nur sein individuelles Unglück im Auge hatte. Er kennt schon alle bedeutenden Namen der neueren Richtung: in Meklenburg den Nicolaus Marschall, in Frankfurt den Vigilantius und Trebellius, die Osthen, in Crakau den Corvinus, in Böhmen Bohuslaus von Hassenstein und Sturnus, seinen Freund, in Wittenberg den Balthasar von Fach, Spalatin, Sibutus, Sbrulius, in Leipzig den Rhagius, Emser, in Magdeburg Caspar Steinbeck, Secretär des Bischoffs, in Erfurt den Crotus Rubianus und Hessus, in Gotha den Mutianus Rufus, in Würzburg den Abt Trithemius, Capella, Hopf, in Ingolstadt den Philomusus, in Westphalen Rudolph Lange, Hermann vom Busche, Murmellius, Montanus, am Rhein Jakob Wimpheling, Jakob Sturm, Gallinarius, Wolfgang Angst, in Tübingen Heinrich Bebel, Johann

Reuchlin, anderer unberühmter Namen nicht zu gedenken. Alle diese fordert er auf, ihn zu rächen: die That, die ihm angethan sei, treffe alle Poeten und Humanisten.

Indessen beschäftigte sich Hutten in Rostock auch auf andere Weise. Er hielt Vorlesungen über classische Autoren: er knüpfte mit den dortigen Professoren ein sehr inniges Verhältniß an, und suchte in sie die neuere Richtung hineinzubringen. Dann verließ er Rostock und begab sich nach Wittenberg, wo wir ihn im Jahr 1511 treffen. Hier, wo er bei Balthasar von Fach wohnte, verfertigte er eine neue Schrift [1]), die er seinen Freunden in Frankfurt, den Brüdern Osthen, dedicirte. Aber er konnte nicht lange an einem Orte bleiben: er verließ Wittenberg nach einiger Zeit, um Wien zu besuchen. Auf dem Wege dahin machte er die Bekanntschaft von Bohuslaus von Hassenstein in Böhmen, Augustin von Olmütz: in Wien selbst wurde er von Eberbach, dem er schon von Erfurt her bekannt war, und von Vadianus auf das Beste aufgenommen. Ein Gedicht an Maximilian, welches er auf der Reise verfertigt, versetzte Vadian in wahres Entzücken: damals schon hatte sich Hutten einen großen Namen als Dichter erworben. Nun wollte er auch nach Italien gehen. Sein Vater, welcher lange Zeit über sein Treiben unzufrieden war, und seine Hand ganz von ihm abzuziehen drohte, wenn er nicht seine bisherige Lebensweise und die Narrheiten, wie er sie nannte, fahren lasse, ließ sich endlich doch von Crotus Rubianus beschwichtigen: nur solle er die Rechte

1) de arte versificatoria

ſtudiren, damit er doch einmal etwas werden könne. Zu dem Ende ſollte er nach Italien gehen. Im Jahr 1512 finden wir Hutten daſelbſt, in Pavia, in Bologna. Allein der Aufenthalt in Italien diente nur dazu, ſeine ganze bisherige Richtung nicht nur zu befeſtigen, ſondern ihr auch noch einen weiteren Geſichtspunkt zu geben. Er lernte wohl das Recht kennen, aber nur um es zu verachten: deſto mehr fühlte er ſich zu den rein bildenden Wiſſenſchaften, zu den Humanioren hingezogen: beſtändig dichtete er, ſo lange er in Italien war. Der Krieg in Italien gab ihm auch Gelegenheit, ſeinen Blick von den rein wiſſenſchaftlichen Studien auf größere Verhältniſſe, auf das Vaterland, zu wenden: eine tiefe ächt patriotiſche Geſinnung bildete ſich in ihm aus, und zugleich der Entſchluß, Alles für das Vaterland zu thun, es zu der höchſt möglichen Stufe der Vollkommenheit in allen Hinſichten zu leiten. Dieſe Richtung bildete ſich nur noch mehr aus bei ſeiner zweiten Reiſe nach Italien im Jahre 1516. In Deutſchland aber, ſo oft er ſich hier aufhielt, ſuchte er auf die frühere Weiſe zu wirken: machte Bekanntſchaften mit den edelſten Geiſtern der Nation, brachte die Anhänger der freieren Richtung miteinander in Verbindung und verſuchte durch Wort und Schrift ſelber ſie noch mehr zu verbreiten. Er galt bald, trotz ſeiner Jugend, als einer der bedeutendſten Männer der damaligen Zeit.

Wimpheling. Reuchlin. Erasmus.

Den Uebergang von dieſen reiſenden Gelehrten zu den Männern, die durch großen literariſchen Ruf Mittelpunk-

te für Gleichgesinnte wurden, bildet Johann Wimpheling.

Schon öfters haben wir ihn erwähnt: hier müssen wir ihn etwas ausführlicher besprechen.

Er war geboren zu Schlettstadt, im Jahre 1450. Den ersten classischen Unterricht erhielt er in der Schule Dringenbergs, später besuchte er die Universitäten Freiburg, Erfurt, Heidelberg, wo er eine Zeitlang lehrte, und Freundschaft mit Rudolph Agricola, Conrad Celtes und Johann Reuchlin schloß. Dann wurde er Prediger in Speir, gab aber diese Stelle nach 14 Jahren auf, ohne eine bestimmte Anstellung weiter zu bekommen. Seitdem hielt er sich abwechselnd in verschiedenen Städten und Gegenden des Rheins auf: den ganzen Strom hinab, von Basel bis Cöln war er bekannt [1]).

Er ergriff mit Eifer die neue Richtung und suchte sie zu verbreiten, theils durch Schriften, theils durch persönliche Einwirkung. Und man muß gestehen, daß es ihm in hohem Grade gelungen ist.

Als Schriftsteller war er sehr fruchtbar. Es wird keinen Zweig der sogenannten allgemeinen Wissenschaften geben, in welchem er sich nicht versucht hätte: so verfaßte er Geschichtbücher, pädagogische Schriften, Grammatiken u. dgl. dann schrieb er auch über Theologie, Jurispru-

---

1) Wie er selbst sagt: in seiner expurgatio contra detractores. 1514. Riegger amoenitates literariae. III. p. 416—426. Apud Rhenum a Basilea usque ad Agrippinam per annos quinquaginta amicos aut praelatos, me vocantes — bibliothecas, viros egregie doctos cum jucunditate visitavi.

denz, gab bei alle dem noch ältere Werke heraus. Man kann nicht von ihm sagen, daß er sehr tief oder schöpferisch wäre: allein er faßt alle Ideen seiner Zeit, die der neueren Richtung angehören, auf, und verschafft ihnen dadurch, daß er sie überall, in sämmtlichen Wissenschaften, die er behandelt, vorbringt, eine allgemeinere Verbreitung. Auch schreibt er leicht, faßlich, verständlich, wenn auch nicht geistreich, und ist immerhin recht brauchbar.

Und was seinen Schriften und somit der neueren Richtung wohl am meisten Eingang verschaffte, ist sein Charakter, der sich in jenen aussprach. Er ist mild, wohlwollend, von höherem Streben, aber nicht gerade von heftiger Opposition, eher versöhnend: er will auf den bestehenden Verhältnissen fußen, und nur einen Fortschritt auf diesen.

Eben dieser sein Charakter war es, der ihn im Umgange angenehm machte, und ihm so viele Bekanntschaften erwarb. Ohne sich und seiner Ueberzeugung untreu zu werden, wußte er sich, wie es scheint, leicht zu accomodiren, da er geneigt war, immer die gute Seite an den Menschen zu finden, anzuerkennen und herauszuheben.

Ein Mann also von milder, wohlwollender Gemüthsart, fester Ueberzeugung, die er sich nicht scheute, gegen seine Gegner auszusprechen, dabei aber freundlich, versöhnlich, den Eigenthümlichkeiten, mit denen er zusammenstößt, eher nachgebend als sich widersetzend, von redlichem Streben, aber hie und da noch etwas befangen war er, glaube ich, ganz der Mann dazu, um einen recht großen Theil des Publikums für die neue Richtung zu gewinnen.

In der That ist er das Verbindungsglied beinahe des ganzen Rheins. In Basel kennt er den Bischoff Christoph von Ultenheim, und dadurch die übrigen: in Schlettstadt, in Straßburg hat er die gelehrten Gesellschaften gegründet: in Freiburg, Speir, in Mainz, in Worms, in Heidelberg, selbst in Cöln: überall hatte er seine Freunde. Nicht leicht wurde von den Rheiner Literaten ein Buch herausgegeben, dem nicht Wimpheling eine Vorrede, oder einen Brief oder ein Paar Dystichen vorangesetzt hätte.

Von großem Einflusse war er namentlich auf die jüngere Generation. Der Unterricht der Jugend ist ihm von jeher der liebste gewesen: seine dahin einschlagenden Schriften sind die besten die er geschrieben. Seitdem er seine Stelle in Speir aufgegeben, war es seine liebste Beschäftigung, Jünglinge auf Universitäten zu bringen, und dort ihre Studien zu leiten. So nannten sich die Sturm von Sturmeck, Jakob Spiegel, Ottmar Luscinius, Graf Wolfgang von Löwenstein, Peter Günther Murena, Lucas Pathodius, Hieronymus Frentzelinus, Conrad Passerenus, Leonardus Fontanus, Laurentius Dentzheim, Georg Ingoldus, Jakob Scheffer, Johann Ditzler seine Schüler.

Allein nicht blos längs des Rheins dehnte sich seine Wirksamkeit aus: er stand auch mit anderen bedeutenden Männern in Verbindung. Reuchlin und Celtes haben wir schon als seine Freunde erwähnt: durch ersteren kam er mit den Schwaben in Berührung, wie denn Bebel einer seiner Freunde war, durch letztern mit den Wienern: Maximilian gab ihm sogar einmal den Auftrag, etwas in deutschem Interesse gegen den Papst zu schreiben;

mit den Ingolstädtern kam er durch Eck in Berührung, mit den Augsburgern durch Peutinger. Auch die Sachsen kennt er: Emser ist sein Freund: dem Churfürsten Friedrich widmete er ein Buch und lobt dabei die Gründung der Universität Wittenberg. Von Hermann Busch finden wir ein Gedicht in Wimphelings adolescentia. S. 37. Von Rhagius Aesticampianus in einer kleinen Schrift. Auch Ulrich von Hutten war von ihm angeregt: „Was du schreibst, sagt er von ihm, strotzt von Nützlichkeit. Viel verdankt Dir die deutsche Jugend, viel habe ich selbst aus Deinen Vorschriften gelernt.[1]).“

Und so sehen wir in Wimpheling einen Mann von großem Einfluß, weniger durch die Fülle und Größe seines Geistes als durch die Liebe zu der Tendenz, die er ergriffen, der er sich bemühte in den verschiedensten Sphären und auf die manichfachste Weise Eingang zu verschaffen: durch das Talent, die neuen Ideen für ein größeres Publikum zu verarbeiten und zu recht zu richten, und durch seine anspruchslose Persönlichkeit, die, nicht schroff, nicht eckig, vielmehr mild und wohlwollend, für die neue Richtung nur einnehmen konnte.

Großartiger war freilich die Stellung Reuchlins und Erasmus.

Von Reuchlin haben wir schon gesprochen. Er war, sahen wir, einer der Ersten, welche die neue wissenschaftliche Richtung mit Glück in Deutschland einführten: ein Mann von unermüderter gründlicher Forschung, von einem reichen Schatze der schönsten Kenntnisse, von der

1) In der Elegia ad Germanos poëtas.

größten Achtung vor ächter Wissenschaft, bei welcher ihm die Wahrheit über Alles ging, dabei von einem äusserst ehrenwerthen Charakter. Diese Eigenschaften erwarben ihm die Liebe und die Verehrung seiner Zeitgenossen. Die hebräische Grammatik, die er im Jahre 1506 herausgab, brachte endlich seinen wohl erworbenen Ruhm auf die höchste Spitze. Er galt im Anfange des 16ten Jahrhunderts unter den neueren Gelehrten ohnstreitig als die bedeutendste literarische Erscheinung. Obgleich gerade damals eine Menge jüngerer Talente auftauchten, die sich wohl mit ihm messen konnten, die in mancher Beziehung, z. B. in einem schönen lateinischen Style oder in der Auffassung des Alterthums noch über ihm standen, so machte ihm doch Niemand seinen Ruhm streitig: einmal wohl, weil man an ihm das Recht der Priorität schätzte, und dann weil es überhaupt im deutschen Nationalcharakter liegt, einen älteren Mann in dem einmal erworbenen Ruhme zu lassen, ja ihn so viel wie möglich mit Lobeserhebungen zu überhäufen. Reuchlin bildete daher, so wenig er es eigentlich suchte, vielleicht den angesehensten Mittelpunkt für die literarischen Bestrebungen der neuen Richtung: er stand mit allen den Männern und den Vereinen, welche als die bedeutenderen angesehen werden konnten, in literarischem Verkehr

Bald jedoch mußte er seinen Ruhm mit einem andern Manne theilen, der, obwohl in der Hauptrichtung mit ihm übereinstimmend, doch im Einzelnen einen merkwürdigen Gegensatz zu ihm bildete: mit Erasmus.

Desiderius Erasmus von Rotterdam war im Jahre 1465, oder, wie andere wollen, 1467 geboren: der Sohn

zweier Liebenden, die einander nicht heirathen durften, weil ihre Verwandten sie für das Kloster bestimmt hatten, für das sie jedoch keine Neigung fühlten. — Schon das Mißgeschick der Aeltern mußte in dem jungen Erasmus einen Widerwillen gegen jene Anstalten erzeugen. Aber er zeigte auch schon als Knabe einen lebendigen, aufgeweckten Geist: Rudolph Agricola, der ihn einmal zu Deventer in der Schule des Hegius sah, dessen Unterrichtsstunden er beiwohnte, weissagte schon in ihm den künftigen großen Mann. Allein Erasmus hatte gleich in seiner Jugend mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, die seine freie geistige Entwicklung zu hemmen drohten, und auch auf die Ausbildung des Charakters einen nicht günstigen Einfluß gehabt zu haben scheinen. Auch seine Vormünder, welche sich gerne in den Besitz seines Vermögens gesetzt hätten, bestimmten ihn zum Klosterleben. Der junge Mann verspürte zwar keine Neigung dazu; allein er sah sich von Allen entblößt, die ihn etwa gegen seine Vormünder in Schutz hätten nehmen können: dazu hatte er von Jugend auf einen schwächlichen Körper, der auch die Ausbildung der Willenskraft gehemmt haben mag. Genug: er ging ins Kloster, und blieb hier fünf Jahre mit dem äussersten Widerwillen. Diese gedrückten Verhältnisse nun, in welche Erasmus gleich in seiner Jugend gekommen, in einer Zeit, wo äussere Eindrücke noch so großen Einfluß üben, gaben auch seinem Charakter das bleibende Gepräge. Es fehlte ihm jener Muth, und jene Ueberzeugungstreue, die sich bei entschlossenen Charakteren gerade in Momenten der unmittelbaren Gefahr bewähren. Erasmus vermied daher sein Leben lang jeden Feind, mit dem er in unmittelbare persönliche Be-

rührung gekommen wäre. Allein die ungünstigen äussern Verhältnisse hinderten nicht, daß sich sein Geist über sie erhob: gerade das Bewußtsein, nichts gegen sie machen zu können, stärkte seinen Haß und seine Verachtung gegen Einrichtungen, mit denen er schon von Natur gar keine Sympathie verspürte: und trug namentlich dazu bei, jene feine Ironie und Satyre bei ihm auszubilden, da er nicht kühn genug war, stets in offenem Felde gegen die Gebrechen seiner Zeit, und seiner unmittelbaren Umgebung aufzutreten. Nach fünf Jahren übrigens hatte er das Glück, aus dem Kloster zu entkommen. Ein Bischoff von Cambray lernte ihn kennen, nahm sich seiner an, und schickte ihn nach Paris, als er doch schon bei Jahren war und Urtheil hatte. Hier ward er in eine Burse aufgenommen, wo noch die scholastische Lehrmethode herrschte: aber er lernte zugleich auch Männer kennen, die sich mit der classischen Literatur beschäftigten. Diese hatte für den jungen helldenkenden Mann natürlich mehr Interesse, als der dürre Scholasticismus: und so wie er in seinen früheren Verhältnissen einen Widerspruch zwischen seinen Neigungen und dem Mönchswesen erfahren hatte, so jetzt zwischen seiner Liebe zu der humanistischen Richtung und der Scholastik. Er trat endlich aus der Burse, weil er es nicht mehr aushalten konnte, aber vom Bischoff von Cambray nicht mehr unterstützt, und auf sich selbst gewiesen, sah er sich genöthigt, sich seinen Lebensunterhalt in Paris durch Unterricht zu verschaffen. Allein seine Natur war nicht ganz dazu geeignet: er wünschte so selbstständig als möglich zu sein, in die möglichst geringe Berührung mit der materiellen Welt zu kommen, um in seinen freien Ansich-

ten nicht mehr gehemmt zu sein. So warf er sich denn ganz in die Schriftstellerei.

Niemand hat wohl den gesammten literarischen Zustand seiner Zeit, die freieren Bestrebungen der jüngeren Generation und das, was jetzt in der Literatur an der Zeit sei, besser erkannt, als Erasmus, und keiner hatte ein so vortreffliches Talent, dieß auszuführen, als er. Man kann sagen: er vereinigte die verschiedenen Richtungen der Literatur, in welche sich die große allgemeine Tendenz der Zeit zertheilte, wie in einem Brennpunkte in sich, und arbeitete dadurch am Entschiedensten einer neuen Epoche vor. Die Grundlage aller seiner Bestrebungen war die classische Literatur, die er sich ganz zu eigen machte, nicht nur hinsichtlich der Form, indem er unter allen seinen Zeitgenossen vielleicht das leichteste und gefälligste Latein schrieb, sondern auch hinsichtlich des Geistes und des Wesens. Denn worauf es ihm vorzüglich ankam, das war die Lebensweisheit, welche die Alten gewährten, ihre Ansicht menschlicher Dinge und Verhältnisse, die praktische Philosophie, die sich in ihnen aussprach, und die er nirgends schöner und treffender fand, als bei ihnen. Indessen war es keineswegs seine Absicht, die Alten über Alles zu setzen. Eben hierin unterschied er sich von den Italienern, daß er bei aller Kenntniß der classischen Literatur doch keineswegs das Christenthum vernachlässigte: vielmehr ließ er es sich angelegen sein, dieses wieder in seiner Reinheit und Würde herzustellen, und es von den mannichfachen Verfälschungen zu entkleiden, in welche es durch die Länge der Zeit gekommen war. Zu dem Ende wollte er die alten Kirchenväter, eine bessere Verständniß des neuen Testa-

ments, nach dem Wortverstande wieder herzustellen: wir haben ihm nicht nur die schätzbaren Anmerkungen Vallas, sondern einen verbesserten griechischen Text des neuen Testaments selber zu verdanken. Er vereinigte demnach die drei Bestrebungen eines Celtes, eines Reuchlin und der Theologen, wie eines Wessel oder Kaisersberg, in sich. Und nun hatte er noch das Talent einer äusserst gewandten, feinen, witzigen Darstellung, worin es ihm Niemand zuvorthat, wodurch es ihm gelang, nicht nur seine Leser zu ergötzen und anzuziehen, sondern auch Anstössiges zu vermeiden, und auf eine scheinbar unschuldige, gefahrlose Weise die neuen Ideen plausibel zu machen und unter ein größeres Publikum zu bringen. — Erasmus hatte sich gleich durch die ersten Schriften, die er herausgab, einen großen Ruhm verschafft: er steigerte sich später mit jedem Jahre durch die gewichtigen Bekanntschaften, die er machte. Denn von Paris aus ging er nach London, wo er nicht nur mit den gelehrtesten dortigen Männern, sondern selbst mit dem Hofe bekannt ward, und später machte er eine Reise nach Italien. Beinahe schon im Zenith seines Ruhmes kam er endlich, 1514, nach Deutschland. Diesem Lande hatte er bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt und er wußte daher von den literarischen Bestrebungen daselbst so viel, wie nichts. Allein Erasmus war nicht unbekannt geblieben, man las hier seine Schriften mit eben der Bewunderung, als anderswo. Als er daher den Rhein hinauf fuhr, wurde er überall mit der größten Freude empfangen, seine Reise glich einem Triumphzuge. Die literarischen Gesellschaften in Straßburg, in Schlettstadt bemühten sich besonders ihm ihre volle Verehrung zu erweisen: mit Dankbarkeit erwähnt er

es selbst. In Basel angekommen, was das Ziel seiner Reise war, wo er einen Kreis der ausgezeichnetesten Männer beisammen fand, konnte er sich nicht enthalten, auszurufen: „Ich sehe, wie durch ganz Deutschland classisch gebildete Männer anzutreffen sind: mehr und mehr lächelt mich mein Vaterland an: es ärgert, es reut mich, es so spät kennen gelernt zu haben" [1]).

Seitdem er nun aber Deutschland zu seinem Aufenthaltsorte gewählt, bildete er neben Reuchlin den namhaftesten Mittelpunkt für die neuen Bestrebungen.

In Basel, wo er sich am häufigsten und am längsten aufhielt, sammelte sich eine ganze Schaar junger Leute um ihn, sämmtlich der neuen Richtung zugethan, die ihn als ihren Patron und Führer ansahen: Gerhard Lystrius, die Brüder Amorbach, Beatus Rhenanus, Frobenius, Nesenus, Glareanus, Oecolampadius, Nikolaus Gerbellius, Fonteius und andere. Auf die angenehmste, heiterste Weise lebten sie mit einander. „Ihr süße Kameradschaft, ruft ihnen Sapidus, Rector der Schlettstadter Schule zu [2]), ganz habt ihr euch an Erasmus gewöhnt, und er an euch. Wenn er Scherze treibt, lacht ihr; ist er ernsthaft, nehmt ihr Catonische Mienen an; verlangt er Aufmerksamkeit, ihr gewährt sie; lehrt er menschliche Dinge, wie bewundert ihr sie; lehrt er göttliche, befindet ihr euch mitten unter den Bewohnern des Himmels; geht er aus, seid ihr seine Begleiter; bleibt er

1) Ep. Erasmi ad Jac. Wimpheling vom J. 1514, angehängt seiner copia verborum.

2) Epp. Erasm. ed Froben. 1558. fol. 57.

stehen, umgebt ihr ihn im Kreise; läßt er bei Tafel seinen Witz spielen, freut ihr euch des heiteren Gastmahls." Erasmus selbst freute sich dieser geselligen Verhältnisse. „Ich scheine mich, schreibt er an Sapidus, in einem förmlichen Musensitze zu befinden: so viele Gelehrte, ja so viele ausgezeichnete Gelehrte sehe ich um mich. Keiner, der nicht Lateinisch, keiner, der nicht Griechisch versteht. Die Meisten können auch noch Hebräisch. Der Eine ist in der Geschichte, der Andere in der Theologie, ein Dritter in der Mathematik, der in den Alterthümern, jener im Rechte erfahren. Wie selten das sich trifft, weißt du selbst: ich wenigstens habe es noch nicht erlebt, mit einer so glücklichen Genossenschaft zu verkehren [1])."

Aber nicht blos auf seine unmittelbare Umgebung war Erasmus Wirksamkeit beschränkt: bald drängten sich von allen Seiten die Gelehrten an ihn, sie freuten sich, ihn persönlich kennen zu lernen, oder wenigstens ein Paar Zeilen von ihm aufweisen zu können. Erasmus Brief, schreibt ihm einmal Zasius [2]), seie durch die ganze Freiburger Academie gelaufen: alle hätten Erasmus gelobt, bewundert: er seie ein dem Himmel entstiegener Geist: Zasius selbst werde erhoben; mit Fingern habe man auf ihn gedeutet: das seie der Mann, dem Erasmus, der Cicero Deutschlands, so freundlich geschrieben: glücklich seie der, den das Schicksal so begünstigt, daß Erasmus ihn lobe: nicht weniger sei es, als wie Achilles von Homer,

1) Epp. Erasmi. ed Froben. p. 58.

2) Zasii epistolae ed. Riegger. p. 274.

Augustus von Virgil, Scipio von Silius gepriesen sei. „So vermehrte mir, schließt er, Dein Brief mein Ansehen.“ „Erasmus übersteigt die menschlichen Kräfte, schreibt Mutianus von ihm. Er ist göttlich. Man muß ihn verehren, wie einen himmlischen Geist.“

In der That: in Kurzem hatte Erasmus einen so großen Ruf sich erworben, daß man Reuchlin nicht mehr ohne ihn nannte: beide theilten sich in die Verehrung und die Bewunderung der gelehrten Welt: man nannte sie die beiden Augen von Deutschland.

Fünftes Kapitel.

Pirkheimers Verhältniß zu seinen Zeitgenossen und seine Einwirkung auf die literarischen Bestrebungen seiner Zeit.

An die Wirksamkeit dieser Männer schloß sich nun die, wenn auch nicht so glänzende, doch nicht minder einflußreiche Wilibald Pirkheimers an.

Wir haben schon oben erwähnt, wie er bei aller äusseren Thätigkeit doch niemals die Wissenschaften aus den Augen ließ, vielmehr aus dem Drange der Geschäfte immer wieder zu den schöneren geistigen Genüssen zurückkehrte.

Keine Stadt aber war so dazu geeignet, den Drang höherer geistigen Beschäftigung und wissenschaftlicher Bildung zu befriedigen, als Nürnberg. Diese stand damals auf dem Gipfel ihrer Größe. In politischer Beziehung war sie ohnstreitig eine der bedeutendsten großartigsten und einflußreichsten Gemeinwesen des deutschen Reichs. Die gewerbliche und künstlerische Thätigkeit der Bürger, welche schon seit einigen Jahrhunderten die Stadt zu einer der ersten Handels- und Fabrikstädte von Deutschland gemacht hatte, stand damals in ihrer vollsten Blüthe: herrliche öffentliche Gebäude, schöne Privatwohnungen,

schmückten damals die Stadt. In den einzelnen Künsten wurde das Trefflichste zu Tage gefördert: da lebte ein Adam Krafft, der vortreffliche Bildhauer, dessen Werke heute noch bewundert werden, Veit Stoß, in der Bildschnitzerarbeit ausgezeichnet, Peter Vischer, der Rothgießer, der Verfertiger des Sebaldergrabes, der Kupferschmied Sebastian Lindenast, Veit Hirschvogel, der Glasmaler, und endlich Albrecht Dürer, welchen die Zeitgenossen schon den deutschen Apelles nannten.

Und auch die literarische Richtung der neueren Zeit hatte sich hier, wie wir gesehen, schon gewaltig Bahn gebrochen.

Von den Männern, die wir am Schlusse des 15ten Jahrhunderts als Bekenner und Beförderer der classischen Literatur namhaft gemacht, lebte noch der Mathematiker Walther, der Patrizier Sebald Schreier, Hartmann Schedel, Löffelholz, Peter Dannhäuser, — Enticus scheint Nürnberg um diese Zeit verlassen zu haben. Aber andere kamen hinzu. Johann Werner, geboren 1468, ein vortrefflicher Mathematiker, der in Italien, besonders in Rom die classischen Studien gemacht, seit 1498 wieder nach Nürnberg zurückgekehrt war: ein Günstling Sebald Schreiers, ausgezeichnet von Conrad Celtes; Conrad Heinfogel, 1470 geboren, ebenfalls Mathematiker, ein Schüler Werners; Johann Schoner, 1477 geboren, gleichfalls Mathematiker, an verschiedenen Universitäten gebildet, von 1504 — 1515 in Nürnberg. Unter den Aerzten eine Zeitlang Dietrich Ulsenius, Ulrich Pindar von 1493 — 1519, Jobst Ruckhammer, Peter Burkard, der später auf die Universität Wittenberg kam, wo er im Jahre 1520 Rector war. Unter den Juristen La-

zarus Spengler, 1479 geboren, in Leipzig gebildet, seit 1507 Rathsschreiber der Stadt, ein äusserst gewandter Geschäftsmann, von vortrefflicher classischer Bildung; Christoph Scheurl, der frühere Professor des Rechts zu Wittenberg, seit 1512 Consulent der Stadt. Unter den Geistlichen Anton Kreß, 1478 geboren, auf der Universität Ingolstadt gebildet, wo er ein Schüler Lochers war, seit 1504 Propst von St. Lorenz: Melchior Pfinzing, Maximilians Secretär, Verfasser des Theuerdanck, seit 1512 Propst bei St. Sebald: Chelidonius, Mönch im Egydienkloster zu Nürnberg, ein Freund Conrad Celtes, Grünbeck, Secretär Maximilians, ein Freund des Celtes, der gegen das alte Kirchensystem predigte. Unter den Schulmännern Johann Roming, Rector an der Spitalerschule, später an Sebald; Johann Cochleus, seit 1510 Rector an der Lorenzerschule, Johann Stor an der Sebalderschule. Unter den Patriziern: Gabriel Paumgärtner, der bis 1497 Professor an der Universität Ingolstadt war, dann als Consulent nach Nürnberg gerufen ward, den Sibutus (Heumann 340) preist, der Vater des später berühmt gewordenen Hieronymus Paumgärtner; er starb 1507; Sixtus Tucher, ebenfalls bisher Professor in Ingolstadt, seit 1497 Propst von Lorenz, starb 1507; Hieronymus Ebner, 1477 geboren, in Ingolstadt gebildet, dann eine Zeitlang am kaiserlichen Hofe, seit 1501 in Nürnberg; Kaspar Nützel von Sündersbuhl, 1471 geboren, Hieronymus Paumgärtner, ein Schuler Lochers.

Mitten in dieser gelehrten Welt stand nun Pirkheimer in Nürnberg: es ist klar, wie er da angeregt, aufgemuntert, fortgetrieben ward. Allein bald zeigte sichs, daß er unter allen diesen Mannern hervorragte, und

den Mittelpunkt für die neue geistige Richtung bildete.

Ein stattlicher großer Mann, mit einem ausdrucksvollen Gesichte, wie sein Porträt von Albrecht Dürer bezeugt. Von der Natur mit den schönsten Geistesgaben beschenkt: mit einem vortrefflichen Gedächtnisse, einem treffenden Urtheil, schlagenden Witz, geistvoller Auffassung der Verhältnisse: nicht ohne Selbstgefühl, das, einmal beleidigt, manchmal etwas zu schroff hervortreten mochte, zugleich aber wohlwollend, freundlich, dienstfertig und freigebig, überhaupt eine edle Natur: von einer männlichen Gesinnung, welche mit sicherer Hand die einmal erkannte Wahrheit festhält, aber die Extreme verabscheut, daher eher vermittelnd und versöhnend, ohne jedoch in eine nichts sagende Halbheit zu gerathen. Er ist ergriffen von der hohen Bedeutung ächter Wissenschaft, und widmet ihr mit Liebe Zeit und Kräfte, aber da er ein Mann ist, der das Leben kannte, ist sie ihm nur von Bedeutung wegen des Einflusses auf dieses und auf die ganze Gesinnung des Menschen: darum fühlt er sich insbesondere zur classischen Literatur hingezogen. Die praktische Weisheit, welche diese gewährt, ist das, was er aus der Wissenschaft gezogen wünscht. Die literarischen Bewegungen seiner Zeit, die er mit Aufmerksamkeit verfolgt, und von denen ihm keine bedeutende Erscheinung entgeht, betrachtet er auch von diesem höheren Gesichtspunkte aus, von ihrem Einflusse auf das Leben: er unterstützt daher die freieren Richtungen auf jede Weise, weil er von ihnen eine heilsame Verbesserung der socialen Zustände erwartet. Er ist kein Schriftsteller von Profession: er beschäftigt sich mit dem, was ihm gerade zusagt,

wozu er Liebe und Neigung in sich verspürt: gibt er einmal die Resultate seiner Studien ins Publikum, ist es immer etwas Gediegenes, Durchdachtes: man merkt ihm an, daß es das Erzeugniß eines inneren Bedürfnisses, nichts Gemachtes ist. Fühlt er aber, daß die literarischen Zustände auf einem Punkte angelangt sind, wo etwas gethan werden müsse, dann tritt er hervor mit einem gewichtigen ernsten Worte oder mit beissender Satyre, und das ist immer von großer Bedeutung.

Man sieht, daß eine solche Persönlichkeit leicht ein Vereinigungspunkt für die Anhänger der neuen Richtung werden konnte.

Aus verschiedenen Gründen fühlte man sich zu ihm hingezogen.

Pirkheimer war im Besitz einer vortrefflichen Bibliothek. Für jene Zeiten war das nichts Unbedeutendes. Denn obwohl die Buchdruckerkunst schon seit einem halben Jahrhundert erfunden worden, so kosteten die Bücher doch noch sehr viel, und nicht Jeder hatte die Mittel, sich die nöthigen Werke anzuschaffen. Ausserdem war auch noch nicht Alles gedruckt, in dessen Besitz man sich setzen wollte. Größere Bibliotheken, in welchen sich die besten Drucke und Manuscripte befanden, und die zur Benutzung strebenden wissenschaftlichen Männern offen standen, waren daher von nicht geringem Einflusse und Förderung. Dergleichen Bibliotheken hatten Johann Reuchlin, Johann von Dalberg, Trithemius; in Wien hatte Maximilian für eine gesorgt, und Celtes zu ihrem Director gemacht, in Böhmen war die ausgezeichnete des Bohuslaus von Hassenstein, in Norddeutschland die Rudolph Langes, in Augsburg die Peutingers. In Fran-

ken war ohne Zweifel die Bibliothek Pirkheimers die zahlreichste und die bedeutenste.

Von Italien nahm er sich schon die besten Werke mit heraus. Aber er hielt von der Zeit an mit der Literatur immer gleichen Schritt. Seinen Freunden in Italien oder solchen, die dahin reisten, dort studirten, gab er den Auftrag, ihm die neu herausgekommenen Bücher, namentlich die Classiker zu schicken. Im Jahre 1504 konnte er sich schon rühmen, daß er alle griechischen Bücher besitze, welche in Italien gedruckt seien[1]). Auch die besten in Deutschland herausgekommenen schaffte er sich an: alle literarischen Neuigkeiten hatte er beinahe zuerst; auch Manuscripte sammelte er, um sie entweder selbst herauszugeben, oder durch andere besorgen zu lassen. Von allen, welche ihn besuchten, wurde auch seine Bibliothek angestaunt. „Deine Bibliothek stand mir offen, ruft ihm Hermann vom Busche zu, kaum geringer, wie die des Ptolemäus, in welcher griechische und lateinische Schriftsteller die Fülle, und jede Gattung von Büchern sich befindet[2])." Cochleus konnte im Jahre 1512 von ihr sagen, daß eine ähnliche Bibliothek nirgends in Deutschland aufzufinden sei[3]). Mit der größten Liberalität öffnete er sie auch Jedem zur Benutzung: ja er sah es gerne, wenn tüchtige Männer etwas von schätzbaren alten Manuscripten herausgaben[4]).

---

1) Brief Pirkheimers an Conrad Celtes bei Klüpfel vita C. Celtis. II. p. 82. 83.

2) Gedicht Hermanns vom Busche in Opp. Pirkheimeri p. 48.

3) In der Vorrede zum Pomponius Mela. 1512.

4) Obsopöus in einem Briefe an Pirkh. Opp. p. 336. Cum

Dann war er ein Mann von Vermögen, welches er freigebig für wissenschaftliche Zwecke verwandte: und hierin wetteiferte er mit Sebald Schreier. Auch dieser gab gerne das Seinige her, um Bücher drucken zu lassen, zu welchen sich aus Scheu vor den Kosten keine Verleger hergaben. Pirkheimer that nicht nur dieß, sondern er unterstützte auch sonst noch mit Geld arme Literaten. [1]).

Zunächst nun war er für Nürnberg der Mittelpunkt aller der geistigen Thätigkeiten, welche damals die Stadt bewegten: er stand in genauer Verbindung mit all den Männern, welche zu der neuen literarischen Richtung gehörten.

Vor Allem hat er sich durch die Verbesserung des Schulwesens große Verdienste erworben.

Nürnberg hatte vier Schulen: eine an der Sebalder Kirche, die zweite an der Lorenzer, die dritte an der Spitaler Kirche, die vierte am Egydien Kloster. In diesen Schulen war aber bisher immer noch die alte Lehrmethode beibehalten worden. Nun war zwar durch Pirkheimers Vater eine Lehrstelle für Oratorie und Poesie errichtet worden, welche Groninger versah. Sie stand aber, wie es scheint, in keiner Verbindung mit den übrigen Schulen, und muß zuletzt eingegangen sein: wenigstens hört man später nichts mehr von ihr. Vielleicht war dieß veranlaßt durch den Abgang Groningers nach

---

alias tuae instructissimae bibliothecae utriusque linguae autores studiosis a te flagitantibus candidissime et libentissime utendos dare soleas etc.

1) Vergl. den Brief von Nausea an Pirkh. Opp. 334.

Würzburg: denn ein Mann gleiches Namens, welchen Trithemius als Secretär des dortigen Bischoffs erwähnt, im Jahre 1507, ist wahrscheinlich derselbe. Spalatin wünschte an dessen Stelle zu kommen, und wandte sich daher 1508 an Pirkheimer. Dieser aber wünschte den ganzen Zustand der Nürnberger Schulen zu verbessern, und brachte es beim Rathe dahin, im Jahre 1509, daß an der Lorenzer und der Sebalder Schule eine Stelle für einen Lehrer der classischen Literatur errichtet ward. Pirkheimer selbst wurde vom Rath mit der Oberaufsicht und Visitation der beiden Schulen beauftragt [1]).

An der Spitaler Schule scheint ebenfalls eine Lehrstelle für die classische Literatur errichtet worden zu seyn. Wenigstens wird ein gewisser Johann Fridell erwähnt, als Professor der Poesie an der Spitaler Schule, von Eulmann, der dessen Schüler war.

Der erste Rector an der Lorenzer Schule, der zugleich classische Literatur vortrug, war Johann Cochleus, seit 1510, den wir oben erwähnt. Ihm folgte 1517 Johann Ketzmann. An der Sebalder Schule war zuerst Roming: dann, 1516, finden wir einen gewissen Johann Stör, 1522 Heinrich Bock, nach ihm, etwa 1523, Johann Denk, und hierauf Sebald Heyden, seit 1525.

Pirkheimer ließ sich den Unterricht der Jugend sehr angelegen sein: bis 1521 finden wir ihn beständig unter den Schulvisitatoren neben Hieronymus Ebner, Hieronymus Holzschuher [2]). Die Rectoren gingen in seinem

1) Vergl. Siebenkees Materialien zur Geschichte von Nürnberg. I. S. 269—288. Der Brief von Spalatin bei Heumann. p. 233

2) Siehe die Rathserlasse bei Siebenkees a. a. O.

Hause aus und ein: besonders war Johann Cochleus ein genauer Freund von ihm. Allein er wirkte noch unmittelbarer auf die Erziehung der Jugend. Seine Neffen, die Geuder, führte er selbst in die classische Literatur ein: und sorgte überhaupt für ihre wissenschaftliche Ausbildung. Ulrich von Hutten konnte die Bemühungen Pirkheimers um die Bildung der Nürnberger Jugend schon in eine Kategorie mit den Bestrebungen Reuchlins und Erasmus setzen. „Wie, sagt er, Erasmus den ganzen Rhein mit der Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache übersäet und im gesammten unteren Deutschland so sehr die Geister geweckt hat, daß es selbst mit Italien einen Wettstreit nicht scheuen darf, wie Reuchlin sein Schwaben mit demselben Ruhme zierte und schmückte, so hast du auch die Jugend deiner Stadt, es ist nicht zu sagen, bis zu welchem Grade der Bildung und mit welchem Eifer geführt“ [1]).

Doch nicht blos auf die Erziehung der Jugend beschränkte sich seine Einwirkung: allen Seiten geistiger Thätigkeit wandte er seine Aufmerksamkeit, seine Unterstützung zu. Die Mathematiker Werner, Schoner unterstützte er mit Geld und Büchern, damit sie in ihrer Wissenschaft fortarbeiten könnten: ebenso den Cochleus, einen gewissen Venatorius, der ein Schüler Schoners war, und später auf verschiedenen Universitäten studirte, und noch viele Andere [2]).

Sein Haus war der Versammlungsort der Gelehrten, das Asyl der Musen, wie es seine Verehrer nann-

1) Hutten Opp. III. p. 74.

2) Andeutungen darüber zerstreut in seinen Briefen.

ten: er sah immer den ausgezeichnetesten Kreis gebildeter Männer bei sich, und zwar aus allen Sphären [1]). Auch Künstlern war sein Haus geöffnet. In genauem Verkehr stand er besonders mit Albrecht Dürer, der unter den Nürnbergern vielleicht sein vertrautester Freund war: er fühlte sich zu ihm nicht blos in wissenschaftlicher Hinsicht, sondern seines ganzen Wesens wegen hingezogen. Auf die heiterste Weise lebten sie mit einander. Wir haben noch Briefe von Dürer an Pirkheimer, voll Laune geschrieben, aus welchen hervorgeht, wie vertraut sie mit einander gestanden haben, wie sie Genüsse und Freuden mit einander theilten.

Dann gab er manchmal wohl seinen Freunden ein Gastmahl, in welchen er keinen Aufwand scheute. Er für seine Person war mässig, trank wenig Wein, besonders später, wo er vom Podagra geplagt war: allein wenn er seine Freunde zu sich lud, ließ er es an nichts fehlen. Die Fremden, die er bewirthete, können sich nicht genug darüber wundern: es war bekannt, daß Pirkheimer den Nürnberger Pomp repräsentirte [2]). Da wurde denn

---

1) Siehe unter andern das Gedicht Hermanns vom Busche an ihn. Opp. Pirkh. p. 48. und das Gedicht des Cochleus. Opp. p. 327.

2) Cochleus in einem Briefe an Pirkh. vom J. 1517. bei Heumann documenta literaria. p. 22. erzählt wie Stoientin aus Pommern bei Pirkheimer gewesen, qui simul in mensa tua consedit, quando in die reliquiarum opiparum exhibuisti convivium viris multis, ingeniosis omnibus, quo de D. Valentinus me tibi gratias nomine suo agere jubet. Derselbe schreibt an Pirkheimer bei Heum. p. 27. Hutten habe

nach der Weise der Italiener Scherz mit Ernst gepaart. Pirkheimer selbst war ein vortrefflicher Gesellschafter: geistreich, fein: die Fremden sind entzückt von seiner Unterhaltung.

Bald verbreitete sich denn sein Ruf über Nürnberg hinaus: schon in dem ersten Decennium des sechzehnten Jahrhunderts ist er beinahe an allen den Orten, wo die neue wissenschaftliche Richtung Wurzeln geschlagen hatte, bekannt.

Zunächst half dazu seine Bekanntschaft mit Conrad Celtes, welcher sich gerade in der Zeit, als Pirkheimer von Italien zurückkehrte, in Nürnberg aufhielt, und dessen Gast war. In seinem Hause verfertigte er die Lobschrift auf die Stadt Nurnberg [1]). Mit Conrad Celtes blieb nun Pirkheimer in beständigem Verkehr: so oft Celtes wieder nach Nürnberg kam, kehrte er bei ihm ein. Durch ihn wurde er ein Mitglied der Rheinischen gelehrten Gesellschaft, deren Censor er einmal war, und kam also dadurch mit all den Männern in Berührung, welche Mitglieder dieser Gesellschaft waren: mit Johann von Dalberg insbesondere, mit Eitelwolf von Stein, Bünau, Trithemius, überhaupt mit den Literaten am Rhein: ferner mit Johann Reuchlin: dann brachte ihn Celtes mit den Wienern zusammen, und durch die Gunst, die er

---

ihn gebeten, Pirkheimern zu schreiben, wenn er zu ihm komme, so möge er ihn doch nicht mit dem bekannten Nürnberger Pomp empfangen. Denn „non fercula tua, alioquin magnifica et lauta, sed docta tua colloquia petit."

1) Celtes in der Dedication seiner Amorum an Kaiser Maximilian. Opp. Pirkh. p. 119.

bei Maximilian genoß, ward er seinem ganzen Hofstaate und allen den gelehrten Räthen bekannt, welche dieser Kaiser um sich versammelte. Mit den Ingolstädtern war er ebenfalls durch Celtes und durch die beiden dortigen Professoren des Rechts, Gabriel Paumgärtner und Sixtus Tucher bekannt, die gegen Ende des 15ten Jahrhunderts nach Nürnberg berufen wurden, und so war er namentlich auch ein Freund Johann Ecks, welcher ihn in einer seiner Reden lobend hervorhebt. Mit Eichstädt war er ohnedieß in Berührung, weil er seine Jugendzeit daselbst zugebracht: ein genauer Freund von ihm war namentlich Adelmann von Adelmannsfelden, welcher seitdem er Canonicus in Augsburg geworden, wo er sich öfters aufhielt, ihn auch mit den dortigen Gelehrten in nähere Verbindung brachte. Mit dem benachbarten Bamberg und Würzburg stand Nürnberg ohnedieß in vielfachem Verkehr. In jener Stadt kannte Pirkheimer namentlich den Canonicus Lorenz Beheim, der ein geborner Nürnberger war, die beiden Fuchs, den Minister Johann von Schwarzenberg, dem er eine Schrift dedicirte, selbst den Bischoff von Limburg. Mit Würzburg stand er durch Trithemius in Verbindung, und durch Johann Reß.

Mit Erfurt kam er durch Spalatin in Berührung, der früher in Nürnberg auf der Schule gewesen und Pirkheimern dort bekannt geworden war: mit Leipzig durch Veit Berler, einen Franken, und Hieronymus Emser: mit Wittenberg durch Christoph Scheurl, und Wenzeslaus Link. Ja bis in den Norden hinauf drangen seine Verbindungen: in Breslau war Johann Hessus, ein geborner Nürnberger, der Secretär des Bischoffs Johann Thurzo, sein Freund, und der Kanzler des Herzogs von

Pommern, Stoientin, machte auf einer Reise von Italien nach Hause in Nürnberg seine Bekanntschaft.

Andere Bekanntschaften knüpfte er durch seine Reisen an. Als Gesandter von Nürnberg war er beinahe auf allen Reichstagen, die denn meistens in einer bedeutenden Stadt gehalten wurden, und zu denen von allen Seiten Deutschlands die tüchtigsten und gelehrtesten Staatsmänner, Diener der Fürsten oder Beamte der Städte zusammenströmten. So lernte er in Cöln den Grafen Hermann von Nuenar kennen, den Cäsarius, den Sibutus, der damals sich dort aufhielt.

Ausserdem bot die Lage Nürnbergs, in der Mitte von Deutschland, Gelegenheit genug dar, neue Bekanntschaften zu machen. Wer eine größere Reise unternahm, entweder von Osten nach Westen, oder von Norden nach Süden, richtete es meistens so ein, daß er diese Stadt besuchen konnte, die so vieles bot.

So geschahs, daß denn die Meisten der reisenden Gelehrten auch mit ihm in Berührung kamen. Hermann vom Busche war eine Zeitlang bei ihm in Nürnberg. Wir haben noch eine Ode von ihm, in welcher er die Gastfreiheit und den gelehrten angenehmen Cirkel gebildeter Männer in Pirkheimers Hause preist. Rhagius Aesticampianus kannte ihn wenigstens später. Ob er bei ihm gewesen, weiß ich nicht. Aber Ulrich von Hutten machte seine persönliche Bekanntschaft[1]), und ist seitdem mit ihm in der innigsten Verbindung geblieben.

Mit Erasmus von Rotterdam trat er bald, nach-

1) Wie es scheint, erst 1517.

dem er in Deutschland sich niedergelassen hatte, in nähere Verbindung, und Erasmus scheint unter allen seinen deutschen Bekannten zu Niemanden sich mehr hingezogen gefühlt zu haben, als zu ihm. Gegen Keinen äusserte er sich offener, vertrauter, umfassender.

Ja auch über Deutschland hinaus dehnten sich seine Bekanntschaften. Mit den Italienern war er von seinen Studienzeiten her in Verbindung: wie denn namentlich der Graf Picus von Mirandula und Paul Egnatius seine Freunde waren. Mit den französischen und englischen Gelehrten kam er theils durch Erasmus, theils durch andere in Berührung — Pirkheimer konnte von sich selber sagen, daß er mit gelehrten Männern nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa bekannt sei [1]).

Mit allen diesen Männern nun trat Pirkheimer in lebhaften literarischen Verkehr. Diesen machte wiederum die Lage und der ausgebreitete Handel seiner Vaterstadt möglich. Denn die Nürnberger Kaufleute machten nach allen Seiten von Deutschland nicht nur, sondern auch in die benachbarten Länder die größten und ununterbrochensten Geschäfte. Der Handel war aber in jener Zeit, wo zwar die Posten schon erfunden worden, aber noch in ihrer Kindheit sich befanden, beinahe der einzige Weg der schriftlichen Mittheilung. Pirkheimer hatte daher, wie nicht leicht ein anderer, die Möglichkeit, das Bedürfniß eines Austausches der Gedanken mit seinen Freunden in einem hohen Grade zu befriedigen.

Der Briefwechsel, welchen Pirkheimer unterhielt,

---

1) In seiner Apologie Reuchlins.

war daher einer der ausgedehnteſten, nicht nur wegen der großen Zahl ſeiner Bekannten, ſondern wegen der Mannichfaltigkeit der Perſönlichkeiten, und der Richtungen, welche ſich in jenen abſpiegelten.

In zweifacher Hinſicht wurde dadurch ſeine Stellung eine bedeutende.

Durch die vielen Connexionen, in welche er dadurch gerieth, in allen Gegenden Deutſchlands, hatte er auch überall Einfluß gewonnen. Die jüngeren Literaten wandten ſich daher meiſtens an ihn, und baten um Empfehlung, oder ließen ſich durch andere an ihn empfehlen. Und Pirkheimer that immer, was in ſeinen Kräften ſtand. Entweder unterſtützte er mit ſeinen eigenen Mitteln, ſo viel er konnte, oder er ſuchte durch die Empfehlung an Andere zu helfen.

Er galt daher weit und breit als der Patron der Muſen, als der Unterſtützer und Förderer wiſſenſchaftlicher Bildung [1]).

Sodann liefen, man kann ſagen, die Fäden aller literariſchen Bewegungen ſeiner Zeit in ihm, wie in einem Knoten zuſammen. Durch die Verbindung mit ſo vielen, durch ganz Deutſchland zerſtreuten Männern, mit Individualitäten von ſo mannichfachen Richtungen und Ten-

1) Cochleus Brief an Pirkheimer bei Heumann 51. Eo enim hactenus in eruditos fuisti animo, ut communi studiosorum judicio habitus fueris et literarum decus et eruditionis variae atque adeo omnigenae princeps. Johann Heſſus in einem Briefe an Pirkh. Heum. p. 118. und Thomas Venatorius ib. p. 127.

denzen: durch die Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe, den Wienern, einem Reuchlin, einem Erasmus, einem Hutten, Hermann von Nuenar, den Wittenbergern, den Leipzigern, den Augsburgern, hatte er beständig wie nicht leicht ein Anderer, eine genaue Kenntniß von dem gesammten Zustande der literarischen Bestrebungen seiner Zeit. Er stand immer mitten in der Bewegung: er wußte Alles, war von Allem unterrichtet.

An ihn wandte man sich daher, wenn man etwas erfahren wollte, entweder über Persönlichkeiten, oder über neuere Erscheinungen der Literatur, oder über die Zustände derselben überhaupt. Ihm theilten auch die Einzelnen ihre Absichten, ihre Entwürfe mit, fragten um Rath oder um seine Meinung.

Sein Briefwechsel, so viel von ihm auf uns gekommen, ist daher sehr merkwürdig und gibt uns ein klares Bild der damaligen Zeit: er würde es noch mehr sein, wäre Alles auf uns gekommen, aber sehr vieles ist verloren gegangen.

Nimmt man Alles zusammen, was wir bisher über Pirkheimer gesagt, so sieht man wohl, daß seine Stellung von einer großen Bedeutung war. Er wirkte vielleicht nicht so in die Augen fallend, wie Erasmus, weil er im Ganzen wenig schrieb, die Schriftstellerei nicht zu seiner Hauptbeschäftigung machte: aber seine Wirksamkeit war eine unmittelbare, praktische, aus seiner Persönlichkeit und seinen günstigen äusseren Verhältnissen hervorgehende, und darum nicht minder einflußreiche. Wir wollen nicht sagen, daß ohne ihn die neueren Bestrebungen nicht das unermeßliche Feld und in so kurzer Zeit erobert hätten, wie es in der That der Fall war: wäre er nicht

gewesen, ein Anderer hätte seine Stelle eingenommen. Aber ihm gebührt doch der Ruhm, die wichtige Stellung, die ihm das Schicksal zugeworfen, in ihrer großen Bedeutung für die Entwicklung der neuen Ideen aufgefaßt und den Willen und den Muth gehabt zu haben, seiner Ueberzeugung gemäß für sie aus allen Kräften zu wirken.

Sechstes Kapitel.

Charakter der neuen Richtung. Bearbeitung der einzelnen Disciplinen. Pirkheimers Antheil daran.

Allgemeine Bemerkungen.

Schon früher haben wir den Charakter der neuen Richtung besprochen, hier müssen wir in die einzelnen Bestrebungen derselben am Anfange des 16ten Jahrhunderts eingehen.

Der Charakter der neuen wissenschaftlichen Richtung — um ihn in wenige Worte zusammenzufassen — bestand vor Allem in dem sich Lossagen von der Autorität, die bisher der Scholasticismus geübt, in der Freiheit wissenschaftlicher Forschung und, was damit zusammenhing — in der Kritik der bisherigen Wissenschaftlichkeit. Sie will statt des bisherigen Formelnwesens, aus dem längst der Geist und die Bedeutung entflohen war, weil man die alten Sätze nur gedankenlos nachbetete, breit trat und zerknetete, eine ächte Bildung des Geistes und des

Herzens. Sie geht daher aus der Gränze der Schule, wo eben diese Bildung verkümmert, die Wissenschaft in Banden gehalten ward, die ihr den freien Fortschritt nicht gestatteten, heraus in die Gebiete der Natur und der Welt, will überall Beziehungen zu den socialen Verhältnissen, zum Vaterlande, überhaupt zum Leben, weil dadurch allein die Wissenschaft eine frische, freie, ewig sich neu gebährende wird. Sie will endlich statt der barbarischen Form, in welcher sich die bisherige Wissenschaft aussprach, eine schönere, klare deutliche, angenehme Darstellung, welche ebenso sehr ihrem Charakter, der mit der Welt und dem Leben sich in Beziehung setzte, entsprach, wie jene dem Scholasticismus, der in dem beschränkten Kreise der Schule blieb[1]).

Zu dieser Richtung war man aber hauptsächlich durch das erneuerte Studium der Alten gekommen. Sie waren überall Vorbild und Muster. Man kann daher die neue wissenschaftliche Richtung mit dem Namen der classischen bezeichnen, während man die alte die scholastische nennen kann.

Zunächst gingen daher auch die Bestrebungen der neuen Richtung auf die Verbreitung und Förderung der classischen Literatur. Und im Gegensatze zum Scholasticismus mit seiner abstrusen Form hob man gerade das

1) Ganz kurz gibt Agricola den Charakter der neuen Richtung an. In einem Briefe an Barbirianus lucubr S. 194 sagt er: Wenn es ihm um ein Wissen seiner selbst willen zu thun wäre, **ad philosophiam te conferus, hoc est, enitaris, ut recte de omnibus rebus sentias et quae sentis, commode ut possis eloqui.**

Element hervor, welches am Auffallendsten mit demselben in Widerspruch stand, worin aber die Alten so ausgezeichnet gewesen sind, nämlich die Poesie. Die Anhänger des humanistischen Studiums machen die Beschäftigung mit der Poesie zum charakteristischen Merkmale ihrer Richtung. Sie werden auch vorzugsweise Poeten genannt.

Doch man blieb nicht hiebei stehen.

Auch anderen Disciplinen, welche bisher vernachlässigt waren, aber ganz und gar mit dem Charakter der neuen Richtung zusammenhingen, aus ihm entsprangen, wandte man seine Aufmerksamkeit zu. So wurden besonders Mathematik, Astronomie, Naturwissenschaften getrieben: vorzugsweise Geschichte und Geographie.

Und, wie sich von selbst versteht, auch die Theologie.

Alle diese jedoch standen in einem genauen Zusammenhang mit den classischen Studien, sie hatten diese zu ihrer Grundlage.

Gehen wir nun ins Einzelne über.

Philologie.

Classiker. Uebersetzungen. Schulbücher. Grammatiken. Stylistik.

Vor Allem bemühte man sich, die griechischen und römischen Autoren durch den Druck recht zu verbreiten. Die Italiener gingen allerdings hierin mit dem Beispiele voran: besonders was die griechischen Classiker betrifft: diese wurden meistens in Italien gedruckt. Doch folgten bald auch die Deutschen. Die Thätigkeit der Humanisten zeigte sich vorzüglich darin, daß sie alte Autoren ent-

weder mit oder ohne Anmerkungen herausgaben, und zwar von allen Gattungen, Redner, Philoſophen, Hiſtoriker, Dichter.

Da jedoch die griechiſche Sprache weniger bekannt war, ſo bemühte man ſich, die griechiſchen Schriftſteller ins Lateiniſche zu überſetzen, um ſie dadurch zugänglicher zu machen. Hierin hat ſich beſonders Pirkheimer große Verdienſte erworben. Er überſetzte mehrere kleine Schriften von Plutarch, von Lucian, Iſokrates, den Thucydides, den Xenophon, den Ptolemäus. Mehrere ſeiner Ueberſetzungen ſind jedoch erſt nach ſeinem Tode herausgekommen, wie Xenophon, andere, wie Thucydides, gar nicht.

Seine Ueberſetzungen zeichnen ſich alle durch Klarheit, Verſtändlichkeit, Anmuth aus. Meiſtens überſetzte er ins Lateiniſche: Einiges jedoch auch ins Deutſche, und dieſe Ueberſetzungen können heute noch als vortrefflich gelten. Die Methode, die er befolgte, gibt er ſelbſt an, in einer Zueignungsſchrift an den Grafen Johann von Schwarzenberg [1]). Ich will ſie ganz herſetzen: „Es hat Ew. Gnaden zum öftern Malen von mir gehört, daß meines Bedunkens möglich ſei, alle Ding, ſo in einer Sprache geſchrieben ſein, in eine andere verſtändiger Weiſe zu bringen, unangeſehen, daß ihr etlich vermeinen, unmöglich zu ſein, das Latein vollkommen in das Deutſch zu verwandeln. Aber nach meinem Bedunken kommt ſolcher Irſal aus derſelben Unverſtand oder daß ſie dem lateiniſchen Buchſtaben zu genau anhängig ſind, mehr ihren Fleiß auf zierliche Wort, dann den rechten Verſtand

1) Tugendbüchlein S. 112

wenden. Aus dem folget offt, daß solche Verdeutscher selbst nicht vernehmen, das, so sie andern zu verstehen geben, sich unterstehen, und so solches geschieht, wollen sie ihre Ungeschicklichkeit damit verdecken, als sollt sich das Latein mit dem Deutschen gar nicht vergleichen. Aber dem ist in Wahrheit nicht also: thut aber noth einem Jeglichen, der eine Sprache in die ander verkehren will, daß er allein den Sinn, unangesehen der Worte in die Sprache, die er vor ihm hat, klar, lauter und der massen verändere, daß ein Jeglicher, derselben Sprach verständig, das, so verkehret ist, leichtlich verstehen möge."

Man sieht also: er hat dieselbe Ansicht, die heutzutage als die bessere den Sieg davon getragen hat. Diese Methode befolgte er nun überall auch in seinen lateinischen Uebersetzungen. Er faßt überall den Geist, den Sinn des Schriftstellers auf und sucht diesen so klar und deutlich wie möglich wiederzugeben.

Da Pirkheimers schriftstellerische Thätigkeit meistens auf Uebersetzungen beschränkt war, so war er auch als Uebersetzer vorzugsweise bekannt. Ueberall wurden seine Verdienste hierin rühmlich anerkannt. Seine Freunde drängen in ihn, noch mehreres herauszugeben. Celtes konnte ihm sogar den Vorschlag machen, den Homer zu übersetzen, was er jedoch ablehnte [1]).

Uebrigens tritt in seiner Wahl der zu übersetzenden Stücke seine praktische Tendenz immer wieder heraus. Es ist ihm immer darum zu thun, solche Schrif-

1) In einem Briefe vom J. 1503 bei Klüpfel Tom. II.

ten zu übersetzen, deren Inhalt irgend eine Beziehung zu der Gegenwart haben, aus denen die Zeitgenossen sich etwas abnehmen können. Es sind meist Regeln der Lebensklugheit, wie denn gerade Plutarch und Lucian, seine Lieblingsschriftsteller, hierin ausgezeichnet sind. —

Nächst der Herausgabe und Verbreitung der Classiker war man nun auch bemüht, bessere Schulschriften herauszugeben, Wörterbücher, Grammatiken und Anleitungen zum lateinischen Styl, um statt des bisherigen barbarischen ein reineres Latein einzuführen.

Um den besseren Unterricht der Jugend hatte sich früher Dringenberg verdient gemacht. Reuchlin half durch ein lateinisches Wörterbuch, durch eine griechische Grammatik nach. Am ausgedehntesten aber wirkte in Bezug auf die Verbesserung des Jugendunterrichts Jakob Wimpheling. Er hat sehr viele Werke darüber geschrieben: er übergeht kaum irgend eine Seite desselben, die sittliche Erziehung, die intellectuelle, Alles umfaßt er auf gleiche Weise. Was die grammatikalische und die sprachliche Bildung anbetrifft, so sollte diese sein Isidoneus, die elegantiarum medulla fördern: das sittliche Element ist durch seine adolescentia vertreten. So wenig vielleicht diese Schriften gegenwärtig uns befriedigen, so waren sie doch für jene Zeit von großer Bedeutung, weil sie den Ton angegeben, und durch ihre mannigfache Verbreitung in den Schulen großen Einfluß gewonnen haben.

Noch weiter jedoch gingen die Tübinger. Sie waren noch viel entschiedener. In Tübingen tauchten in den ersten Zeiten des 16ten Jahrhunderts eine Menge von Schulbüchern, Grammatiken, Wörterbüchern, Stylistiken

auf. Der Mittelpunkt, von dem diese Schriften ausgingen, war Heinrich Bebel. Dieser Mann hat sich unverkennbar sehr viele Verdienste, namentlich um den lateinischen Styl, erworben. Er drang auf die Entfernung der barbarischen Sprachlehren, zeigte an dem Beispiele der besten römischen Autoren, wie man Latein schreiben müsse, ging sogar ins Einzelne ein, setzte an die Stelle der bisherigen barbarischen Phrasen und Wörter die besseren, und gab sich hierin eine ausserordentliche Mühe. Doch blieb er nicht hiebei stehen: er gab auch Anleitung zu wissenschaftlicher Darstellung überhaupt, die er klar, einfach, natürlich, mit Wegwerfung unnöthigen Wortgepränges haben wollte. In dieser Beziehung sind die Ansichten merkwürdig, die er in seiner Anleitung zum Briefschreiben gibt. Sie gelten für wissenschaftliche Darstellung überhaupt. Denn man muß nur bedenken, daß die Briefe der Gelehrten in der damaligen Zeit einen nicht unbedeutenden Theil der Literatur ausmachten. Sie galten, wie wir schon erwähnt, für das, was heutzutage unsere Literaturzeitungen sind. Aus ihnen erkannte man den Stand der Wissenschaft: in ihnen wurden Beurtheilungen einzelner Werke geliefert: sie wurden daher auch eben so häufig gedruckt wie andere Werke. Und Trithemius z. B. führt unter den Werken der Gelehrten immer auch die Briefe, die sie geschrieben, an. Die Ansichten, die nun Bebel hierüber aufstellt, sind folgende.

„Der Zweck des Briefes ist, wie Cicero bezeugt, daß wir den Abwesenden etwas mittheilen, an dessen Kenntniß entweder uns oder ihnen selber gelegen ist. Der Brief soll ein Requisit für die mangelnde Gegenwart sein: dieselben Neigungen und Affekte, welche wir per-

sönlich zu einander haben, sollen darin wiedergegeben werden.

Wer daher Briefe schreiben will, bediene sich keines hohen Styls, keiner ungewöhnlichen oder neuen Wörter und Reden, sondern lateinischer und reiner: und wie Ambrosius sagt, eines gewöhnlichen, familiären Ausdrucks. Der Ausdruck soll so sein, als wenn wir zusammensäßen, mit einander spatziren gingen, ungesucht und leicht. Nur nicht zu kurz, damit der Brief nicht nüchtern und trocken wird.

Unsere Deutschen geben fünf Theile, die ein Brief haben müsse, an, Gruß, Anfang, Erzählung, Bitte und Schluß. Das ist aber abgeschmackt. Denn es gibt ja manche Briefe, wo wir nichts erzählen, nichts bitten, sondern blos rathen oder abrathen, zur Tugend und dergleichen ermahnen, oder unsere Freundschaft ausdrücken u. s. w. Dann gibt es wieder welche, wo wir blos erzählen, oder blos etwas bitten. Enthalte dich daher, wie auch Quintilianus will, von den Eintheilungen oder überhaupt vielen Vorschriften des Briefschreibens. Denn die Vorschriften machen es nicht, die Hauptsache ist die Uebung, und gute Beispiele, wie die des Cicero und anderer. Merke dir nur dieß: vor Allem befleißige dich einer reinen Schreibart: dann schreibe, was Dir in den Sinn kommt, was dir zu Deinem Zwecke tauglich scheint. Willst du ja eine gewisse Ordnung der Briefe beibehalten, so setze zuerst den Gruß, dann die Ursache deines Schreibens, dann setze deine Absicht, deine Ansichten, Wünsche weiter auseinander, und dann schließe.

Beobachte beim Schreiben Abwechslung der Reden und der Worte, aber bringe keineswegs, wie viele thun,

die Eleganz, wenn du sie dir erworben hast, überall hinein, oder gebrauche ein Wort, das dir gefällt, überall, an allen Stellen. Denn Abwechslung ergötzt, und wie eine Wiese durch die Mannichfaltigkeit der Blumen anzieht, so muß auch dein Brief sein. Eine Rose, so schön sie sein mag, würde, wenn sie ganz allein und überall angebracht wäre, Eckel und Verachtung erregen. Dann muß man auch darauf sehen, daß man die Sentenzen nicht ungenießbar macht, so daß man einzelne elegante Stellen aus den Schriftstellern herausreißt und sie ohne allen Zusammenhang mit einander verbindet. Die Meisten aber glauben, je dunkler sie sind, desto gelehrter seien sie: allein es ist gerade das Gegentheil der Fall. Denn der größte Fehler ist die Unverständlichkeit. Man muß ferner immer darauf sehen, daß die Worte dem Gegenstande entsprechen: schön und erhaben zu sprechen, ohne einen entsprechenden Gedanken ist Unsinn. Was ist, sagt Cicero, so wahnsinnig, als ein leerer Schall der besten und zierlichsten Phrasen, ohne einen zu Grunde liegenden Gedanken. Dann mache man in dem Brief keine langen Umschweife: denn dadurch wird er dunkel und langweilig."

An Bebel, der in Bezug auf die Verbesserung einer guten Schreibart, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller war, schloßen sich nun eine Menge von Schülern an: Coccinius, Altensteig, Henrichmann, Brassicanus, Nikolaus Kretz und andere gaben Grammatiken heraus, sämmtlich in dem oppositionellen Sinne, den Bebel angegeben: sie wollen die alten schlechten Schulbücher verdrängen, und bessere an deren Stelle setzen.

Auch in den übrigen Gegenden Deutschlands hatte

man diese Bestrebungen. Timan Camener, Aventinus gaben ebenfalls Grammatiken heraus. In Nürnberg auch Johann Cochleus, gleich nachdem er an der Nürnberger Schule angestellt war.

Poetische Produktionen.

Einen andern, sehr bedeutenden Zweig der neueren Literatur bildeten die lateinischen Poesien, welche als eine der Hauptbeschäftigungen der Humanisten galten. Wir haben schon angedeutet, daß man hiemit einen Gegensatz gegen die abstrusen Speculationen des Scholasticismus bilden wollte. Darum rechnen es sich die Humanisten auch als Ruhm an, Poeten zu sein, und die Scholastiker nannten sie nicht anders. Die damalige Literatur war überschwemmt mit lateinischen Poesien: nicht nur wurden ganze Gedichtsammlungen herausgegeben, sondern fast an jedem philologischen Werke finden wir einige Poesien, Distychen oder Oden, angehängt. Man kann nun nicht sagen, daß alle diese Dinge als Poesien von Bedeutung seien. Es ist meist versificirte Prosa: die Form den Alten entlehnt oder nachgebildet; manchmal mit Glück, manchmal nicht. Aecht dichterische schöpferische Kraft findet man selten. Allein man muß doch gestehen, daß der Inhalt dieser Poesien in der Regel von Werth ist. Wohl kommt es vor, daß ein Gedicht auf einen Heiligen, oder die Jungfrau Maria oder über irgend einen moralischen Satz und allgemeinere, oft behandelte Gegenstände gemacht ist. Die Hauptgegenstände der Poesien aber sind aus dem Leben, aus der Gegenwart, aus der Zeit genommen: sie haben eine unmittelbare Beziehung zu der Wirklichkeit, und darum

sind sie meistens von Bedeutung. Leugnen kann man übrigens nicht, daß bei manchen wahrhaft poetisches Talent nicht zu verkennen ist, wie bei Conrad Celtes, Bohuslaus von Hassenstein, Heinrich Bebel, Eobanus Hessus, Ulrich von Hutten. Alle diese sind besonders auch dadurch von Bedeutung, daß sie die Bestrebungen und Verhältnisse der Gegenwart vorzugsweise zum Vorwurf ihrer Poesien machten.

Auch Pirkheimer huldigte hierin der Richtung seiner Zeit: auch von ihm sind lateinische Gedichte vorhanden. Doch scheint er nicht viel Zeit und Mühe darauf verwendet zu haben. Denn im Ganzen sind es doch sehr wenige, die uns von ihm übrig geblieben. Indessen wird er von seinen Freunden und Verehrern ein vorzüglicher Dichter genannt: was wir aber dahin gestellt sein lassen. Daß er sich an dem Lesen der alten Poeten und auch der neuen ergötzte, ist gewiß: daß er aber eine große poetische Ader in sich verspürt habe, glaube ich nicht, weil wir sonst sicherlich mehr von ihr wissen würden. Desto mehr wandte er seine Thätigkeit den rein empirischen Wissenschaften zu.

Mathematik. Astronomie. Naturwissenschaften.

Vorzüglich beschäftigte er sich mit Mathematik, mit Astronomie, und was dahin einschlägt: und mit den Naturwissenschaften.

Diese Fächer wurden in jener Zeit auch sehr eifrig betrieben. Wir haben gesehen, wie früher Johann Peurbach und Johann Regiomontan den Ton angegeben. Auf diese Männer, besonders den letztern, fußten dann die übrigen.

Auch die mathematischen und physikalischen Wissenschaften traten in Gegensatz gegen die leere unfruchtbare Speculation der Scholastik. Sie wollen etwas Positives, Reelles. Die neuere Richtung, wenn sie im Allgemeinen bezeichnet wird, umfaßt daher allemal auch die Kenntniß der Natur und des Weltalls: und diese auf die Wirklichkeit sich bauenden Disciplinen werden von den Anhängern der neuen Richtung als die eigentliche Philosophie, als die wahre Weisheit hingestellt. Conrad Celtes thut dieß besonders in mehreren seiner Oden.

Sehr viele für die damalige Zeit ausgezeichnete Mathematiker und Astronomen gab es. In Tübingen Johann Stoffler, in Wien Stabius, Stiborius, Collimitius: nirgends aber waren so viel Mathematiker beisammen, als in Nürnberg. Da hielt sich, wie wir wissen, zuerst der Heros der neuen mathematischen Wissenschaft, Regiomontan auf: er zog einen vortrefflichen Schuler Bernhard Walther, den Celtes in einer seiner Oden preist: er starb 1503. Dann Johann Werner, Johann Schoner, Johann Heinfogel, spater Hartmann. Außerdem ist auch Albrecht Dürer nicht zu vergessen, welcher durch seine Bucher uber die Meßkunst der Mathematik keinen kleinen Dienst erwiesen.

Eine so kunstreiche Stadt, wie Nürnberg, war naturlich auch am Besten dazu geeignet, das Studium der Mathematik und der mit ihr in Verbindung stehenden Wissenschaften zu begunstigen. Denn die dazu nöthigen Instrumente wurden hier am Besten verfertigt. Alle jene Leute haben auch mehr oder minder bedeutende Kunstwerke verfertigt, welche entweder an einem öffentlichen Gebäude der Stadt oder sonstwo als Curiositäten

lange Zeit aufbehalten wurden. Besonders wurden viele Erdkugeln verfertigt, Instrumente, welche das Planetensystem vorstellen sollten, Fernröhre und ähnliches.

Auch die mathematischen Studien gründeten sich übrigens auf die Alten. Man studirte den Euclid, den Ptolemäus. Indessen blieb man nicht bei den Alten stehen, sondern machte eigene Forschungen. Regiomontan schon war ganz nahe an die Bewegung der Erde hingekommen: ehe Copernicus mit seiner Idee hervortrat, hatte sie schon Schoner in einem seiner Traktate ausgesprochen. Indessen können wir hier in Näheres nicht eingehen. Jedoch ist nicht zu leugnen, daß man sich von einem Auswuchse der Astronomie, der Astrologie nämlich, noch nicht ganz loszumachen vermogte. Man stellte immer noch Prognostiken und das Horoscop: selbst die angesehensten Männer thun es: z. B. Sebald Schreier.

Pirkheimer beschäftigte sich, wie gesagt, sehr angelegentlich mit mathematischen Studien. Mit allen den Nürnberger Gelehrten, die sie zu ihrer vorzüglichen Beschäftigung gemacht hatten, war er genau bekannt. Er unterstützte sie auch, wie z. B. Schonern in Verfertigung von mathematischen Instrumenten: oder half ihm dazu, die von ihm verfertigten gut zu verkaufen. Er selbst war im Besitz sehr kostbarer Instrumente, Globen, Himmelskugeln, und anderer Dinge. Doch ist auch er nicht ganz von dem Glauben an Astrologie frei. Auch er läßt sich das Horoscop stellen, oder stellt es anderen.

Geschichte.

Neben den Naturwissenschaften waren es am mei-

sten die historischen Disciplinen, welche man mit Eifer betrieb.

Auch hier im Gegensatz gegen die unfruchtbare Scholastik: man hatte Leben, Gestalten, Wirklichkeit vor Augen.

Man darf aber, um das neue Leben, das sich in den historischen Studien offenbart, zu erkennen, nicht auf die sogenannten allgemeinen Geschichten und auf die Chroniken Rücksicht nehmen — denn diese sind meist noch nach der alten Weise — sondern auf Spezialgeschichten, auf die Bearbeitung der deutschen Historie, der Gegenwart.

Zuvörderst bemerken wir nun hier den Einfluß der alten Muster hinsichtlich der Form. Man bemüht sich nicht nur schön, leicht, deutlich und angenehm zu schreiben, sondern es tritt überall auch das Bestreben hervor, das, was die Alten so ausgezeichnet, nachzuahmen: die Darstellung nämlich der Affekte, Leidenschaften, der Beweggründe, der Folgen einer Handlung oder Begebenheit — man will mit einem Worte pragmatisch schreiben.

Doch der Einfluß der alten Muster war nicht so groß, daß sie auch den Stoff geboten hätten. So genau man mit den Geschichten der Griechen und Römer bekannt war, so sind es im Ganzen doch Wenige, welche sich mit einer Darstellung der alten Geschichte beschäftigen — ohne Zweifel, weil man nicht hoffte, etwas Besseres in dieser Hinsicht leisten zu können, als die Alten selbst. Aber auch noch aus einem anderen Grunde.

Ganz nahe nämlich lag die deutsche Geschichte, welche als *solche* gar noch nicht bearbeitet worden war. Dieser wandte man nun alle Aufmerksamkeit zu. Und so

bemerken wir hier, in der Historie, wieder dieselbe Erscheinung, wie bei der Poesie. Man lernt von den Alten die Form: aber den Stoff, den Inhalt nimmt man aus der Gegenwart, aus den modernen Verhältnissen.

Gerade aber in der Art und Weise, wie man die deutsche Geschichte betrieb, zeigte sich die innige Verbindung, in welche man diese Wissenschaft mit dem Leben zu setzen suchte.

Man wünschte nämlich einen deutschen Nationalsinn zu erwecken, eine großartige Vaterlandsliebe, ähnlich der der Alten [1]). Und zu diesem Behufe wollte man die Denkmäler der deutschen Geschichte wieder hervorsuchen: man wollte die großen Thaten der Vorfahren dem gegenwärtigen Geschlecht vor die Seele rufen, und es dadurch zur Nacheiferung anspornen. Hiebei ging man bis auf die ältesten Zeiten zurück, wo der Waffenruhm der Deutschen in der höchsten Glorie gestanden. Da man aber diese Zeiten nur aus den Ueberlieferungen der Römer und Griechen kannte, die als Partei den Deutschen gegenüberstanden, wurde man zur Kritik der Quellen geleitet, die eben in jener Zeit anfing emporzukeimen, und sich in Kurzem immer weiter ausbreitete. Man nahm nicht Alles mehr auf Treu und Glauben an, sondern sichtete und schied aus. So sehr man die Alten schätzte, so viel man ihnen zu verdanken anerkannte, so ließ man

1) Ueber die patriotischen Bestrebungen jener Zeit habe ich weitläufiger gehandelt in meinem Aufsatze über „Ulrich von Hutten und Deutschlands politische Verhältnisse im Reformationszeitalter“ im zweiten und dritten Hefte der Zeitschrift Braga. Heidelberg bei Winter. 1838.

doch das patriotische Gefühl vor ihnen nicht untergehen.

Zwei Dinge sind es also, welche die deutsch historischen Studien jener Zeit ins Dasein rufen. Erstens das Bestreben, die Geschichte in Bezug zu der Gegenwart, zu der Mitwelt zu setzen, zweites die Kritik der Quellen.

Der Erste, welcher den Gedanken faßte, eine deutsche Geschichte in patriotischem Sinne zu verfassen, war Conrad Celtes. Seine Reisen machte er besonders auch in der Absicht, um Denkmäler der alten deutschen Geschichte zu finden, und überhaupt ganz Deutschland und die verschiedenen Volksstämme darin kennen zu lernen. Mehreres von dem, was er aufgefunden, z. B. den Ligurinus, die Comödien der Roswitha, gab er heraus. Allein seinen eigentlichen Plan, die Verabfassung einer allgemeinen deutschen Geschichte, brachte er nicht zur Ausführung. Jakob Wimpheling aber unterzog sich dieser Aufgabe. Seine deutsche Geschichte ist nicht groß, es ist eigentlich blos ein Handbuch: Manches ist darin übergangen: viele Lucken sind nicht ausgefüllt. Allein zu dem Zweck, für den er sie geschrieben, paßt sie vortrefflich. Er hebt nämlich überall die schönen Seiten heraus, wie sich die Deutschen in früheren Zeiten ausgezeichnet hatten, was sie für gewaltige Kaiser gehabt, wie sie auch in der Gegenwart vor allen andern Völkern, was Tapferkeit, Reinheit der Sitten, Erfindungsgabe, u. dgl. betrifft, den Vorrang behaupten. Wimpheling war überhaupt sehr patriotisch gesinnt: mit Murner hat er einmal einen Streit wegen der Rheingränze. Er behauptete, daß die Volkerschaften über dem Rhein von jeher zu Deutschland gehört

hätten, nicht zu Gallien. Diesen Gedanken führte auch Peutinger in seinen Gesprächen aus.

In demselben Sinne waren die historischen Arbeiten Heinrich Bebels. Er versuchte in verschiedenen Schriften den Ruhm der Deutschen zu verherrlichen, immer mit Anwendung auf das gegenwärtige Geschlecht, das er zur Nacheiferung aufmuntert. In der Kritik der römischen Schriftsteller ist er am Entschiedensten: er beweist, daß sie nicht unpartheiisch sein konnten, weil sie gegen die Deutschen meist im Nachtheil gewesen. Man dürfe ihnen daher nicht so ohne Weiteres trauen in dem, was sie über Deutschland berichten.

Das Studium der älteren deutschen Geschichte nahm in Kurzem sehr überhand. Man bemühte sich namentlich, über die einzelnen deutschen Völkerschaften, ihre geographischen Verhältnisse sich klar zu werden. In dieser Beziehung hat sich Conrad Peutinger durch die Tafel, welche seinen Namen trägt, große Verdienste erworben. Von einzelnen Forschungen ging man dann auf Allgemeines über. Man suchte den ganzen Zustand der Deutschen, theils in älteren Zeiten, theils auch noch in der Gegenwart darzustellen. Zwei größere Werke zeichnen wir hier aus, die exegesis Germaniae von Irenicus, und das Werk von Beatus Rhenanus: jenes im Jahre 1518 erschienen, dieses erst 1531. Beide fassen die gemachten Forschungen zusammen, und bringen sie in ein Ganzes. Jenes umfaßt das alte Deutschland, wie das gegenwärtige, und gibt von dem letztern gleichsam eine Statistik. Dieses beschränkt sich blos auf die Verhältnisse des alten Deutschlands.

An beiden Werken hatte nun Pirkheimer mehr oder

weniger Antheil. Auch Geschichte war eines seiner Lieblingsstudien, namentlich wandte er dem germanischen Alterthum seine Aufmerksamkeit zu. Irenicus hielt sich daher längere Zeit bei ihm in Nürnberg auf, und er gesteht selbst, daß Pirkheimer ihn bei seiner Arbeit unterstützt, daß er auf seinen Rath manches verandert, manches hinweggethan, andres hinzugesetzt habe[1]). Beatus Rhenanus schickte ihm wenigstens sein Werk zur Beurtheilung zu.

Pirkheimer hat uns selbst eine Arbeit uber die frühere deutsche Geschichte hinterlassen, eine Feststellung der Wohnsitze der alten deutschen Völker, nach den gegenwärtigen geographischen Verhältnissen. Aus dieser und einigen andern seiner Aeusserungen, in Briefen zerstreut, bemerkt man überall den klaren kritischen Forschergeist, welcher Mährchen verlacht und überall nur auf die Sache dringt. Er findet es lächerlich, wenn die gegenwartigen Historiker vom Nil ihre Geschichte anfangen, wenn sie aber auf die Zeiten kommen, wo am meisten zu sagen ware, Alles mit Stillschweigen übergehen (Opp. 113). Die alten Sagen von Erbauung von Stadten u. dgl. müssen weichen vor seinem kritischen Blick. So widerlegt er die Sage, als sei Trier von einem Sohne des Ninus und der Semiramis erbaut.

Auf das Strengste dringt er dagegen auf die Beleuchtung der alten deutschen Geschichte. „Denn was ist lächerlicher, sagt er in einer Zueignungsschrift an den Grafen Hermann von Neuenar, als daß die Deutschen

1) In der Vorrede zur exegesis

len ganzen Erdkreis beschreiben, während sie nicht einmal ihr eigenes Vaterland aus dem Schutt der Vergessenheit hervorziehen? — Das ist ganz gewiß, wenn die Deutschen für ihre großartigen Thaten würdige Geschichtschreiber gehabt hätten, sie würden an Ruhm keinem Volke der Welt nachstehen."

Mit Vorsicht aber und Kritik geht er zu Werke bei der Benutzung griechischer und römischer Schriftsteller über Deutschland. Die Grundsätze, die er aufstellt, sind heutzutage noch als die richtigen anzuerkennen: „Es ist sehr schwer, sagt er, die Zustände und die Lage des alten Deutschland darzustellen, nicht blos wegen der Nachlässigkeit der alten Scribenten, als weil es erst sehr spät bereist und kennen gelernt worden ist. Denn da die alten Deutschen mehr das Schwert, als die Feder geführt, ist es nicht zu verwundern, wenn ihre rühmlichen Thaten verloren gegangen, oder nicht treu genug von den fremden Schriftstellern aufgezeichnet worden sind. Denn was haben die Griechen anderes, als Fabeln über Deutschland geschrieben? Die Römer aber, die beinahe überall nur auf ihren eigenen Ruhm bedacht waren, haben ihre Thaten mit ausserordentlichen Lobsprüchen erhoben, und dafür die von den Deutschen empfangenen Niederlagen schlau verdeckt. Denn wer von ihnen führt die Niederlagen eines Carbo, oder L. Cassius oder Scaurus Aurelius, oder Servilius Cäpio oder M. Manlius genauer an? die doch Tacitus, freilich sehr kurz, erwähnt, und selbst Cäsar verhehlt es nicht, daß der Consul Cassius getödet und sein Heer geschlagen sei. Auch ist neuerdings die Geschichte des Paterculus aufgefunden, welche die Vernichtung des Varus mit seinen Legionen erwähnt. Ich glau-

be, man darf daher vermuthen, daß sowohl Plinius Bücher über die deutschen Kriege, als auch Cornelius und andre Schriftsteller von neidischen Menschen unterdrückt seien, damit der Ruhm der Deutschen nicht über Gebühr sich verbreite. Es kommt hinzu, daß die römischen und griechischen Schriftsteller sehr häufig irrten, wegen der Unbekanntschaft der Gegenden, und zwar nicht blos die, welche niemals nach Deutschland gekommen sind, sondern auch die sich hier aufgehalten haben. Ein deutliches Beispiel hievon kann dieß sein, daß Cäsar die Schelde in die Maas fließen, und Strabo die Lippe und die Weser bei Ems sich vereinigen läßt. Ferner die Namen der Stamme, der Orte, der Völkerschaften sind beinahe überall wegen der Schwierigkeit der Aussprache verfälscht worden. Zuletzt hat die Völkerwanderung alles unter einander geworfen, und so verwirrt, daß man manchmal blos Vermuthungen aufstellen kann, anstatt etwas Gewisses beizubringen."

Pirkheimers Arbeit war für jene Zeit sehr gut, auch für die unsrige noch. Obwohl er hie und da geirrt haben mag, wie dieß bei diesem Gegenstande gar nicht anders denkbar ist. Es ist ja noch heutzutage so.

Suchte er nun das alte Deutschland zu der Gegenwart in eine gewisse Beziehung zu setzen, so machte ers auch so mit den alten Münzen, deren Werth er auf den der damals gangbaren Münzen zu reduciren suchte.

Doch nicht blos in antiquarischen Forschungen bestand seine Beschäftigung. Auch größeren geschichtlichen Darstellungen wandte er seine Thatigkeit zu. Er findet es unrecht, daß sich unter den Deutschen nur hie und da Einer findet, welcher die Geschichte seiner Zeit zu

schreiben unternehme — während es doch sehr viele gäbe, welche alle Begebenheiten aller Völker, und noch dazu von der Erschaffung der Welt an, zusammensetzen, und das, was sie von andern überkommen haben, für das Ihrige auszugeben wagen, nicht, weil es ihnen an Stoff fehlt, da kaum zu irgend einer Zeit Deutschland ohne Krieg gewesen, sondern weil nichts da ist, woraus sie schöpfen könnten. Daher kams, daß die Fremden allemal, so oft die Deutschen mit ihren Landsleuten in Conflict kamen, uns besiegen lassen, da doch Wahrhaftigkeit die erste Zierde der Geschichte ist [1]).

Wie sehr Pirkheimer selbst Achtung vor der Geschichte und ihrer würdigen Darstellung gehabt, sieht man aus dem Vorzuge, den er Lucians kleinem Büchelchen über die Geschichtschreibung gibt, das er ins Lateinische übersetzte, und dem Kaiser Maximilian dedicirte.

Pirkheimer hatte selber den Gedanken, eine Geschichte seiner Zeit zu schreiben, gab ihn aber auf, wahrscheinlich weil ihm die nöthigen Documente fehlten. Aber einen Abschnitt aus der Geschichte seiner Zeit, wo er selbst Augenzeuge war, gab er heraus, nämlich den Schweizerkrieg vom Jahre 1499, wo er, wie wir wissen, Anführer der Nürnberger Truppen war.

Dieses Werk, in zwei Bücher getheilt, wovon das erste die Verhältnisse vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten, das zweite den eigentlichen Krieg enthält, beurkundet am Besten Pirkheimers historisches Talent sowohl, wie seine Treue. Es ist ausserordentlich klar, einfach,

---

1) In der Vorrede zum Schweizerkrieg. Opp. p. 64.

schön, pragmatisch geschrieben, und mit einer großen Unpartheilichkeit und Genauigkeit, besonders was diejenigen Theile betrifft, wo er als Augenzeuge auftritt.

Ein anderes Fragment [1]) und Aeusserungen in seinen Briefen über Verhältnisse seiner Zeit lassen uns bedauern, daß er den Plan seine Zeit zu beschreiben, nicht ausgeführt hat.

Neben der Geschichte betrieb man sehr stark die Geographie, oder Cosmographie, wie man sie nannte. Beschreibung des Erdkreises oder Länderbeschreibung: Reisebeschreibungen und ähnliche Dinge in Menge.

In den historischen Studien also bemerken wir überall Beziehung auf Leben, Mitwelt, Gegenwart, Kritik, Gesundheit der Anschauung — kein blindes Nachsagen mehr.

Und diese Kritik wandte man rucksichtslos selbst auf die Arbeiten derer an, welche der neuen Richtung angehörten. So werden die historischen Arbeiten des Trithemius, welche in der alten Zeit den Fabeln noch zu sehr Glauben schenken, von seinen Freunden getadelt. Die allgemeine Geschichte des Nauclerus in Tübingen ebenfalls [2]), selbst die Unrichtigkeiten, welche sich Celtes in der alten deutschen Geschichte hatte zu Schulden kommen lassen, werden gerügt [3]), und endlich bemerken wir auch eine Opposition gegen eine geschichtliche Vermuthung

---

1) Ueber die städtischen Republiken in Deutschland, in einem Briefe an Egnatius in Venedig. Opp. 201.

2) Brief Adelmanns von Adelmannsfelden an Pirkheimer vom Jahr 1516. bei Heumann documenta literaria. p. 145.

3) In dem Briefe Pirkheimers an Beatus Rhenanus, vor dessen historischem Werke. cf. Pirkh. opp. p. 314.

Reuchlins. Dieser nämlich war von Friedrich, Churfürst von Sachsen, um seine Meinung über die alten Sachsen befragt worden [1]), und Reuchlin, in der Fülle seiner Gelehrsamkeit, suchte den Ursprung derselben in den Arenern und den Mysen des Homer u. dgl. Darüber machte sich nun Mutianus lustig in einem Briefe an Urbanus [2]). „Hier ist ein Bewunderer der Verdienste Reuchlins, Crotus Rubianus. Er wundert sich aber, warum aus den Thüringern Tyrrigetä gemacht würden, und so wundert er sich über die vielfache Metamorphose seiner selbst. Ich bin, sagt er, als Heide geboren, bald bin ich ein Christ geworden durch die Taufe. Ich war ein Jäger [3]), jetzt bin ich Crotus. Ich habe Ziegen gehütet, jetzt habe ich eine Kapelle. Ich war ein Thüringer, jetzt, da die Götter so wollen, ein Tyrrigeta. Was habe ich mit den Geten zu schaffen, welche Ovid in seinem Exile tadelt? Aber Reuchlin schreibt noch kühner. Aus den Arenern seien die Sachsen geworden, aus den Mysen die Meißner. Wenn er recht hat, so lügt Cornelius Tacitus, welcher erzählt, daß die Deutschen Eingeborne seien. Denn die Mysen und die Arener gehören zu jenen Cimbern, welche Homer Cimmerier nennt, welche einige Historiker nach Thracien versetzen, andere zu den Scythen. Höre einmal! Es gab Völker, welche vom Rauche Capnobaten genannt wurden. Die Arener und andere waren dergleichen. Und wie sie sonst rauchige Bilder verehrten, so verehren sie jetzt noch den Rauch

1) Brief Spalatins an Reuchlin. Epp. illustr. vir. I 3

2) Tentzel supplementum I. historiae Gothanae. p. 95

3) So hieß er eigentlich.

und Johann Reuchlin, welcher dem Herzog der Arener, Friedrich, ein seltenes Werk gewidmet hat." —

Religion und Theologie.

Die bisher erwähnten Disciplinen waren von der alten Richtung entweder ganz vernachläßigt oder auf eine Weise getrieben worden, daß sie mit der neuen nicht mehr zu vergleichen war. In der Theologie ist es ebenso. Mit Macht warf sich die neue Richtung auf dieses Feld, aber nur um es ganz und gar umzuarbeiten.

Auch bei der Theologie ward das erneuerte classische Studium ein wesentliches Erforderniß. Wir haben früher schon gesehen, in welch innigem Zusammenhange die freiere Richtung in der Theologie mit den Alterthumsstudien gestanden. Dieser Zusammenhang verliert sich nicht: im Gegentheil er befestigt sich immer mehr. Die philologischen, die theologischen Studien reichen einander die Hand: die ausgezeichnetsten unter den Humanisten sind es auch in der Theologie, ein Reuchlin, ein Erasmus, ein Wimpheling, ein Trithemius. Es stellte sich vor Allem die Ansicht fest, daß ohne Kenntniß der alten Sprachen, des Lateinischen, des Griechischen, des Hebräischen, kein wahrer Theologe möglich sei [1]).

Denn als die Grundlage der ganzen Theologie — dieß hatte sich bis zur hellsten Ueberzeugung herausgestellt — betrachtete man die Bibel. Diese wäre das Fundament, die Quelle unseres Glaubens. Sie müssen

1) Siehe statt aller Trithemius Vorrede zu seinem Werke über die kirchlichen Schriftsteller in seinen opp. p. 187.

wir also vor Allem kennen lernen: zu diesem Behufe sind uns die alten Sprachen nöthig.

Denn die Auslegung, welche die Kirche vorschrieb, thut es nicht mehr: rein und unverfälscht, in ihrer schlichten, unmittelbaren Wahrheit muß die Bibel verstanden werden, nicht anders. Eine Postulation, die einmal zugegeben, unermeßliche Folgen in sich schloß.

Die ganze Theologie gewann auch im Anfang des 16ten Jahrhunderts in Kurzem eine andere Gestalt.

War man bisher gewohnt, die alten scholastischen Systeme hervorzuziehen, zu commentiren, und ähnliches Abgeschmacktes noch hinzuzufügen, so ging man jetzt auf das christliche Alterthum zurück. Man zog die Kirchenväter wieder hervor, einen Hieronymus, Augustinus, Prudentius, Gregor, Tertullian: Männer, in welchen sich die Bildung der classischen Zeit mit den Lehren des Christenthums verschmolzen hatte. Diese Kirchenväter gab man heraus: so besorgte Amorbach in Basel eine Herausgabe der Werke des Hieronymus: Augustinus folgte. Erasmus gab denselben noch einmal heraus, dann Cyprianus: Origenes, Athanasius, Chrysostomus übersetzte er.

Dann regte sich das Bedürfniß einer besseren Ausgabe des neuen Testaments. Erasmus, ein Mann, der die Wünsche und Bedürfnisse seiner Zeit am Besten erkannte, kam diesem Bedürfnisse nach: zuerst gab er die Anmerkungen Vallas zum neuen Testamente heraus, dann dieses selbst. Es folgten dann seine eigenen Anmerkungen. Es war natürlich, daß er hier Kritik anwenden mußte: er erklärte sich gegen die Vulgata, auch gegen den Hieronymus. Man gewöhnte sich, in Fesseln der

Autorität zu durchbrechen, und die Vernunft, den Verstand zum Maßstabe wissenschaftlicher Untersuchungen zu nehmen.

Wie ein ganz anderes Ansehen haben nun die theologischen Studien! Suchte man früher Sätze und Behauptungen aus Stellen von Scholastikern zu erklären, geht man jetzt auf die Bibel oder auf Stellen der Kirchenväter zurück. Den Hieronymus, den Augustinus kennt Jedermann: kaum gibt es eine Ansicht, bei welcher er nicht citirt wird. Sucht man irgend etwas mit einem vielsagenden Namen zu belegen, nennt man es alterthümlich, nämlich im christlichen Sinne. „Nichts sein vortrefflicher, besser, herrlicher, alterthumlicher.“

An diesem neuen Leben in der Theologie, das durch das Studium der Bibel und der Kirchenväter in sie gekommen war, nahm nun auch Pirkheimer lebendigen Antheil. Nicht nur verfolgte er mit Aufmerksamkeit die neue theologische Literatur, sondern er suchte selbstthätig mitzuwirken. Er gab den Fulgentius heraus, den er aus Trithemius Bibliothek gerettet hatte. Er übersetzte die Sprüche des Nilus ins Lateinische und ins Deutsche. Besonders angelegentlich beschäftigte er sich mit den Reden Gregors von Nazianz, die er ins Lateinische übersetzte und in verschiedenen Zeiten herausgab. — So bedeutend erschienen Pirkheimers Bemühungen, daß Adelmann von Adelmannsfelden ihn neben Erasmus, Reuchlin und Faber von Etaples, den Hersteller einer ächten Theologie nennen konnte [1]).

---

1) Heum. docum. literaria. p. 164.

Wenn man nun aber auch hinsichtlich der Grundlage der Theologie miteinander übereinstimmte, so ergab sich doch in Bezug auf einzelne Dogmen und Meinungen eine merkliche Verschiedenheit selbst unter den Anhängern der neuen Richtung. Den Einen waren, so freisinnig sie sonst auch dachten, doch die meisten Institutionen und Lehrsätze der Kirche so ehrwürdig geworden, sie waren so verwebt mit allen ihren religiösen Vorstellungen, daß es ihnen schwer ward, sich von ihnen zu trennen. Andere hingegen sind schon so weit, daß die Macht der Gewohnheit keinen Einfluß mehr auf die Freiheit ihrer Forschung und Ueberzeugung hat. Aber auch unter diesen gibt es noch mehrere Abstufungen.

So ist Bohuslaus von Hassenstein, einer der bedeutendsten Humanisten jener Zeit, der Freund Geilers von Kaisersberg, noch ganz und gar in den Ansichten der römischen Kirche befangen, ja er trat gegen die freiere religiöse Richtung seiner Landsleute, der Böhmen, in offenbare Opposition [1]). Ferner, so ein großer Verehrer der Alten er auch ist, so spricht er doch ihren Philosophen im Vergleich mit dem Christenthum jedes Verdienst ab, den Weg zu einem glückseligen Leben, zu wahrhafter Gotteserkenntniß zeigen zu können. Ja, er ist ungerecht gegen sie, indem er ihnen Unwahrheiten in den Mund legt [2]). Jakob Wimpheling, welcher so sehr auf

1) Brief Hassensteins an Johann de Domaslavia vom J. 1494 in Bohuslai appendix epistolarum. 1570. p. 36 sq. und an Adelmann von Adelmannsfelden ib. p. 33. 34.

2) Brief Hassensteins in app. epp. p. 32.

das Studium der Bibel und der Kirchenväter drang, und durch seine vielen Schulschriften ausserordentlich viel dazu beitrug, die scholastische Weise immer mehr zu verdrängen und die classische Literatur einzuführen, hält es doch für seine Pflicht, vor dem Lesen heidnischer Poeten zu warnen [1]). Suchte er doch noch an der unbefleckten Empfängniß der Maria zum Ritter zu werden, ja er wurde hierin sogar von dem aufgeklärten Sebastian Brandt unterstützt. Ueberhaupt hielt er noch viel auf Reliquien, auf Anbetung der Heiligen, Fasten und ähnliche Dinge. Lateinische Gedichte auf die Jungfrau Maria, oder auf andere Heilige kommen viele vor. Machte selbst Conrad Celtes ein Gedicht auf das Muttergottesbild zu Altenötting, das ihm die Gesundheit wieder gegeben. Die Lehre der Hussiten, die sich ja ebenfalls auf die heilige Schrift stützte, war man fast allenthalben gewohnt, noch als Ketzerei anzusehen. Trithemius, Wimpheling, Johann Ziegler, Conrad Celtes, selbst Zasius und Philomusus zogen gegen sie zu Felde.

Andere jedoch sind wieder freier. Adelmann von Adelmannsfelden, der Freund Pirkheimers, ist schon der Meinung der Hussiten wegen des Cölibats und des Abendmahls unter beiderlei Gestalt [2]). Peutinger bringt in seinen Gesprächen [3]) die Ansichten über das Cölibat vor,

1) In einem Briefe an Johann Spiegel, vom J. 1507. vorangedruckt dem Brief Campani contra poetas pro theologis.

2) Siehe den angef. Brief Hassensteins an Adelmann, wo jener Adelmanns Ansichten zu widerlegen sucht.

3) Sermones convivales. unter andern in Schardii scriptores rer. Germ. Tom. I.

und wiewohl die Aufhebung deſſelben nicht vollkommen vertheidigt wird, ſo leuchtet doch ſeine Anſicht ziemlich genau daraus hervor, indem als das Reſultat der Unterſuchung hervorgeht, daß der Apoſtel Paulus verheirathet geweſen. Eine Streitfrage, welche damals viel Aufſehen machte. Denn auch Andere beſchäftigten ſich damit. Die Anhänger des Kirchenſyſtems läugneten, daß Paulus verheirathet geweſen, die andern behaupteten es. Beſonders Reuchlin und Michael Hummelberg waren eifrige Verfechter der Ehe des Paulus [1]). Conrad Celtes dringt ſchon ganz offen auf die Aufhebung des Cölibats. Was das Verhältniß der Alten zum Chriſtenthum betrifft, ſo war die Anſicht, welche ſchon Aeneas ausgeſprochen, doch ſo ziemlich die herrſchende, daß ihre Sentenzen und ihre Lebensregeln ſich recht gut den chriſtlichen an die Seite ſetzen dürften. Pirkheimer ſpricht dieß namentlich einmal aus, in der Vorrede zu der Ueberſetzung einer Schrift von Plutarch, die er ſeiner Schweſter Charitas widmete. „Du wirſt ſehen, ſagt er ihr, daß die Alten von der chriſtlichen Wahrheit nicht gar weit entfernt geweſen, und daß wir nur löblich handeln, wenn wir uns bemühen, ihren Vorſchriften zu folgen.“

Theologie des Erasmus.

Aber unter allen Zeitgenoſſen wohl am klarſten und am umfaſſendſten, und zugleich mit dem größten Erfolg hat Erasmus von Rotterdam die religiöſen Anſichten der

1) Briefe von Reuchlin und Hummelberg an Peutinger in Veith historia vitae et meritorum Peutingeri. p. 156. 169.

neuen Richtung ausgesprochen. Fast in allen seinen Werken verbreitet er sich darüber: nirgends aber thut er's ausführlicher, eindringlicher und freier, als in seinem Handbuche des christlichen Streiters [1]). Wir müssen daher dieses Buch einer näheren Aufmerksamkeit würdigen.

Es ist, wie schon der Titel sagt, ein christliches Erbauungsbuch, und trägt auch diesen Charakter. Es ist mitunter salbungsvoll, süßlich, phrasenreich. Dieß ist aber nur die Einkleidung: sonst ist es voll guter Gedanken. Worauf er vorzugsweise hinarbeitet, ist, zu zeigen, daß die wahre Religiosität nicht in der Beobachtung äusserer Gebräuche, nicht in dem Thun oder Lassen einzelner Handlungen, sondern in der ganzen Gesinnung des Menschen, in seiner ganzen Lebensweise zu suchen sei. Auf die Ceremonien, auf die sogenannten guten Werke hat er es daher vorzüglich abgesehen, und er gibt sich, wie nicht leicht ein anderer seiner Vorgänger, Mühe, diese seine Ansicht von der Frömmigkeit dem Publikum begreiflich zu machen. Allein auch noch in anderer Hinsicht ist das Buch ausgezeichnet, hinsichtlich der Art und Weise z. B. wie er die Bibel auffaßt.

Das Leben des Christen sei ein Kampf, beginnt er, nämlich mit sich selbst, mit seinen bösen Begierden: gegen diese müßte er beständig gerüstet sein. Thäte er es nicht, unterwerfe er sich der Welt. Das Weltkind aber habe den Tod, nämlich den der Seele. Waffe dagegen ist vor Allem die heilige Schrift, die man lesen muß,

1) Enchiridion militis Christiani. 1501.

aber nach dem Sinne und nach dem Geiste, nicht nach dem todten Buchstaben. Zum Verständniß der heiligen Schrift werde man aber durch die alten heidnischen Schriftsteller geführt, die man vorher lesen muß, nicht aber die obscönen Poeten, sondern die Besseren. Aus der heiligen Schrift werde man die eigentliche Waffe, nämlich die göttliche Weisheit erhalten. Mit dieser kann man den Kampf leicht bestehen. Nun muß man vor allen Dingen den kennen lernen, gegen den man kämpft, nämlich den Menschen selbst. Der Mensch muß also sich selbst zu erkennen suchen. Er besteht aus zwei Dingen, aus Körper und Geist. Sie waren früher vereint von Gott in Friede und Eintracht. Die Schlange, d. h. der Teufel, hat sie getrennt. Jetzt können sie nicht von einander, stehen sich aber feindlich gegenüber und liegen in beständigem Kampfe.

Die Aufgabe des Menschen ist nun, die bösen Neigungen zu besiegen, und nur der Vernunft zu folgen, welche immer das Rechte will. Er stellt sie als den König im Menschen dar.

Das, was die Philosophen Vernunft nennen, das nennet die heilige Schrift bald Geist, bald den innern Menschen, bald das Gesetz der Vernunft. Was jene Leidenschaft nennen, nennt diese bisweilen Fleisch, bisweilen Körper, bald den äussern Menschen, bald das Gesetz der Glieder.

Dein ganzes Wesen mußt du auf Christus wenden. Christus aber ist kein leerer Schall, sondern nichts anders als Liebe, Einfachheit, Geduld, Reinheit, kurz Alles, was Christus gelehrt hat. Der Teufel aber ist

Alles, was von ihm abzieht. Dem Teufel gibt sich zu eigen, wer den Lastern dient.

In ähnlicher Weise geht es dann fort, bis er im vierten Canon auf die ceremonielle äussere Frömmigkeit zu sprechen kommt. Er bahnt sich den Weg dazu mit seiner Ansicht über die Art und Weise, wie man die Bibel aufzufassen habe.

Die Bibel nennt er die Quelle unseres Glaubens: man müsse sie durchaus für wahr halten, da sie von Gott eingegeben sei, kein Jota daran wäre falsch. Aber er fügt doch gleich hinzu, daß man sie nicht nach dem Wortverstande aufzufassen habe, sondern geistig, nämlich allegorisch. Unter der Allegorie versteht er aber nicht die, welche die Mystiker oder Scholastiker des Mittelalters auf willkührliche Weise angewendet, sondern etwa die der heutigen Rationalisten, nach welcher unter irgend einem Bilde eine Wahrheit, eine Idee verborgen ist. So, sagt er, müssen wir auch die heidnischen Poeten verstehen. Und nun gibt er eine sehr feine Andeutung, wie mir scheint, daß er das alte Testament den Profanschriftstellern gleich setzt. „Wenn du ohne Allegorie, fährt er fort, liesest, z. B. daß das Bild Adams von Thon gemacht, und ihm eine Seele eingehaucht sei, daß Eva aus seiner Rippe genommen, daß ihnen verboten worden sei, vom Apfelbaum zu essen, ferner daß die Schlange der Verführer gewesen, daß Gott spazieren gegangen, daß die Schuldbewußten sich verborgen hatten, daß ein Engel mit flammendem Schwert an den Eingang des Paradieses gestellt sei, daß die Vertriebenen nicht zurückkehren könnten: wenn du, sage ich, Alles das nur von der Oberfläche ansiehst, so sehe ich nicht ein,

was du mehr gethan haſt, als wenn du das irdene Bild des Prometheus beſängeſt, wie er dem Himmel das Feuer entzogen, dem Bilde gegeben und dadurch den Staub belebt habe. Ja, vielleicht wird mit größerem Nutzen die poetiſche Fabel der Heiden *mit* Allegorie geleſen, als die Erzählungen der heiligen Schrift, wenn du nur an der Schale hängen bleibſt. Denn die Fabel von den Giganten z. B. ermahnt dich, nicht mit den Höheren zu ſtreiten, oder dich der Beſtrebungen zu enthalten, zu welchen deine Natur nicht taugt, dagegen dich auf das zu werfen, wozu du von Natur geſchickter biſt. So ſollſt du nicht heirathen, wenn deiner Conſtitution das Cölibat mehr zuſagt, wiederum ſollſt du nicht ehelos bleiben, wenn du nützlicher im Eheſtande zu ſein glaubſt. Die Becher der Circe können dich belehren, daß die Menſchen durch Wollüſte ihren Verſtand verlieren, und zu Thieren herabſinken; der dürſtende Tantalus, wie unglücklich es ſei, über zuſammengeſcharrten Schätzen zu ſitzen und ſie nicht zu genießen wagen: die Arbeiten des Hercules, daß durch edle Beſtrebungen und unermüdete Thätigkeit der Himmel erworben werde. Und wie? Lernſt du alſo nicht aus der Fabel, was die Philoſophen und Theologen lehren? Aber wenn du *ohne* Allegorie lieſeſt, daß die Kinder ſich ſchon im Mutterleibe geſtritten, daß die Erſtgeburt um ein Linſengericht verkauft, der Segen des Vaters hinterliſtig weggeſchnappt, daß Goliath von der Schleuder Davids getroffen, daß dem Simſon das Haar abgeſcheert worden ſei, ſo will das nicht ſo viel ſagen, als wenn du die poetiſche Erfindung lieſeſt. Was iſt für ein Unterſchied zwiſchen den Büchern der Könige und der Richter und der Geſchichte des Li-

vius, wenn du nicht auf die Allegorie Rücksicht nimmst. Denn in dieser befinden sich viele Dinge, welche die Sitten verbessern, in jenen ist manches Anstößige, wie z. B. die Ränke Davids, der Ehebruch, der durch einen Meuchelmord erkauft war, die verderbliche Liebe Simsons, die verbrecherische Unzucht Loths mit seinen Töchtern u. dgl." Wie aber diese angeführten Beispiele allegorisch zu erklären seien, sagt er nicht, weil er sie, wie es scheint, gerade so nahm, wie sie sind, wie wir dieß schon bei Aeneas Sylvius sahen.

Die ganze heilige Schrift also, fährt er fort, und nicht blos das alte Testament, sondern auch das neue seie geistig zu verstehen, nicht leiblich. Und zwar die ganze Lehre, welche Christus gibt, muß man geistig befolgen. Da gibt er nun gleich seine Ansicht über das Abendmahl.

„Gott ist Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. — Christus verachtet das Kauen seines Fleisches und das Trinken seines Blutes, wenn es nicht auch geistig gegessen und getrunken wird. Denn für welche, glaubst du wohl, hat er die Worte gesprochen: das Fleisch thut es nicht: der Geist ist es, der lebendig macht? Wahrlich nicht auf die paßten sie, welche das Evangelium oder ein ehernes Kreuz am Halse hängen haben, und sich sicher vor allem Unglück dünken, und das für vollkommene Religiosität halten, sondern auf die, welchen er das höchste Mysterium über den Genuß seines Körpers geoffenbart hat. — Du opferst vielleicht täglich, aber lebst für dich, das Unglück deines Nächsten rührt dich nicht: da bist du noch im Fleisch des Sacraments. Aber wenn du opfernd das

zu sein strebst, was jene Ceremonie bedeutet, nämlich ein Geist mit dem Geiste Christi, wenn du nichts liebst, ausser in Christo, wenn dich fremdes Unglück ebenso schmerzt, wie dein eigenes — dann erst opferst du mit großem Nutzen, weil du geistig opferst."

„Viele pflegen zu zählen, wie oft sie jeden Tag in der Kirche gewesen. Damit, als wäre es eine große Sache, sind sie zufrieden, als ob sie Christus nichts weiter schuldig wären: sind sie aus der Kirche, kehren sie zu den alten Sitten zurück. Wenn dich noch ganz und gar Zorn, Ehrgeiz, Begierde, Wollust, Neid gefangen halten, auch wenn du den Altar berührst, so bist du doch weit von dem Heiligthume entfernt. Christus ist für dich getödtet: tödte auch du deine Leidenschaften. Opfere dich selber dem, der sich für dich geopfert. Wenn du das nicht denkst, haßt Gott deine fette und dicke Religiosität. Aeusserlich bist du zwar ein Christ, im Geheimen noch heidnischer, als ein Heide. Warum das? Weil du nur den Körper des Sacraments im Auge hast, den Geist aber nicht. — Du verehrst die Heiligen, du freust dich, ihre Reliquien zu berühren; aber du verachtest das Beste, was jene zurückgelassen, nämlich das Muster eines reinen Lebens. Keine Verehrung ist der Maria lieber, als wenn du ihre Demuth nachahmst, keine Verehrung den Heiligen angenehmer, als wenn du ihre Tugenden abzuspiegeln dich bemühst. Du willst dir Petrus und Paul geneigt machen? Ahme den Glauben des Einen, die Liebe des Andern nach, und du hast mehr gethan, als wenn du zehnmal nach Rom laufst. Du willst den Franziskus aufs Höchste ehren? Und bist doch aufgeblasen, geizig, streitsüchtig. Unterdrücke deine

Begierden, sei bescheiden nach dem Beispiele des Heiligen, verachte den schmutzigen Gewinnst, lege dich auf die Güter der Seele. Damit thust du jenem eine viel größere Ehre an, als wenn du ihm hundert Wachskerzen anzündest. Du glaubst, es seie etwas Großes, wenn du in eine Franziskaner-Kutte gehüllt dich in den Sarg legen lässest. Nichts wird dir im Tode das Gewand helfen, wenn ihm im Leben die Sitten nicht entsprochen haben. — Wenn du nur Christus ganz in dich aufgenommen hast, in dein Herz und deine Seele, so will ich die äusseren Ehrenzeichen nicht gerade tadeln. Mit der größten Verehrung umfassest du die Asche des Paulus: ich verdamme es nicht, wenn dir die wahre Religion bekannt ist. Wenn du aber die stumme todte Asche verehrst, und sein noch lebendiges, noch sprechendes Bild, das in seinen Schriften niedergelegt ist, vernachlässigst, ist da nicht deine Religiosität verkehrt? Du betest die Gebeine des Paulus an, nicht seinen Geist. Du hältst ein Stückchen seines Körpers werth, das du durch das Glas sehen kannst, und bewunderst nicht den ganzen Geist des Paulus, der aus seinen Schriften hervorleuchtet? Du ehrst das Bildniß Christi, in Stein oder Holz gebildet, oder gemalt: viel frömmer würde es seyn, das Bild seines Geistes zu ehren, das in dem Evangelium niedergelegt ist. Kein Apelles vermöchte den wahren Christus so zu malen, als es das Evangelium thut. Und dieses Bild bewunderst du nicht, betest du nicht an, umfassest du nicht in deinem Geiste? Du besitzest so heilige, so wirksame Reliquien deines Herrn, und achtest sie nicht, um viel entferntere zu suchen? Erstaunt siehst du das angebliche Kleid oder das Schweißtuch Christi an und

lieſeſt ſchläfrig Chriſti Lehren? Größer als das Größte hältſt du es, wenn du den kleinſten Theil vom Kreuze Chriſti zu Hauſe beſitzeſt: aber das iſt nichts dagegen, wenn du das Myſterium des Kreuzes in deinem eigenen Buſen trägſt." —

„Ich ſpreche ausführlicher über dieſe Dinge, aber aus gutem Grunde, weil ich ſelber erfahren habe, daß dieſer Irrthum eine gemeinſame Peſt der ganzen Chriſtenheit iſt, welche um ſo größeres Verderben bringt, je näher er, dem Scheine nach wenigſtens, an der Tugend ſteht. Denn keine Fehler ſind verderblicher, als welche ſich mit dem Mantel der Tugend behängen. Und nichts iſt ſchwerer zu verbeſſern, weil die unerfahrene Maſſe glaubt, die Religion würde verletzt, wenn man dergleichen Auswüchſe tadelt. — Aber Chriſtus nur auf eine ſichtbare Weiſe verehren, und darein den Gipfel der Religion ſetzen, hierin ſich gefallen, von da aus andere verdammen, ganz und gar darin erſterben, und um es mit Einem Worte zu ſagen, dadurch von Chriſtus abgeleitet werden, das iſt gerade ſo viel, als von dem Geſetz des Evangeliums, welches geiſtig iſt, abfallen und in einen craſſen Judaismus gerathen, und es iſt wohl nicht minder gefährlich, als frei von dieſem Aberglauben an großen und offenen Fehlern der Seele leiden. Dieſe Krankheit iſt zwar größer, aber jene iſt ſchwerer zu heilen." —

„Wie hat ſich nicht Paulus bemüht, die Juden von der äuſſeren Werkheiligkeit abzukehren und zu dem Geiſtigen hinzuleiten: aber ich ſehe jetzt auch das Volk der Chriſten von jener gefangen genommen. Doch, was ſage ich, das Volk der Chriſten? Das wäre noch zu ertragen,

wenn dieser Irrthum nicht auch einen großen Theil der Priester und der gelehrten Männer, endlich die Schaaren derjenigen, welche mit Worten und äusseren Gebräuchen ein geistliches Leben zu führen sich anstellen, beinahe ganz eingenommen hätte. Ich schäme mich zu erzählen, mit welchem Aberglauben die Meisten von jenen einige elende Ceremonien beobachten, mit welchem Haß sie sie von andern fordern, mit welcher Sicherheit sie auf sie vertrauen, mit welcher Verwegenheit sie andere darnach beurtheilen. Mit solchen Handlungen, meinen sie, hätten sie den Himmel verdient: sie dünken sich ein Paulus oder ein Antonius zu sein, in großer Aufgeblasenheit unterfangen sie sich das Leben Anderer zu kritisiren, nach Art der Könige, die nichts für recht halten, was sie nicht selber thun. Uebrigens wenn sie in ihrer Lebensweise ganz und gar ergraut sind, wirst du sehen, daß sie gar nichts von Christus verstehen, sondern angefüllt sind von traurigen Fehlern und Lastern, und so ganz und gar entfernt von christlicher Vollkommenheit, daß sie nicht einmal jene gemeinen Tugenden haben, welche selbst dem Heiden entweder die natürliche Vernunft und Lebenserfahrung oder die Vorschriften der Philosophen verschaffen. So weit bist du durch so vieljährige Anstrengungen gekommen, daß du der Schlechteste bist und doch der Beste dich zu sein dünkst, daß du anstatt ein Christ ein Jude bist, daß du einen Ruhm nicht im Verborgenen bei Gott, sondern öffentlich bei den Menschen suchst. Wenn du im Geiste wandelst, nicht im Fleische, wo ist die Frucht des Geistes? Wo ist die Liebe? Wo jene Freude der Seele, wo die Friedfertigkeit gegen alle, wo Geduld, Langmuth, Güte, Wohlthätigkeit, Bescheidenheit, Ent-

haltsamkeit, Keuschheit, wo überhaupt Christi Bild in deinen Sitten? Ich bin, sagst du, kein Ehebrecher, kein Dieb, kein Tempelräuber: und ich faste zweimal am Sabbath. Wahrlich! mir ist ein demüthiger Mensch, der die göttliche Barmherzigkeit anruft, lieber, als jenes Geschlecht der Gerechten, die sich mit ihrem Glauben und ihren guten Werken brüsten. Hast du aber gethan, was du einst in der Taufe geschworen hast? daß du ein Christ, nämlich auf geistige Weise, nicht ein Jude sein wolltest? du, der du elender Traditionen wegen, welche die Menschen erfunden, die Gebote Gottes überschreitest? Ist nicht das Christenthum ein geistiges Leben? Höre Paulus darüber." Und nun führt er mehrere Stellen des Apostels an, welche seine Ansichten bekräftigen. Das Resultat, auf das er immer wieder zurückkommt, ist, daß nicht in der Beobachtung von Ceremonien und äusseren frommen Handlungen das christliche Leben bestünde, sondern in einer frommen liebevollen Gesinnung.

„Das Hauptgesetz der christlichen Lehre, fährt er fort, ist die Liebe. Liebe aber nennt Paulus, den Nächsten zu erhöhen, alle Menschen als die Glieder Eines Körpers zu betrachten, über das Glück des Nebenmenschen sich ebenso zu freuen, wie über das eigene, das Unglück desselben eben so zu heilen, wie das eigene, mild den Irrenden zurecht zu weisen, den Unwissenden zu belehren, den Gefallenen aufzurichten, den Unglücklichen zu trösten, den Leidenden zu unterstützen, dem Dürftigen zu Hülfe zu kommen, kurz all dein Vermögen, allen Eifer, alle Sorgen dahin zu wenden, daß du so viel wie möglich deinen Nebenmenschen nützest, wie auch Christus nicht für sich, sondern für uns gelebt und gestorben.

Wenn dieß geschähe, würde nichts schöner sein, als das Leben der Mönche: aber es geschieht gerade das Gegentheil." —

Zuletzt faßt er noch einmal Alles zusammen: wie Gott durch keine Ceremonien und äusseren Gebräuche befriedigt werde, daß er die Religiosität nicht in dem Hermurmeln der Gebete, der Anzahl der Psalmen, und dem häufigen Kirchengehen sehe. Nur im Geiste und in der Wahrheit will er angebetet sein. „Du hältst eine angezündete Wachskerze für ein Opfer, aber das ist kein rechtes. In die Kutte eines Mönchs hüllt sich dein Körper, aber deine Seele ist noch mit dem weltlichen Kleide angethan. In dem sichtbaren Tempel beugst du die Kniee des Körpers, das aber hilft nichts, wenn du in dem Tempel des Herzens Gott feindlich gegenüber stehst. Du fastest und enthältst dich solcher Dinge, welche den Menschen nicht verunreinigen, aber obscöner Reden, welche dein und anderer Gewissen besudeln, enthältst du dich nicht. Deinem Körper wird die Speise entzogen, und deine Seele wälzt sich in dem Schlamme der Schweine. Du schmückst die steinerne Kirche und verehrst heilige Orte. Was nützt es, wenn der Tempel deines Herzens von egyptischen Verwünschungen entweiht ist? Du feierst äusserlich den Sabbath und innerlich ist Alles voll von deinen Lastern. Mit dem Munde segnest du, aber im Herzen fluchst du. Körperlich bist du in einer engen Zelle; in deinen Gedanken schweifst du über die ganze Welt: Du hörst das Wort Gottes mit leiblichen Ohren: höre es lieber mit geistigen. Endlich, was nützt es, schlechte Handlungen nicht zu begehen, die du zu begehen wünschest? was nützt es, äusserlich Gutes zu thun, wenn

es deiner Gesinnung widerspricht? Ist es etwas Großes, leiblich nach Jerusalem zu gehen, wenn in dir selbst Sodom, Egypten, Babylon ist? Es ist nichts Großes, mit den Füßen des Körpers die Fußtapfen Christi zu berühren, aber das Größte ist es, mit dem Herzen den Fußtapfen Christi zu folgen. Sorge dafür, dich wegen deiner Handlungen vor Gott zu rechtfertigen. Du glaubst vielleicht, daß durch Wachskerzen oder durch eine Summe Geldes oder durch eine kleine Reise auf einmal deine Sünden ausgetilgt werden. Du irrst aber gänzlich. Innen ist die Wunde empfangen, innerlich muß auch die Arznei angewendet werden. Deine Gesinnung ist verdorben, diese mußt du verbessern." —

Wir sehen also: der Punkt, welchen alle Anhänger der neuen theologischen Richtung bisher besonders im Auge gehabt, daß nämlich die Religiosität nicht nach der Beobachtung der Ceremonien und äusserer Gebräuche oder nach einzelnen äusseren Handlungen, sondern nach der Gesinnung des Menschen zu beurtheilen sei, ist auch der, welchem Erasmus seine vorzüglichste Aufmerksamkeit geschenkt. Und wir müssen gestehen, so klar und bündig und zugleich so ausführlich, wie er, hat keiner seiner Vorgänger dieß Thema behandelt. Er zeichnet sich besonders auch dadurch aus, daß er den Glauben, welchen seine Vorgänger als gleich bedeutend mit der Gesinnung zu gebrauchen pflegen, immer in der rechten Bedeutung faßt. Er gebraucht manchmal dieses Wort, wie z. B. in der Methode, zur wahren Theologie zu gelangen: da spricht er einmal davon, daß die Seligkeit nicht durch unsere Werke zu erlangen sei, sondern nur durch die Rechtfertigung, die aus dem Glauben entspringt. Aber er ver-

ſteht unter der Rechtfertigung durch den Glauben nichts weiter, als, daß wir unſern Handlungen gar kein Verdienſt zuſchreiben.

Neben dieſer Haupttendenz ſeiner Theologie aber verſäumte er nicht, nebenbei andere Dogmen und Inſtitute der Kirche zu berühren, zu prüfen, zu rügen. So macht er die vielen Heiligen in der römiſchen Kirche lächerlich: er ſcheut ſich nicht, das Anrufen derſelben einen heidniſchen Gebrauch zu nennen. „Es gibt welche, die gewiſſe Heilige mit gewiſſen Ceremonien verehren. Der Eine verehrt den Chriſtophorus an gewiſſen Tagen, aber nur ſo, daß er ſein Bildniß anſieht. Und was will er damit? Er hat ſich überredet, an jenem Tage vor dem Tode ſicher zu ſein. Einer betet den Rochus an. Warum? weil er glaubt, er könne die Peſt vom Körper abhalten. Einer murmelt der Barbara oder dem Gregor gewiſſe Gebete her, daß er nicht in die Hände der Feinde falle. Dieſer faſtet für die Apollonia, daß er keine Zahnſchmerzen bekomme. Jener beſucht das Bildniß des heiligen Hiob, um vom Ausſatze geheilt zu werden. Einige geben von ihrem Gewinnſt einen kleinen Theil den Armen, daß die Waaren nicht im Schiffbruche zu Grunde gehen. Dem Hiero wird eine Wachskerze angezündet, daß man die verlorene Sache wieder bekomme. Kurz, auf dieſe Weiſe machen wir eben ſo viele Heilige, als es Dinge gibt, die wir entweder fürchten oder wünſchen. Ja, ſie ſind bei verſchiedenen Nationen verſchieden, ſo daß bei den Franzoſen Paulus das gilt, was bei uns Hiero und Jakob oder Johannes gilt hier nicht ſo viel, als dort. Dieſe Frömmigkeit aber iſt ſo wenig chriſtlich, daß ſie nicht gar weit von dem Aberglauben der Heiden

entfernt ist, die einst dem Herkules den zehnten Theil ihrer Güter opferten, um reich, oder dem Aeskulap einen Hahn, um gesund zu werden, oder dem Neptun einen Stier, um eine glückliche Seereise zu haben. Die Namen zwar sind verändert, aber die Sache ist dieselbe." —

Auch gegen das Fasten erklärt er sich mehrere Mal. Er nennt es einen Aberglauben, eine menschliche Erfindung, ja eine Tyrannei und bringt eine Menge von Bibelstellen bei, aus denen hervorgeht, daß es von Christus gar nicht geboten sei, daß er sich vielmehr selbst über diese und andere Ceremonien gänzlich hinweggesetzt.

Und so hebt er denn auch die Scheidewand auf, welche die Priester zwischen den Laien und sich gezogen, als wären sie schon durch ihren Stand frömmer und heiliger, als jene. Christus seie für alle gleich: er seie nicht ein anderer für Geistliche und Mönche, ein anderer für Laien. Ebenso hätten auch alle Christen ohne Unterschied gleiche Pflichten. Am wenigsten aber kann er es billigen, wenn die Mönche glauben, es stecke in ihnen, blos, weil sie Mönche sind, eine größere Heiligkeit, gleichsam als gäbe es außer der Kutte kein Christenthum. „Denn sie sind voll von elenden Traditionen, sind ganz im Judenthum aufgegangen, lehren nur zu zittern, nicht zu lieben. Das Mönchthum ist keine Frömmigkeit, sondern nur eine besondere Lebensweise, die je nach der Constitution und dem Naturell eines Jeden nützlich oder schädlich ist. Ich will dazu weder ermahnen, noch abmahnen. Nur so viel sage ich, daß die Frömmigkeit weder in der Speise, noch in der Kleidung noch in irgend einer Aeusserlichkeit bestehe. ꝛc." —

Diese Ansichten des Erasmus nun über Religion und Christenthum wurden bald ein Gemeingut aller Gebildeten, weil er es verstand, sie nicht nur in schöner gefälliger, überzeugender Sprache vorzutragen, sondern auch klug genug war, die entschiedene Opposition zu vermeiden. Er sagt Alles, aber doch so, daß man ihm nicht leicht etwas anhaben kann: er versäumt nicht leicht, sich gegen den Ungehorsam wider die Kirche zu verwahren. Und wenn er Meinungen vorträgt, die allerdings mit dem herrschenden Religionssystem in dem grellsten Widerspruche standen, so weiß er diese doch mit Zeugnissen zu verpalisadiren, die ihn gegen Jeden zu vertheidigen vermochten, der die Bibel nicht läugnete.

Eben diese Vorsicht des Erasmus aber hinderte ihn, ganz frei und unverhohlen seine Meinung über andere religiöse Gegenstände zu sagen, deren freimüthige Erörterung allerdings gefahrlicher sein mochte, zumal, wenn man bedenkt, daß sie gewissermassen das Fundament angriff, auf welches sich bisher die neue theologische Richtung gestützt hatte. Aber es wäre doch sehr zu verwundern, wenn ein Mann, wie Erasmus, der sich so frei über das Wesen der Religiosität aussprach, diese nicht auch von dem Glauben an die historischen Ueberlieferungen des Christenthums unabhängig gemacht haben sollte. Da sich einmal die Zeit frei zu machen suchte von dem Glauben an Autoritäten, so ging sie auch über die Gränze hinaus, welche die theologische Richtung bisher immer noch gezogen hatte.

Man muß nur bedenken, daß die meisten der Humanisten ihre Studien auch in Italien gemacht, und daß sie dort die antichristliche Richtung des Humanismus

wenigstens kennen gelernt. Außerdem lehrten auch Italiener von jenen Gesinnungen an deutschen Universitäten. Von Hieronymus Balbus wenigstens, welcher in Wien und später in Prag Professor war, wissen wir, daß er die antichristliche Richtung hatte und öffentlich bekannte: ja, Bohuslaus von Hassenstein, der uns die Notiz aufbewahrt hat, wirft ihm sogar vor, daß er an keine Unsterblichkeit und an keinen Gott geglaubt [1]). Dieß Letztere aber möchte noch zu beweisen sein. Diejenigen unter den deutschen Humanisten, welche sich mehr zur volksmässigen Richtung hinneigten, waren ohnedieß indifferenter gegen das historische Christenthum. Wie Conrad Celtes sich über Religiosität ausspricht, streift schon ganz an die natürliche Religion hin. „Du wunderst dich, sagt er einmal [2]), warum ich in der Kirche meine Lippen nicht bewege, um Gebete herzumurmeln. Mit Grund: weil die Gottheit mir in das Herz sieht. Du wunderst dich, warum ich so selten die Kirche besuche. Gott ist in uns: es ist nicht nöthig, daß ich sein gemaltes Bild im Tempel begaffe. Du wunderst dich, warum ich das freie Gefild und die Wärme spendende Sonne so liebe. Hier in der Natur erscheint mir das erhabene Bild des allmächtigen Gottes, hier sehe ich seinen würdigsten Tem-

---

1) Bohuslaus von Hassenstein im dritten Buche seiner Epigrammen. (Opp. p. 162 sq.)

Ecclesiae membrum est Balbus, gaudete, Camoenae,
Tartareum membrum scilicet ante fuit.
Censuit is nostras animas cum corpore solvi
Et nullum in coelo censuit esse Deum.

2) Im zweiten Buche der Oden.

pel. Der Wald gefällt den Musen, feindlich ist den Poeten die Stadt und die unsinnige Sippschaft. Gehe nun und verlache mit dummen Worten meine Gottheit."

Aber wohl am weitesten und tiefsten unter allen ging Mutianus Rufus in der freieren Richtung der christlichen Theologie.

Religiöse Ansichten des Mutianus Rufus.

Mutianus Rufus, Canonicus in Gotha, hat zwar kein eigenes Buch über Theologie geschrieben, aber er sprach seine Ansichten in Briefen an seine vertrauten Freunde, wie an Urbanus oder Spalatinus aus: und diese sind uns noch schätzbarer, als wenn er ein eigenes Werk herausgegeben, weil er sich in diesem höchst wahrscheinlich doch nicht so frei und so offen geäussert hätte, wie in den Briefen, welche nicht unter das Publikum kommen sollten [1]). Auch den Briefen indeß merkt man noch die Vorsicht an, wiewohl die freie Ansicht dennoch deutlich genug hindurchschaut.

Gleich die Ansicht, welche er über den Glauben hat, ist trefflich [2]). „Wir sind genommen unter den Schutz des lebendigen Gottes und gestehen mit dem Apostel, es seie Sünde, was ausser dem Glauben ist. Glaube aber nennen wir nicht die Ueberzeugungstreue, sondern eine Art öffentlicher Leichtgläubigkeit, eine einträgliche Ueberredung [3]). Diese gilt so viel bei allen Völkern, daß ins-

1) Sie wurden erst im Jahre 1701 herausgegeben von Tentzel in supplement. I. historiae Gothanae.

2) Tentzel p. 106.

3) Non illam dictorum factorumque constantiam. sed opinio

gemein geglaubt wird, uns seien die Schlüssel zum Himmelreich übertragen. Wer daher unsere Schlüssel verachtet, der wird den Nagel und den Prügel fühlen. Wir Pastoren und Bischöffe (denn Presbyter und Bischoff sind an vielen Stellen der heiligen Schrift gleich bedeutend) werden dich mit einem großen Prügel schlagen, wenn du der öffentlichen Meinung zuwider unseren Geboten nicht gehorchen willst. Du kannst dagegen sagen: ein Cleriker, welcher Waffen trägt, soll excommunicirt werden, oder: ein guter Priester soll kein Todtschläger sein. Aber weißt du, welche die Waffen der geschorenen und gesalbten Heerde sind? Wir haben von der Brust des Serapis einen Priestercharakter angenommen, dem Jesus aus Galilea sein Ansehen geliehen hat. Mit jener Figur schrecken wir die Feinde, locken wir Geld herbei, weihen wir Gott, erschüttern wir die Hölle, und machen wir überhaupt wunderbare Dinge, ob göttliche oder verbrecherische, das thut nichts zur Sache, wenn wir nur die Gäste des seligen Jupiter sind."

Das Christenthum selber faßt er immer ganz geistig auf, und man sieht es ihm an, wie wenig er auf die historische Person des Christus Rücksicht nimmt. „Janus, sagt er in einem Briefe an Urbanus, wird dir vom Barte Christi erzählen. Oh! was für ein Bart! Christus verabscheut die Lüge und doch lügt Niemand unverschämter, als der christliche Priester. Ich verehre Rock, Bart und Vorhaut nicht. Den lebendigen Gott verehre ich, der weder in Rock, noch Bart erschienen, und auch

---

nem de rebus divinis, quasi quandam publicam credulitatem et fructuosam persuasionem.

keine Vorhaut den Ländern hinterlassen hat. Lebe wohl! Es irren die Theologisten.“ „O Lamm Gottes, sagt er in einem andern Briefe an Urbanus, wo er von dem bevorstehenden Osterfeste spricht[1]), Lamm Gottes, das du die Sünden der Welt hinwegnimmst! du nimmst, meine ich, die Sünden derer hinweg, welche dich kennen. Die Thoren kennen dich nicht: sie sind blind, sie wissen nicht, was die Frucht der wahren Religion ist. O Urbanus, unser Erlöser ist das Lamm und der Hirte. Wer ist aber unser Erlöser? Die Gerechtigkeit, Friede und Freude. Das ist der Christus, welcher vom Himmel herabgestiegen. Das Reich Gottes ist nicht Speise und Trank, sondern die Gerechtigkeit im Glauben und Seelenruhe mit Demuth. Diesen Becher des Heils will ich trinken und dabei den Namen des Herrn anrufen. O möchten wir doch dieses Brod würdig speisen. Meine Speise ist, sagt die ewige Wahrheit, das lebendige Gesetz, das Haupt der Kirche, daß ich den Willen dessen thue, der mich gesandt hat und seine Werke erfülle. Wenn es daher Speise Gottes ist, den göttlichen Geboten zu gehorchen, wenn es das höchste Gebot ist, Gott und seinen Nächsten zu lieben, so bedenke, mein Urbanus, ob jene Thoren recht die Speise des Herrn genießen, welche die Hostien verschlingen und dem Sacramente der christlichen Liebe zuwider den Frieden stören und Zwietracht ausstreuen.“

Noch deutlicher ist folgende Stelle[2]: „Viel besser

---

1) Lenzel p. 10.

2) Lenzel p. 57.

würden die bekutteten Pfaffen handeln, wenn sie nach dem Beispiele der Alten mehr im Geiste, als im Fleische lebten, und alle ihre Reden, Handlungen und Gedanken auf Gott bezögen. Das Gebot Gottes, welches die Seelen erleuchtet, hat zwei Kapitel: daß du Gott liebst und die Menschen, wie dich selbst. Dieses Gesetz macht uns des Himmels theilhaftig. Das ist das natürliche Gesetz, nicht in Stein gehauen, wie das des Moses, nicht in Erz gegraben, wie das römische, nicht auf Pergament oder Papier geschrieben, sondern von dem höchsten Lehrer in unsere Herzen gegossen. Wer diese denkwürdige und heilsame Eucharistie fromm genug verzehrt, der thut etwas Göttliches. Denn der wahre Leib Christi ist Friede und Eintracht, und keine heiligere Hostie kann es geben, als gegenseitige Liebe."

Gleich darauf hat er über die Person Christi folgende merkwürdige Ansichten: „Nicht ganz Unrecht haben die Mahomedaner und Türken, wenn sie sagen, daß nicht der wahre Christus an das Kreuz geschlagen sei, sondern ein anderer, der Christus sehr ähnlich gewesen. Dieß wird von Marsilius Ficinus in dem Bande erzählt, den neulich Spalatin gekauft hat. Nicht so gar sehr sind sie von der Meinung der Gelehrtesten entfernt. Denn Ambrosius schreibt, daß Pilatus den wahren Christus nicht gesehen habe. Hier aber will ich, was Geheimniß bleiben sollte, nicht weiter aussprechen. Aber es ist bekannt genug, daß Apollonius Thyaneus nach dem Zeugnisse des Philostratus, als er beim Domitianus angeklagt wurde, vor Gericht plötzlich verschwunden und nicht wieder gesehen worden sei. Merke wohl! Plato und Aristoteles und die Manichäer und Ambrosius sind der

Ansicht, daß der wahre Mensch die Seele sei, welche, wenn wir schweigen, nicht sichtbar ist. Apollonius schwieg und deßhalb wurde er nicht gesehen. Der wahre Christus ist Seele und Geist, der weder mit Händen gegriffen, noch gesehen werden kann. Sokrates sagte zu einem Jüngling: spreche, damit ich dich sehe. Nun siehst du, mein Urbanus, daß wir nur durch die Rede den Geist und den Gott, der in uns wohnt, offenbaren. Daher werden wir nur dann des Himmels theilhaftig, wenn wir geistig oder philosophisch oder christlich leben, mehr der Vernunft, als unsern Begierden gehorchend."

Die Ansicht, daß die christliche Religion eigentlich keine geoffenbarte sei, sondern eine natürliche, allen Menschen gemeinsame, spricht er ganz deutlich in folgender Stelle aus [1]). „Ich will dir, mein Spalatin, eine Frage vorlegen. Wenn Christus der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, was haben die Menschen so vieler Jahrhunderte vor seiner Geburt gethan? Haben sie geirrt, eingehüllt in dichte Finsterniß der Unwissenheit, oder sind sie der Seligkeit und der Wahrheit theilhaftig gewesen? Ich will dir mit meiner Ansicht an die Hand geben. Die Religion Christi fing nicht erst mit seiner Menschwerdung an, sondern sie war vor allen Jahrhunderten, wie auch Christi erste Geburt. Denn was ist der wahre Christus, was der wahre Gottessohn, als, wie Paulus sagt, die göttliche Weisheit? die nicht nur den Juden in der engen Gegend Syriens, sondern auch den Griechen, Italienern und Germanen zu Theil geworden ist, obwohl sie

1) In einem Briefe an Spalatin Tentzel p. 37.

verschiedene Religionsgebräuche hatten. Kain brachte aus Früchten der Erde, Abel von den Erstlingen der Schaafe Gott sein Opfer dar. Was andere Gegenden für Religionsgebräuche hatten, magst du aus deiner Lectüre hinzufügen. Die Germanen erhielten ihre religiösen Ueberlieferungen von den Druiden."

Und so erklärt er denn unumwunden, daß nicht das Glaubensbekenntniß, sondern die Rechtschaffenheit und Gottesfurcht die Religiosität ausmache. „Neue Kleider, neue Ceremonien werden eingeführt, sagt er in einem Briefe an Urbanus [1]), als wenn durch Kleider und Anzug Gott verehrt würde. Im Alcoran liest man: „„wer den ewigen Gott anbetet und tugendhaft lebt, er mag Jude, Christ oder Saracene sein, erwirbt sich die Gnade Gottes und die Seligkeit."" Also durch einen rechtschaffenen Lebenswandel, nicht durch ein neues Kleid wird Gott befriedigt: denn die einzige wahre Verehrung Gottes besteht darin, nicht schlecht zu sein. Der ist religiös, der rechtschaffen, der fromm, welcher reines Herzens ist. Alles Andere ist Rauch."

Bei diesen freien Ansichten begreift man leicht, wie er auch über einzelne kirchliche Institute geringschätzig denken konnte. Er macht sich öfters über sie lustig. Besonders über das Fasten machte er seine Scherze. „Ich lachte immer recht herzlich, sagt er in einem Briefe an Peter Eberbach [2]), wenn Benediktus die Klagen deiner Mutter erzählte, daß du zu selten in die Kirche gingest,

1) Tentzel p. 114.

2) Libellus novus epistolarum ed. Camerarius. Lips. 1568. J. 4.

nicht fasten wolltest und Eier äßest gegen den allgemeinen Gebrauch. Ich entschuldigte dann dieses unerhörte schreckliche Verbrechen auf folgende Weise. Recht und klug handelt Petrejus, wenn er nicht in die Kirche geht, denn die Tempel können einstürzen, die Bilder herunterfallen: viel Gefahr ist vorhanden. Ferner bekommen blos die Priester Geld, die Laien bekommen Salz und Wasser, wie die Ziegen. Das ist der Grund, warum wir das Volk eine Heerde nennen, denn Heerde ist ein Haufe von Ziegen und Schaafen. Das Fasten aber haßt er deßwegen, weil er weiß, was seinem Vater begegnet ist: er fastete — und starb. Hätte er gegessen, wie er fruher zu thun pflegte, er wäre nicht gestorben. Er hat zum Bruder einen Arzt, und zwar einen vorzüglichen und erfahrenen. Von ihm lernte er, was die Weisen Italiens thun. Daß er aber Eier zu sich genommen hat, das that er deßwegen, weil ihm die Hühner fehlten. Wären diese da gewesen, sie hätten nie mehr Eier gelegt. Als Jener dieses hörte, runzelte er die Stirne und sagte zuletzt: Wer wird euch schlechten Christen absolviren? Das Studium, antwortete ich, und die Wissenschaft." Ein ander Mal schreibt er an Urbanus [1]: „Ich bin träg und dumm. Daran ist Schuld die Speise der Dummen, um nichts Härteres zu sagen. Esel sind es, gewiß Esel, welche das ordentliche Zugemüse beim Essen übergehen und Kohl und Stockfisch verzehren. Wer gescheide ist und einen Magen hat, wird arg gemartert. Aber man muß fur den Ruf sorgen, selbst auf Kosten der Gesundheit, obgleich nur die Dummen das Heil im Fasten suchen."

1) Tentzel p. 147.

Und so dachte er auch über einzelne Erzählungen des alten Testamentes sehr frei. So hat er von der Erzählung, daß Jonas drei Tage im Wallfische verborgen gewesen, die komische Ansicht, daß Jonas in einem Bade gesessen, welches einen Wallfisch zum Schild gehabt, und der Kürbiß, den er auf dem Kopfe gehabt haben soll, seie nichts anderes, als ein Strohhut gewesen, den die Badenden zu haben pflegen [1]). „Das ist lächerlich, fügt er hinzu. Aber ich habe noch lächerlichere Sachen. Doch das sind Dinge, welche Lateinisch Sacramente, Griechisch Mysterien heißen, worüber ich nichts sagen will."

Mutianus scheint sich übrigens dennoch über diese und ähnliche freie religiöse Ansichten auch öffentlich ausgesprochen zu haben, wie wir aus einem Briefe an Urbanus [2]) schließen können, der uns noch einige andere Bemerkungen von ihm mittheilt. „Warum, sagt er da, habe ich neulich, als wir beisammen waren, irreligiös gesprochen? Mein Urbanus, mit Freunden pflege ich gerne so zu scherzen. Aber ich bereue jene Scherze, da dein Schreiber, ohne daß wir es bemerkten, dabei gesessen ist. Denn ich weiß: Mysterien darf man nicht gemein machen, sondern entweder verschweigen, oder in Fabeln oder Allegorien eingehüllt wiedergeben, damit wir den Schweinen keine Perlen vorwerfen. Darum hat Christus nichts Schriftliches hinterlassen. Und die die evangelische Geschichte geschrieben, haben sich als Einkleidung vieler Parabeln bedient. Uebrigens glaube ich, ist da-

1) In einem Briefe an Spalatin p. 52.

2) Tentzel p. 18.

mals nichts gesagt worden, was eine große Sünde wäre. Denn immer habe ich das Wort des Psalmisten vor Augen: mein ganzes Herz ist voll deines Lobes, daß ich gegen dich nicht sündige. Theodot, der Tragödienschreiber, wurde, als er Einiges aus den jüdischen Mysterien in eine Fabel übertragen wollte, seiner Augen beraubt. Fern sei es daher von mir, vor profanen Ohren das auszusprechen, was, nach Paulus einem Menschen auszusprechen nicht erlaubt ist."

Volksmäßige Stimmen.

Indessen sah es im Volke selber nicht so dunkel aus, als Mutianus gemeint. Ja die volksmäßige Richtung entwickelte vielleicht die freisinnigsten Ansichten über einzelne religiöse Dogmen. Schon die frühere Volkspoesie zeichnete sich hierin aus. Im Anfange des 16ten Jahrhunderts aber sammelte Heinrich Bebel, ein Mann, welcher selber über Religion sehr freisinnig dachte, unter dem Namen Facetien eine Menge Anekdoten, Schwänke, kleine Erzählungen, welche im Munde des Volkes umherliefen, und in diesem Buche, auf das wir später noch ausführlicher zurückkommen werden, befinden sich denn einige Anekdoten, welche sich über mehrere Dogmen, z. B. über das von der Dreieinigkeit auf die lustigste, ja man könnte sagen, auf eine frivole Weise aussprechen.

Als sich die Dreieinigkeit — dieß ist eine der Anekdoten — über die Erlösung des menschlichen Geschlechtes berathen, habe Gott der Vater gesagt, er seie zu alt, er könne nicht mehr auf die Erde gehen. Der heilige Geist habe gesagt, ihn hindere seine Gestalt daran; denn

es käme lächerlich heraus, wenn er als eine Taube an das Kreuz geschlagen würde. Da endlich habe Christus, der Sohn, gesagt, er merke wohl, daß die ganze Geschichte auf ihn gemünzt sei, und so wolle er denn freiwillig das Kreuz nehmen.

Eine andere ähnliche Anekdote ist folgende. Als Christus nach dem Kreuzestode im Himmel angekommen war, sagte der Vater zu ihm: Sei gegrüßt, mein Sohn! Ich danke dir, lieber Vater, erwiderte dieser. Da lächelte jener und sagte: Ich werde dich wieder auf die Erde zurückschicken, mein Sohn, um noch einmal zu leiden. O Vater, erwiederte hierauf der Sohn, schicke lieber den heiligen Geist, der kann doch, wenn sie ihn martern wollen, davon fliegen.

Ein Bauer wußte nichts von der Dreieinigkeit. Ein Priester wollte sie ihm begreiflich machen. Stelle dir vor, sagte er, du seiest Gott der Vater, dein Sohn seie Gott der Sohn, deine Frau der heilige Geist. Glaubst du nun an die Dreinigkeit? Ja, erwiederte der Bauer, an die zwei ersten glaube ich, aber nicht an den heiligen Geist. Denn was wir zwei, ich und der Sohn, erworben haben, das verbraucht alles der heilige Geist, meine Frau.

Peter Luder, der in Basel die classischen Studien betrieb, war einst von einem Theologen zu Tisch geladen. Unter dem Trinken wurde man lustig und aufgeräumt. Da sagte Luder des Scherzes wegen Einiges gegen die Trinität. Der Theologe opponirte, und erklärte, Luder habe durch seine Scherze den Theologen und dem christlichen Glauben eine Injurie angethan. Da sagte Jener:

„Sei gut! Ich will nicht steif und unbesonnen auf meiner Ansicht beharren. Denn ehe ich mit dem Feuer Bekanntschaft mache, glaube ich an die Quaternität.“

Ueber das Abendmahl folgende Anekdote. Ein Bauer wurde krank. Man ermahnte ihn an den Tod zu denken, und nach einem Priester zu schicken. Während dieß geschah, stieg der Bauer auf das Dach seines Hauses, um es auszubessern. Als der Priester erschien und ihn oben erblickte, ermahnte er ihn, jetzt die irdischen Sorgen zu lassen, und sich nur mit Gott zu beschäftigen. Der Bauer fragte, ob er denn gewiß sterben müsse? Ja, sagte der Pfaffe. Das kommt mir jetzt sehr ungelegen, versetzte der Bauer, denn es ist die Zeit der Ernte, meine Felder sind noch nicht gemäht, und es regnet mir in die Scheune durch das schlechte Dach, daß die Kühe das Heu nicht fressen wollen. Der Pfaffe ermahnte ihn nun wieder, diese Sorgen zu lassen, und an den Tod zu denken, und fragte ihn, ob er die beiden Sacramente haben wolle? „Darnach man sie gibt,“ war die Antwort. Wie nun der Pfarrer erwiederte, es koste nichts, sagte jener: „Nun so bringt mir den Gockel gar[1])!“

Ein Bauer zweifelte, daß es eine Auferstehung des Fleisches gäbe. Der Priester sagte, wenn er nicht daran glaube, verliere er die ewige Seligkeit. Da erwiederte der Bauer: „Nun, wenn ich gezwungen werde, zu glauben, so will ich's thun, aber du wirst sehen, daß nichts daraus wird.“

Wie wenig man vom Fasten hielt, mag folgende Anekdote zeigen.

---

1) Significans, fügt Bebel hinzu, rem ludicram et jocularem.

Ich fragte neulich einen Bauern, wie oft er in der Fastenzeit gefastet hätte. Er antwortete: ein einziges Mal am Aschertag. Da nämlich hatte er nichts essen können, weil er sich den Tag zuvor übernommen hätte.

Zum Schlusse noch folgenden Schwank, welcher den kräftigen derben Sinn des Volks in Bezug auf Religion charakterisirt. Ein Paar Landsknechte, die im Treffen gefallen waren, stiegen mit dem rothen Kreuze und dem heiligen Georg, dem Wappen der Schwaben, angethan in die Unterwelt hinab. Die Teufel in der Hölle, die sich vor dem Kreuze fürchteten, verrammelten alle Thüren und ließen die Landsknechte nicht ein, wiesen sie hingegen nach dem Himmel. Hier aber wurden sie von Petrus zurückgewiesen. „Geht, sagte er, ihr habt in eurem Leben niemals den Frieden geliebt, nun wäre es ungerecht, wenn ihr ewige Ruhe genießen dürftet.“ — „Wo sollen wir denn hin, fragten darauf die Landsknechte, da wir von der Hölle schon abgewiesen sind?“ — „Geht, sagte Petrus, oder ich treibe euch, ihr Böswichter und Gotteslästerer!“ Da wurde einer der Landsknechte wild, und sagte zum Petrus: „Was? der Wolf will den Fuchsen der Beute wegen schelten? Weißt du nicht, was du gethan hast? Du hast deinen Herrn dreimal verrathen, das hat keiner von uns gethan.“ Darauf wurde Petrus roth, ließ sie ein und wurde von nun an milder gegen die Sünder.

Ueberblicken wir nun noch einmal das, was wir über die neue religiöse Richtung gesagt, so sieht man wohl, wie im Einzelnen die Ansichten sehr verschieden

waren. Allein darin waren doch alle Anhänger der neuen theologiſchen Richtung einverſtanden, daß die wahre Religioſität nicht in der Beobachtung von Aeuſſerlichkeiten, nicht in leerem Wortglauben oder gar in einem Stande, wie z. B. im Mönchsſtande beſtände, ſondern in Reinheit der Geſinnung und in einem rechtſchaffenen tugendhaften Lebenswandel. Dieß iſt immer das Ziel, worauf alle theologiſchen Unterſuchungen hinauslaufen. Und ſelbſt diejenigen, welche in Einzelnheiten noch in dem alten Syſteme befangen ſind, ſehen doch jenes ohne Widerrede als den höchſten, letzten Zweck an. Man kann ſagen: es war eine große vielverſprechende Richtung in der Theologie, die ſich immer mehr beſtrebte, Formen und Aeuſſerlichkeiten zu negiren und dafür das Weſentliche, Geiſtige hervorzuheben.

Weltanſicht. Geſellige Verhältniſſe.

Und dieſe freie Richtung zeigte ſich denn auch in der Anſicht von Welt und Leben.

Wir haben geſehen, wie die neue Richtung ſich gleich von Anfang an unter andern auch dadurch von der mittelalterlichen unterſchied, daß ſie der Natur und der Sinnlichkeit wieder zu ihrem Rechte verhalf und den Menſchen zu ihr in ein freundlicheres Verhältniß ſetzte. Beſonders das volksmäſſige Element hatte ſich dieſes zur Aufgabe geſetzt.

Gegen Ende des 15ten und Anfang des 16ten Jahrhunderts hatte dieſe Richtung nun ſchon ſo ſehr um ſich gegriffen, daß ſie, man kann ſagen, das Leben beherrſchte. Man ſah Welt und Natur nicht mehr von der düſteren

finsteren Seite an, wie das Mittelalter zu thun pflegte, sondern von einer heitern. Vergnügungen und gesellige Freuden, wie sie in dem Gebiete der Sinnlichkeit genossen werden, hielt man nicht mehr für so verabscheuungswerth, wie ehedem. Man ergötzte sich an ihnen, man genoß sie.

Am schönsten und naivsten drückte sich diese sinnliche Richtung in der Volkspoesie aus: derber, excentrischer im Leben. Wenn wir die Sittenrichter der damaligen Zeit hören, nur einen Brandt oder Geiler, oder auch nur einen Bebel, so kommt es uns freilich vor, daß es unsittlich genug damals ausgesehen habe. Aber bei alle dem war es doch ein sehr kräftiges Jahrhundert. Die Natur, die so lange Zeit in Banden gehalten ward, deren Aeusserungen, wenn sie hervorbrachen, immer als ungesetzlich angesehen wurden, brach endlich einmal die Fesseln entzwei, befreite sich selbst und nun, in diesem Zustande der Freiheit ging sie — wie war es anders möglich — manchmal über die rechte Gränze hinaus: doch nie so weit, daß die Kraft in Schwäche verloren gegangen wäre.

Zu demselben Resultate nun, zu welchem die volksmässige Richtung gelangte, kam man auch von Seite der humanistischen.

Denn diese kräftig sinnliche Richtung des Reformationszeitalters stand in einem geistigen Zusammenhange mit der antiken: es war im Grunde dieselbe.

In der That sehen wir diejenigen unter den Humanisten, welche das Alterthum am Besten dem Geiste und dem Wesen nach aufgefaßt hatten, fast dieselben Tenden-

gen verfolgen, und die nämlichen Ansichten aussprechen, wie sie die Volkspoesie gab.

Conrad Celtes kennen wir schon von dieser Seite. Hier will ich nur noch Einiges hinzufügen. In der Vorrede zu seinen amores, die er dem Kaiser Maximilian dedicirte, rechtfertigte er sich gegen diejenigen, die ihn deßhalb tadeln könnten, daß er Liebesgedichte schreibe. „Ich bin gar nicht dafür, sagt er unter andern, daß man Jünglinge vom Lesen der Liebesgedichte abhalte. Denn da unter den menschlichen Leidenschaften die Liebe die süsseste, natürlichste und mächtigste ist, und den Jünglingen viel Stoff zum Dichten und Denken verschafft, warum will man ihnen nicht erlauben, mit der Liebe, zu welcher uns die Natur ruft und reizt, zu spielen und zu scherzen? ja an ihr die Kräfte des Geistes zu stärken? Ich spreche freilich von jener edeln Liebe, durch welche Himmel, Erde und die ganze Natur sich zu vermischen, zu verbinden, zu begatten wünscht. Was die andere, niedrigere betrifft, die sich in allen Geschöpfen findet, wilder aber im Menschen, so muß sich diese freilich anders zum Jünglinge verhalten." Er führt dann weiter aus, daß durch Liebe alles erschaffen sei, alles zusammenhänge, daß die größten Männer ihre Macht anerkannt und empfunden hätten, und schließt dann so: „Unsere Tadler mögen daher schweigen, mögen uns von der Liebe schreiben, hören, lesen lassen: sie dagegen mögen mit dem heiligen Hieronymus gegen Jovinian das Cölibat vertheidigen. Sie mögen aber wissen, daß wir der Natur gemäß geschrieben haben, nach welcher alle Geschöpfe sich fortzupflanzen und zu verewigen wünschen, was gewiß das Göttlichste ist. Es mögen inzwischen

nach ihrer Weise leben, die sich der Keuschheit, der Armuth und dem Priesterthum gewidmet und sich um Christus willen castrirt haben: wenn nur wir zu jenen gehören, von denen es heißt: der Weise wird lieben, der Thor aber gepeinigt werden. Und ferner in der heiligen Schrift: darum soll der Mensch Vater und Mutter verlassen und seinem Gatten anhängen." Er gesteht dann allerdings, daß er auch einige lascive Gedichte gemacht habe: dieß habe er aber einmal deßwegen gethan, um die menschlichen Leidenschaften zu schildern, keineswegs um sie gut zu heißen, und dann zweitens der Abwechslung wegen. Denn wenn man nicht langweilig werden wolle, müsse Scherz und Ernst gemischt werden, wie dieß auch bei Gastmählern der Fall sey.

In den Gedichten selbst nun ist durchweg die natürliche sinnliche Richtung zu bemerken, theils geradezu ausgesprochen, theils schimmert sie durch. Und nicht blos in der Liebe ist sie zu bemerken, die er manchmal mit den feurigsten, üppigsten Farben schildert, sondern in allen Verhältnissen. Er ist auch ein Freund des Weins. „Ich habe euch verlassen, sagt er in einer Ode den Ingolstädtern[1]), weil ich euer schlechtes Bier nicht vertragen kann, weil kein Wein auf hohen Bergen wächst, weil keine Hügel über eurer Stadt sich erheben, weil kein schattiger Fluß vor euch vorüberfließt, außer die ungeheure Donau. Darum gehe ich jetzt zu den Ufern des angenehmen Rheins, wo köstlicher Wein wächst, der die Kräfte des Geistes, die Künste der Phantasie erweckt, und den Trinkern die Fröhlichkeit vermehrt."

1) Im zweiten Buche der Oden.

Heinrich Bebel ſprach ſeine natürliche Richtung eben ſo offen aus. Er freute ſich an dem kräftigem Schlag der Schwarzwälder Mädchen, die er den Städterinnen weit vorzieht. In ſeinen Facetien, auf die wir noch zu ſprechen kommen werden, iſt immer das natürliche Element das vorherrſchende.

Sehr luſtig muß auch Philomuſus gelebt haben, von dem wenigſtens Wimpheling erzählt, daß er mehrere Gedichte von ihm beſitze, die ihm wenig Ehre machten, wenn er ſie veröffentlichen wollte.

Ueberhaupt ſcheinen alle die reiſenden Humaniſten ein ſehr flottes Leben geführt zu haben. Meiſt kräftige junge Männer, mit Mühſalen kämpfend, die ſich dann entſchädigen wollten durch deſto größeren Genuß — aber doch ſtark genug, daß ſie ſich über der Leidenſchaft erhielten, weil ihnen die Wiſſenſchaft doch höher ging. So wiſſen wir von Hermann vom Buſche, daß er der Liebe pflag, ebenſo von Hieronymus Balbus, Ulrich von Hutten, von Sturnus, dem Freunde Haſſenſteins.

Zu dieſer ſinnlichen Richtung, welche ſich theils in der Volkspoeſie, theils bei den Humaniſten ausſprach, und die man das antike Element der neuern Zeit nennen kann, bildete nun eine andere, die dem Mittelalter angehörte, das Gegengewicht. Denn aus zwei Elementen, ſahen wir ſchon fruher, beſtand die neuere Richtung, aus antiken und mittelalterlichen. Die Tendenz der neuern Zeit war keineswegs, die Herrſchaft der Sinnlichkeit und der natürlichen Richtung herbeizuführen, ſondern das rechte Verhaltniß derſelben zu dem Menſchen zu beſtimmen. Unter den Anhangern der neuen Richtung gab es daher noch viele, welche dieſer ſinnlichen Richtung abgeneigt waren,

ja vielleicht noch in den excentrischen Lehren des alten Systemes befangen, zu rigoros darüber urtheilten. Trithemius schrieb Hermann vom Busche [1]), er habe mit Bedauern erfahren, daß er ein leichtsinniges Leben führe: dieß möge er doch nicht thun. Es schadete ihm. Die Musen verlangten auch einen ordentlichen Lebenswandel. Jakob Wimpheling war fast noch ganz in der Askese des Mittelalters befangen: er selbst hatte öfters vor, sich ganz in die Einsamkeit zurückzuziehen, und wurde nur immer durch Verhältnisse von der Ausführung dieses Vorhabens zurückgehalten. Nicht oft genug konnte er seinen Zöglingen die Enthaltsamkeit einprägen, die Verdienstlichkeit des Cölibats. Auch Bohuslaus von Hassenstein tadelt häufig diese sinnliche Richtung, wie namentlich an Balbus. Ja man hielt für nöthig, unter den alten Dichtern zu unterscheiden: diejenigen, welche die Liebe zu feurig malten, wie Ovid, Properz, Tibull und andere den Jünglingen nicht anzuempfehlen, sondern lieber christliche Dichter, wie der Baptista Mantuanus einer war, der auch eine Menge Auflagen erlebte und einer der gelesensten neueren Dichter war. Wimpheling machte diesen Vorschlag. Er will überhaupt von dem Studium und dem Treiben der Poesie in späteren Jahren nichts mehr wissen. Johannes Schlechta giebt einem seiner jungen Freunde den Rath, beim Auswählen der Dichter ja vorsichtig zu seyn. Ovid, Catull, Properz seien zwar in einigen Stücken ganz vortreffliche Männer, aber sie säeten auch Gift [2]). Selbst Mutianus Rufus

1) Opp. Trithemii p. 487.

2) Hassensteinii opp. p. 379.

wollte die ſinnlicheren claſſiſchen Dichter nicht leiden: gerade das lobte er an den Gedichten des Eobanus Heſſus, daß ſie rein wären, und nichts Anſtößiges an ſich hätten [1]).

Bei alle dem aber waren die Leute doch keine Pedanten. Sie wollten zwar die Exceſſe des ſinnlichen Elementes nicht dulden, aber der Sinn für Natur und Leben iſt doch bei allen vorhanden. Und gerade in den verſchiedenen Nüancen, in welchen ſich die Weltanſicht ausſprach, iſt die allgemeine Tendenz der Zeit zu erkennen, Natur und Welt in das rechte Verhältniß zu dem geiſtigen Elemente in uns zu ſetzen. Dieſe Vermittlung zwiſchen dem antiken und mittelalterlichen Elemente, die wir ſchon bei Geiler von Kaiſersberg Gelegenheit hatten hervorzuheben, iſt wohl in Niemanden ſchöner repräſentirt, als in Sebaſtian Brandt.

Wir kennen ihn ſchon als einen Anhänger des Humanismus: in Baſel, ſahen wir, hielt er Vorleſungen uber alte Literatur. Aber er hatte von Jugend an auch der Volkspoeſie Geſchmack abgewonnen: er beſchäftigte ſich viel mit deutſcher Dichtkunſt, und im Jahr 1495 gab er ſein Narrenſchiff heraus, welches den Ton und die Ideen der Zeit ſo vollkommen getroffen hatte, daß es in Kurzem vielleicht das berühmteſte und geleſenſte Volksbuch ward. In dieſem Narrenſchiff eifert er nun zwar auch gegen die Laſter ſeiner Zeit, im Allgemeinen wie im Beſondern, und es hat manchmal den Anſchein, als komme er auf die rigoroſe Moral des Mittelalters zurück,

1) Libellus novus epistolarum, ed Joachim Camerarius H. 7. J. 5.

allein die Grundansicht, die darin ausgesprochen ist, geht doch auf eine Vermittlung des natürlichen und des geistigen Elementes in uns hinaus. Dieß zeigt sich namentlich in der Art und Weise, wie er die Laster der Zeit ansieht, nämlich nicht als etwas absolut Schlechtes, sondern als Thorheiten, entsprungen aus Mangel an Kraft und Selbsterkenntniß: nicht darum sind sie ihm verabscheuungswerth, weil sie von Gott bestraft werden, sondern weil sie der menschlichen Vernunft widersprechen, weil sie uns selber lächerlich machen. Bei allem Ernste, den er zeigt, sieht er daher das menschliche Treiben doch mehr von einer heiteren Seite an, und sucht die Besserung zu bewirken nicht durch die Furcht vor einem strafenden Gotte, sondern dadurch, daß er uns zur Selbsterkenntniß anleitet, daß er uns auf unsere Menschenwürde aufmerksam macht. Diese Richtung des Narrenschiffs gefiel Geilern von Kaisersberg so gut, daß er es zum Thema zu Predigten nahm, welche vielleicht die besten sind unter allen, die er gehalten[1]).

Schon Brandt eiferte gegen das zu viele Studiren, vor dem die eigentliche Weisheit, die Ordnung der Seele nicht aufkommen könne: davon werde man ein Phantast. Auch bei den übrigen Humanisten bemerken wir das Bestreben, die geistige Ausbildung immer in eine Beziehung zum Leben zum setzen, und namentlich bei der Erziehung die körperliche wie die geistige Entwicklung auf gleiche Weise im Auge zu behalten. Wie schön spricht nicht Ur-

1) Ueber Sebastian Brandt s. die vortreffliche Darstellung in dem zweiten Bande von Gervinus Geschichte der deutschen Dichtkunst S. 384 — 400.

banus, der Freund Mutians und Spalatins darüber! Letzterer war ſeit dem Jahre 1509 Lehrer der churſächſiſchen Prinzen, kam aber mit dem alten Hofmeiſter, der noch da war, in Streit, weil er in der Erziehung zu ſtrenge geweſen zu ſein ſcheint. Urbanus ward davon benachrichtigt und theilt nun dem Spalatin ſeine Anſichten über Erziehung mit[1]). „Vor allen Dingen glaube ich, daß man bei den Zöglingen auf die Geſundheit zu merken habe. Ohne dieſe kann der zarte Knabe nicht zum Jüngling heranreifen. Der Eifer des Studirens muß etwas nachlaſſen, wenn die Kräfte des Körpers nicht dazu hinreichen. Denn der Geiſt, wie Plinius ſagt, ſtutzt ſich auf den Körper. Die Geſundheit aber ſtärkt man durch tägliche Uebung, durch welche nach Quintilian Alles geſund wird: aber nicht zu ſtark, nicht zu anſtrengend darf ſie ſein, ſondern ſpielend, gleichſam eine Erholung. Denn die Schule, erinnerſt du dich, heißt eigentlich nur ſo von der Erholung. Unthätigkeit iſt die Mutter aller Untugenden. Körperliche und geiſtige Beſchäftigungen müſſen daher einander unterſtützen. Ich weiß, was es für ein knechtiſches und mönchiſches Werk iſt, ganze Tage lang zu ſitzen wie der Schuſter auf ſeinem Stuhl. Die Jugend ſoll freier ſein. Weg mit drohenden Mienen, Schimpfworten und Schlagen! „Nicht immer ſoll über euch, Knaben, die befehleriſche Stimme des Schulmeiſters ertönen! Ruhe und Studium ſollen in beſtimmten Zeiten mit einander abwechſeln. Es iſt genug, daß der Knabe gerne lieſt, er muß aber auch

1) Tentzel p. 78

aufhören dürfen!" — Mein Spalatin, das sind keine Theorieen, ich spreche aus Erfahrung. Als mich die Regel der klösterlichen Unthätigkeit zwischen meinen vier Pfählen gefangen hielt, merkte ich, daß ich an der Schlafsucht litt: ich hatte keine rechte Verdauung, meine Wangen wurden blaß, ja gelb. Ich wurde krank, mußte mich zu Bett legen. Siehe, wie die tägliche Erstarrung die Kraft des Körpers, die Lebendigkeit des Geistes schwächte. Kurz, es wäre um Urbanus geschehen gewesen, wenn ich nicht durch Bewegung und Uebung des Körpers nachgeholfen und dadurch wieder meine Gesundheit erlangt hätte. Die Knaben sollen nicht beständig sitzen und unaufhörlich Lectionen anhören müssen. Muße zu gehöriger Zeit, manchmal Spiele sollen deine Zöglinge wieder erfrischen. Sie sollen nicht welk, siech und Sauertöpfe werden: ihr fröhlicher Sinn soll nicht ersterben: im Gegentheil, das Blut soll an Heiterkeit zunehmen. Der Trübsinn, der die Gebeine austrocknet, muß heraus. Sie sollen nicht schleichen, wie die Schnecke: sie sollen springen, wie das Reh. Die Rose möge den freien Himmel genießen. Es schadet, wahrlich! es schadet das nächtliche Studium, wenn man nicht den blaßen Ernst durch rosige Laune, durch Vergnügen in der freien Natur wieder verwischt. Ja selbst in der Schulstube gestatte heitere und vergnügliche Muße. Und nun lebe fröhlich und vergnügt. Denn wir mögen wollen oder nicht, das Organ der Seele ist der Körper; welche gegenseitig ihre Wirkungen auf einander äussern. — Das Leben aber muß man mit Heiterkeit genießen."

So aber dachten sie sämmtlich. Die freie heitere Ansicht des Lebens bemerken wir überall in den geselligen

Verhältnissen der damaligen Zeit, und keiner der Humanisten scheint derselben entfremdet gewesen zu sein.

Selbst Jakob Wimpheling, der manchmal in der Theorie einen etwas argen Moralisten macht, hatte doch seine große Freude an der Geselligkeit. In Straßburg, in Schlettstadt, in Heidelberg nahm er an literarischen Gelagen Theil. Ueberhaupt war die Wissenschaft der neueren Richtung aus der Studierstube herausgetreten in die Frische des Lebens: sie war, möchte ich sagen, persönlich geworden. Dieß beweisen schon die literarischen Gesellschaften, wo man abwechselnd ernsthaft und scherzweise sich unterhielt: die Gelage, wenn gelehrte Freunde zu einander kamen, wo der Becher bis tief in die Nacht hinein kreiste, und Niemand daran dachte, ängstlich nach der Glocke zu sehen, wenn die Unterhaltung angenehm war. Mit Freude erinnert sich Johann Vigilius der schönen Zeiten, als Reuchlin bei ihm in Heidelberg war, wo sie sich die Nächte bei einem Glase Wein im Kreise von guten Freunden verkürzten — wenn sie dann des Morgens aufstanden, konnten sie die Kleider noch nicht unterscheiden und verwechselten sie. „Ich habe jetzt wieder guten Wein im Keller, schreibt er an Reuchlin, komme und helfe mir ihn trinken: denn allein schmeckt er mir doch nicht“ [1]). Die lustigste Gesellschaft war wohl die in Erfurt oder zu Zeiten in Gotha bei Mutianus. Sie hatten ein förmliches Trinkreich angelegt, von welchem Eobanus Hessus der König war. Noch haben wir seine humoristischen Briefe, mit denen er seine Genossen

1) Brief an Reuchlin vom J. 1499 in epp. illustr. vir. g. 3.

zu Gelagen zusammenruft. Er selbst war einer der ersten Trinker. Nicht leicht nahm es Einer mit ihm auf. Camerarius erzählt uns mehrere Anekdoten von ihm, wie er Alle, die sich mit ihm messen wollten, unter den Tisch getrunken, wie er einst eine Kanne von mehreren Maaßen Bier auf Einen Zug geleert habe, bis auf die Nagelprobe: wie er diejenigen, welche ihn wegen seines starken Trinkens zur Rede gesetzt, auf seine Schriften verwiesen hätte: denen merke man gewiß nichts dergleichen an.

Selbst Bohuslaus von Hassenstein, so streng er sich auf der einen Seite anstellt, hat doch wieder eine Menge von Gedichten, wo er gelassener und heiterer über die sinnlichen Freuden spricht. Er schickt dem Sturnus einmal Wein, damit er und seine Geliebte desto feuriger würden. Mehrere Gedichte an Sturnus haben ganz den volksmäßigen Ton, was die Derbheit betrifft.

Im Ganzen kann man annehmen, daß man das Leben von der heitern, genußreichen Seite ansah. „Man dürfe nicht immer studiren, schrieb Peter Schott an Thomas Wolf, man müsse auch einmal lachen“ [1]). — „Die größten Philosophen der alten Welt hätten dieß gethan,“ sagt Bebel in der Vorrede zu seinen Facetien. „Auch Scherze, sagt Mutian, verdienen das Lob des gelehrten Mannes [2]).“

Auch Pirkheimer gehörte zu dieser heiteren, ja sinnlichen Richtung. Wir kennen ihn schon als guten Ge-

1) Petri Schotti lucubrationes fol. 21.

2) Libellus novus epistolarum ed. Camer. K. 2.

sellschafter, als Freund der Geselligkeit. Auch der Liebe war er nicht fremd. Seine Frau starb ihm schon nach fünfjähriger Ehe. Seitdem heirathete er nie wieder. Aber seine kräftige Natur verlangte Befriedigung. Aus den Briefen Albrecht Dürers an ihn geht hervor, daß er in der Liebe nicht sehr enthaltsam gewesen: er scheint es einem Hutten oder Hermann vom Busche nachgethan zu haben. Auch hat er einen natürlichen Sohn hinterlassen.

Voll Witz und Laune ist sein Lob des Podagra, das er im Jahre 1521 geschrieben. Man sieht daraus einmal die heitere Richtung seines Gemüthes und dann seine Ansicht von dem Verhältnisse des Menschen zu dem sinnlichen Element, die gerade so war, wie bei Celtes. Als Beispiel dieser Seite seines Wesens mag ein Auszug davon hier stehen.

Gleich die Zueignung an Bannisis ist voll Humor. „Zwei ganz verschiedene Dinge pflegen mir zu begegnen, mein lieber Bannisis. Denn die Freunde bestreben sich täglich, Schriften von mir herauszupressen, indem sie behaupten, es wäre schändlich, da Gelehrte und Ungelehrte auf gleiche Weise gegenwärtig schreiben, daß ich allein das Papier verschonen wolle. Die Gegner aber rechnen mir es immer als Fehler an, daß ich, ein Laie, mich in die Literatur und in Dinge, die mich nichts angingen, mische. Damit ich also den Freunden ihren Willen thue, doch auch die empfindlichen Ohren der Gegner nicht beleidige, habe ich eine Materie genommen, die Niemanden, als den Podagristen lästig ist, deren Entrüstung ich aber ihres schlechten Fußwerkes halber nicht furchte. Denn das herrliche Chiragra wird mich auch gegen ihre Hande vertheidigen, so daß ich also überall sicher bin.

Auch war es mir nicht unlieb, die alten Studien wieder vorzunehmen, und sie zur Kurzweil wieder zu erneuen: denn auch der Veteran freut sich doch bisweilen die abgelegten Waffen, und der Matrose die abgelegten Taue wieder in die Hand zu nehmen, und wenn ich mich nicht täusche, so fühle ich, daß ich nicht ungeschickt scherze, und daß ich, wenn ich einmal den Ernst ablegen will, viel scharfsinniger lügen kann, als die Meisten, die zu abgeschmackt auch in ernsthaften Dingen lügen, aber Niemanden überzeugen können. Aber ich habe Vorbilder, da der Eine die Tyrannei, der Andere das Fieber, Jener die Kahlheit, dieser die Narrheit gelobt hat. Warum also sollte mir allein nicht erlaubt sein, was Niemanden verwehrt ist? Dir aber, bester Bannisis, schicke ich diese Scherze nicht wegen gemeinsamen Elends, oder deßhalb, damit du sie für etwas hältst, sondern zum Zeichen unserer Freundschaft. Ferner sollst du, wenn du kannst, einen Trost herausfischen: denn ich bin so weit entfernt, irgend eine Wohlthat des Podagra anzuerkennen, daß ich es vielmehr jeden Tag für unerträglicher halte, wenn du es nicht als Glück, und nicht vielmehr unter die Lächerlichkeiten rechnen willst, daß ich Thor, von einfältigen Aerzten mißleitet, sieben ganze Jahre ohne Erfolg keinen Wein getrunken habe, und dieß noch dazu auf Reisen, bei beständigen Gesandtschaften, wo ich dem Kaiser Maximilian in Gegenden folgen mußte, wo das Wasser nicht zum Trinken war. Aber endlich bin ich gescheid geworden. Wenn du dich nicht auslachen lassen willst, so falle ja nicht in einen ähnlichen Irrthum und liebe mich, wie immer."

Er führt dann das Podagra redend ein, wie es sich

vor Gericht gegen die Anklagen derer, die von ihm geplagt sind, vertheidigt. Es will darthun, daß anstatt der vielen Uebel, welche ihm vorgeworfen werden, es vielmehr Wohlthaten seinen Untergebenen erweise. Man kann mir zwar entgegnen, daß wenn meine Wohlthaten so groß und vielfältig wären, man mich nicht so allgemein hassen würde. Denen entgegne ich aber: wie kommt es, daß die Schüler ihre Lehrer hassen, oder schlechte Menschen die Gesetze? Deßhalb, weil die Lehrer die Schüler in guten Künsten unterrichten, und die Gesetze die Bösewichter verhindern, ihre schlechten Streiche auszuführen. Aber darum sind weder die Lehrer schlecht, noch die Gesetze unbillig.

Dann geht das Podagra zu dem ersten Punkte über, der etwas ernsthafter Natur ist. Es zeigt, daß die meisten Menschen selber daran schuld sind ihres üppigen Lebens wegen.

Hierauf zu den Wohlthaten. Die Podagristen würden geehrt, jedermann machte ihnen Platz, bei Gastmählern dürften sie verlangen, was sie wollten, zu Hause ist Alles ganz bequem bei ihnen eingerichtet: dann fahren sie in herrlichen Wagen, während sie sonst zu Fuße gehen mußten. Alle Neuigkeiten haben sie zu Hause, schreckliche Nachrichten können sie mit Sicherheit vernehmen, da sie gehindert sind, selber an dergleichen Dingen Theil zu nehmen. Sie beschäftigen sich mit den Wissenschaften, lernen ganz vortrefflich die Rhetorik und Dialektik. Denn wenn Einer das Podagra bekommt, weiß dieses andern Leuten weiß zu machen, daß es von dem Stoßen an einen Stein, von einem Fall, von einer Verstauchung oder ähnlichem hergekommen sei. Es beschäftigt die Leute

mit der Astronomie, mit der Medicin, mit den verschiedenen Arzneimitteln u. dgl.

Freilich sagen die Leute dagegen: Alles dieß seien keine Zeichen von Wohlthaten, sondern vom höchsten Elend: ich seie vielmehr die Pest und die Seuche des menschlichen Geschlechts als seine Gönnerin und Wohlthäterin: denn ich veränderte die Gestalt, saugte das Blut aus, nähme die Farbe, schwächte die Kräfte, raube den Schlaf, verderbe die Augen, nehme die Lebendigkeit, die Fröhlichkeit, vertriebe Witz, Lachen und Scherze, krümmte Hände, Finger, Glieder, Schultern, Knie, Waden, kurz den ganzen Körper, breche, schwäche ihn. Aber indem sie mir dergleichen vorwerfen, begegnet ihnen, was allen zu geschehen pflegt, die mehr mit krankhaftem Geiste als mit sicherer Vernunft urtheilen. Denn die albernen Menschen wissen nicht, daß sie mir durch ihre Anklage viel mehr Lob zutheilen, als sie mir Fehler vorwerfen. Denn indem ich den Körper herunterbringe, mache ich die Seele gesund, indem ich das Fleisch schwäche, stärke ich den Geist, indem ich das Irdische reinige, führe ich das Himmlische ein, indem ich das Zeitliche austreibe, bringe ich das Unsterbliche.

Denn keiner von euch Richtern ist so abgeschmackt, daß er nicht wisse, der Körper seie die Seuche des Geistes, welcher niemals blühen könne, wenn jener nicht verblüht: denn immer ist diese dicke Masse das Hinderniß, daß die Menschen nicht zum Himmel emporstreben. Denn unzählige Hindernisse wirft der Körper entgegen, und streut gleichsam Nebel aus, durch welche die Schärfe des Geistes abgestumpft, und verdunkelt wird, so daß er die Wahrheit nicht erkennen und befolgen kann. — — Je-

der Weise muß daher einsehen, daß je weiter er sich von dem Körper entfernt, er desto mehr seinen Geist zu dem Ewigen emportragen, und dem gemäß leben kann. Was der Mensch dem Körper entzieht, das kommt dem Geiste zu gut: er zähmt sämmtliche Begierden: Ehrenstellen, Glück, Reichthum, Adel, Ruhm und Alles, was die Menschen für Glück ansehen, das achtet er für nichts, verschmäht, verwirft es. Nicht Schmach, nicht Armuth, nicht Krankheit, selbst den Tod scheut er nicht: Alles will er, was dem Körper entgegen ist. Und wie der Körper von der Erde seinen Ursprung hat, so der Geist vom Himmel. Der Geist macht uns den Göttern, der Körper Thieren ähnlich. Nichts also ist vortrefflicher, nichts göttlicher, als der Geist, und er steht ebenso sehr über dem Körper, als der Herr über dem Sklaven: wie der Körper nichts, als Irdisches will, so denkt der Geist nichts, als Himmlisches. Ihr seht also, um wie viel vortrefflicher, als der Körper, der Geist ist.

Und nun will ich euch zeigen, wie herrlich ich die Seele bilde, wie sehr ich den Geist göttlich mache, indem ich die Laster des Körpers verringere, wiewohl ich nicht einmal immer dem Körper schade, sondern meistens zu nützen pflege. Denn die überflüssige Fettigkeit verringere, trockne ich aus, die Feuchtigkeit, die wegen der Unmäßigkeit immer wieder sich ansammelt, verzehre ich, und wenn ich dieß nicht thate, würde sie oft zu einer ungeheuern Masse anwachsen und wegen zu großer Dicke nicht geringe Gefahr verursachen. Sodann verlangere ich auch das Leben, wie die Aerzte wohl wissen, denn wenn ich nicht den schädlichen Stoff in die äusseren Gliedmassen brächte, so würde dieser ohne Zwei-

fel das Hirn, das Herz, die Leber oder den Magen angreifen und sehr leicht dem Leben ein Ende machen. Uebrigens lassen wir das Körperliche, und kommen wir zu den Lastern der Menschen, die ich vor Allen herrlich zu curiren weiß, so daß ich Niemanden in dieser Kunst nachstehe, er mag ein Philosoph oder ein Theologe sein. Denn ich verhindere nicht nur, daß meine Angehörigen in Verbrechen rennen, sondern ich vernichte auch längst verjährte Uebel, treibe sie öfters gänzlich aus, und sorge dafür, daß keine Sünde ungestraft begangen wird. Leistete ich nicht dieses Alles, so würden die meisten niemals von Lastern abstehen, sondern emsig ein Uebel auf das andere häufen. Also zuvörderst zähme ich den Vater beinahe aller Uebel, den Stolz und den Ehrgeiz, und zeige mit meinen Kräften, wie gar nichts menschlicher Vorwitz sei, wie vergänglich die Schönheit, wie hinfällig die Stärke des Leibes, wie ungewiß die Reichthümer, wie gar nichts der Adel des Geschlechts, wie leer aller menschliche Ruhm, und so bewirke ich, daß die Menschen sich erinnern, daß sie Menschen sind und sich der Gottheit nicht gleich dünken. Indem ich ihnen ausserdem das menschliche Elend zeige, vernichte ich den Neid, Eifersucht, Schmähsucht und jede Sorge um fremde Angelegenheiten. Denn auf welche Weise könnten sie sich denn um fremde Sachen bekümmern, da ihnen die eigenen genug zu schaffen machen? So vertilge ich denn alles Uebelwollen, und zwar so, daß meine Angehörigen auf keine Intriguen, Kabalen und Ränke denken, keine Feindschaften, keine Zwiste, keine Händel verursachen, sondern bis über den Hals mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt sind. Was Haß und Neid betrifft, so

bewirke ich, daß sie weder selbst neidisch sein können, noch viel weniger aber beneidet, sondern vielmehr des Trostes und des Mitleides bedürftig erscheinen. Das ist nichts Geringes, ihr Richter, aber hört noch mehr. Drei Dinge sind es besonders, welche meinen Angehörigen gefährlich sind, Dinge, die zwar immer wohl gelitten, mir aber am nützlichsten sind, Gefraßigkeit, Liebe, Jähzorn. Nun pflege ich aber nicht sowohl auf den eigenen Vortheil, als auf das Wohl meiner Ankläger bedacht zu sein. Denn ich mahne sie zu wiederholten Malen, sich vor so gefährlichen Feinden sorgfältig zu hüten. Wenn ich aber sehe, daß sie meine Vorschrift nicht achten, rächе ich mich an ihnen gehörig der Verachtung wegen, und mache sie für die Zukunft vorsichtiger, damit sie meine Herrschaft nicht so leicht geringzuschätzen wagen. So oft sie also übermäßig gegessen, oder zu viel puren Wein verschluckt haben, bin ich gleich als scharfer Rächer bei der Hand, theile die Strafen aus, die sie verdienten, und ermahne sie, später hin meine Kräfte nicht gering zu achten. Uebrigens bin ich nicht so roh, daß ich auch die nothwendige Speise verweigere oder gar keinen Wein trinken lasse. Ja, durch meine Kunst geschieht es, daß meine Angehörigen manchmal delicater speisen und besser trinken. Ferner halte ich sie häufig davon ab, nicht zu frei jenem ungeschlachten Herrn zu dienen oder sich von den Schmeicheleien der schönen Venus berücken zu lassen. Denn ich halte sie von der Unzucht zurück, und verschaffe auf gleiche Weise Ehefrauen und Mädchen den Frieden, so daß die Meinigen niemals oder doch selten Unzucht oder Ehebruch zu verüben wagen. Thun sie es, so nehme ich sie so in Pflicht, daß sie nicht minder die That

bereuen, als sie das ganze weibliche Geschlecht hassen. Und welche größere Wohlthat kann selbst der beste Freund Jemanden erweisen, als daß er ihn von so viel Unbequemlichkeiten und so viel Gefahren befreit, welche immer und überall jenen unbärtigen Jungen und seine saubere Mutter zu begleiten pflegen. Was soll ich endlich vom Jähzorne sagen, den Niemand als ich zu verbessern versteht, so sehr, daß ich selbst den Sklaven des Zorns und der Hitze die Freiheit verschaffe, meine Verächter aber nach Verdiensten herzunehmen pflege.

Das sind nun die Dinge, welche mir meine Ankläger vorwerfen, solche Sachen tadeln sie an mir: daß ich den Körper in die Sklaverei bringe, den bessern Theil des Menschen aber erhebe. Ich reinige das von Lastern angesteckte Fleisch, ich bilde den Geist, ziere ihn mit allen Tugenden, ziehe ihn immer höher empor. Ihr wißt sicher, verehrte Richter, daß der größte Theil der Menschen so gesinnt ist, daß er, beständig im Glücke, immer an das Irdische denkt. Gleich Thieren denken sie nur an die Genüsse des Leibes, nicht an den Geist, nicht an Gott. Ich aber öffne ihnen die Augen, ich zerstreue die Finsterniß, ich erleuchte sie, ich erhebe sie zu dem Ueberirdischen. Ich zeige ihnen das Erbärmliche und Zerbrechliche des menschlichen Körpers, das Ungewisse der menschlichen Dinge, die Belohnungen, die die Guten, die Strafen, welche die Bösen erwarten. Indem ich dieß den Meinigen einschärfe, bewirke ich, daß sie Gott in der Wahrheit, nicht dem Scheine nach, wie die Heuchler, anbeten, daß sie ihn anrufen, verehren und in ihm den Geber von Gut oder Bös erkennen ꝛc. Sie rufen ihn daher an mit Thränen: beten ihn an mit demüthigem Her-

zen. Erhört er sie, überhäufen sie ihn mit Lobeserhebungen: wo nicht, tragen sie alles Unglück mit Geduld. Daher haben sie auch die schönste Tugend, die Geduld, durch meine Vergünstigung erlangt. Deren Lob kann Niemand nach Verdienst rühmen. Wenn daher Jemand in meine Hände geräth, der sich etwas widerspenstig oder übermüthig zu benehmen wagt, den mache ich so zahm, daß er noch artiger, als die Gratien und noch demüthiger, als ein Sklave wird.

Und das sind, gerechte Richter, jene schändlichen Uebelthaten, die ich verüben soll, indem ich den Körper erniedrige, der Seele aber zur Freiheit verhelfe. — —

Nun aber, ihr Richter, will ich schließen, obwohl ich noch Unzähliges vorzubringen hätte. Zuvor aber will ich durch das Beispiel großer Männer zeigen, daß meine Gesellschaft weder unehrenvoll noch elend ist. Um die Großen dieses Jahrhunderts zu übergehen, so hat mich der Beherrscher von Troja, Priamus, in seinen goldenen Pallast zugelassen: Peleus, Bellerophon, Oedipus haben mich nicht ausgeschlossen: Plisthenes, Protesilaus, der weise Ulysses haben mich freundlich aufgenommen, und, was vielleicht wunderbar scheinen könnte, selbst Achilles, obwohl so schnell in den Füssen, hat meiner Herrschaft nicht entgehen können. Die Griechen mögen lügen, wie sie wollen und uns weiß machen, er seie der Wegnahme seiner Freundin halber böse gewesen: ich habe ihn vom Treffen abgehalten, ich war jene Briseis, ich zwang ihn, die Bitten der Danaer zu verachten.

Endlich schließt das Podagra mit der Aufforderung an die Richter, ein gerechtes Urtheil zu fällen. —

Ansichten von der Kirche.

Doch bei aller Heiterkeit, mit welcher man das Leben ansah, vergaß man doch auch den Ernst und die thatkräftigen Forderungen der Zeit nicht.

Bei aller Freiheit, welche man der Sinnlichkeit ließ, fehlte doch noch viel, um sich Alles zu erlauben, und in Schwäche zu verfallen: oder die Gebrechen, an denen die Zeit, zum Theil auch wegen der Ueberhandnahme des sinnlichen Elementes litt, zu verkennen. Gerade diejenigen unter den bedeutenderen Männern jener Zeit, denen man vorwerfen konnte, daß sie sich in sinnlicher Beziehung zu sehr gehen ließen, waren die kräftigsten, die kühnsten Tadler der Zeitgebrechen. Ein Zeichen, daß sie der Leidenschaft und dem Genuß nicht zum Opfer gefallen, sondern daß dieser blos ein momentaner war.

Aber diejenigen Gebrechen der Zeit, welche am Meisten auffielen, waren die Mißbräuche, die in den kirchlichen Einrichtungen und im Clerus herrschend geworden waren.

Längst waren die Klagen darüber Gemeingut der Nation geworden. Allenthalben hört man Rügen derselben: von vielen Seiten her ertönte der Ruf nach einer Reformation.

Es ist der Mühe werth, die Stimmen, die sich darüber hören ließen, genauer kennen zu lernen.

Wir können hier dreierlei unterscheiden, solche die noch ganz im alten Systeme waren, gemäßigte und radicale.

Bohuslaus von Hassenstein, der doch sonst dem alten kirchlichen System sehr treu anhing, war sich dennoch

über die Mißbräuche desselben klar, und hat unter seinen Epigrammen mehrere sehr heftige Ausfalle gegen sie. So sagt er in einem: „Nicht so viel haben Pannonien die türkischen Kriege gekostet als der Aufwand der Großen und der Pfaffen.“ Und in einem andern: „Ich wundere mich, daß ihr Priester dem Geldbeutel dient, da allein die Tugend den Himmel verdienen kann.“ In einer Ode auf den Tod Alexanders VI. sagt er, daß der Himmel wie die Hölle ihre Thore vor ihm zuschließen müßten, denn überall, wohin er käme, würde er Unheil stiften. „Der Vorsteher des römischen Stuhls, sagt er in einem Gedicht auf den Papst Julius II., der Beherrscher von Peters Heerde, unternimmt einen Krieg gegen die Venetianer. Warum aber freut sich Julius des Blutes? da doch Gott dem Petrus verbot, sich des Schwertes zu bedienen? Oder will er statt des Petrus des Aeneas Nachfolger sein, und die Kriege seines Ahnherrn noch übertreffen? Nun, so wird er mit dem Cäsar zum Lohn die Hölle bekommen, da er mit dem Petrus den Himmel nicht theilen wollte.“

Jakob Wimpheling, wiewohl er seiner ganzen Natur nach Gewaltthätigkeiten und Gesetzwidrigkeit verabscheute, brachte doch fast bei jeder Gelegenheit einen Ausfall gegen die Mißbräuche der Kirche und die Nothwendigkeit einer Verbesserung vor. In einem Briefe an den Churfursten und Erzbischof von Mainz, Jakob von Liebenstein, im Jahre 1504 geschrieben[1]), spricht er sich auf folgende

1) Vorangedruckt seinem soliloquium pro pace Christiana et pro Helvetiis, ut resipiscant.

Weise aus. „Zum Studium der Theologie würden viel mehr sich wenden, wenn denen, die sie studiren, ein leichterer Zugang zu den kirchlichen Präbenden geöffnet wäre, wenn der gegenwärtige Papst Julius II., den ich als einen unbescholtenen und gerechten Mann rühmen höre, über die unzähligen Mißbräuche unterrichtet wäre, über die unwürdigen Dispensationen, über die Ränke und schlechten Künste und die unersättliche Habsucht gewisser Leute, von denen Einer, der weder durch Adel noch durch Kenntnisse sich auszeichnet, gegen alles Recht und gegen alle Vernunft und gegen alle Billigkeit vier, fünf oder sechs, ja noch mehr Präbenden verschlingt, von denen eine genug wäre für seine Gelehrsamkeit und Tugend, und so viele Einkünfte einzieht, mit denen zwei italienische Bischöfe, oder sechs, sieben, acht Professoren der Theologie zufrieden wären. Wenn einmal der Habsucht dieser Leute ein Ziel gesteckt würde, so daß ehrenwerthe Theologen, die ihr Vermögen und ihre Kräfte zum Studium der heiligen Wissenschaften verwendet haben, zu Präbenden zugelassen würden ohne Zank und Streit, so würde die Religiosität sich vermehren, der Scandal, der Unwille, der Haß des Volks gegen den ganzen Clerus würde verschwinden, man würde die Seelmessen öfter halten, der Glaube würde wieder wachsen, das Böhmische Gift würde von Deutschland abgehalten, die Canzeln würden mit gelehrten Predigern versehen, der apostolische Stuhl würde noch kräftiger vertheidigt, die christliche Republik noch weiter verbreitet werden können."

Wimpheling hatte die Ansicht, daß vom Papste aus eine Reformation ausgehen müsse, weil er die christliche

Kirche ohne ein Oberhaupt sich nicht denken konnte. Doch verhehlte er sich keineswegs, daß der päpstliche Stuhl auch der Verbesserung bedürfe, daß er sich mancher Dinge schuldig mache, die nicht recht seien.

„Ich wünschte, sagt er anderswo [1]), daß sich der ganze Clerus reformire und in einen besseren Zustand bringe, damit er nicht einmal von dem Volke reformirt werde, was der Kaiser Sigismund oft im Concilium zu Constanz gesagt haben soll. „Reformirt euch selbst oder ihr werdet vom Volk reformirt werden." Aber dem stehen die vielen Freiheiten entgegen. Viele Fehler könnten von den Bischöffen verbessert werden, denen sie bekannt sind: dem römischen Stuhl aber werden sie immer verborgen seyn: darum bleiben sie unverbessert und unverhindert. Denn der Papst kann nicht an allen Orten, welche eximirt sind, seine Procuratoren haben, welche die notorischen ungeheuern Excesse der meisten berichten könnten. Wie schwer ist daher die Reformation der christlichen Gemeinde, wie schwer ist es den Bischöffen, über ihre Gemeinde zu wachen und ihrer Pflicht zu genügen! Wenn die Bischöffe die Mönche zu einem ordentlichen Leben anhalten wollen, spreitzen sich diese mit ihren Privilegien und Exemtionen. Wenn sie die großen Mißbräuche mancher in der Erwerbung und dem Besitz vieler Präbenden abstellen wollen, führen diese ihre Dispensationen an. Der übrige Clerus unterwirft sich theilweise der

1) Epistola Jac. Wimphelingi de incepta et superflua verborum resolutione in cancellis etc. in Amoenitates literariae Friburg. Fasc. II. p. 227

Herrschaft der Laien, und sträubt sich gegen die Reformation seiner geistlichen Obern. Schon der heilige Bernhard hat dergleichen Exemtionen verabscheut."

Auch Erasmus von Rotterdam spricht in seinen Werken von dem schlechten Zustande der Geistlichkeit und daß diese namentlich bei dem Volke in einer so großen Verachtung stehe, daß man mit ihrem Namen das Schändlichste, das es gäbe, bezeichne[1]). Die Macht, welche man dem Papste einräume, sagt er anderswo[2]), daß er nämlich Alles thun dürfe, weil er infallibel sei, wäre verderblich und könnte zu der furchtbarsten Tyrannei führen, wenn nur einmal ein Bösewicht den heiligen Stuhl besteige.

Mutianus Rufus läßt sich über den schlechten Zustand der Kirche oft auf das Bitterste vernehmen. „Früher, sagt er[3]), war es unerlaubt, eine Hure in den Tempel zu bringen; aber heut zu Tage verschlingen geile Buhlerinnen und schlechte Concubinen den besten Theil des Kircheneigenthums. — Wer sollte die Habsucht des Clerus nicht verdammen? Keiner kann von uns einen Gulden umsonst borgen. Wir treiben Wucher." Von Rom sagt er in einem Briefe an Urbanus:[4]) „Das ist die Höhle aller Sünden. Denn alle Verbrechen und Schändlichkeiten sind da zusammengeflossen, so daß man von den Römern sagen kann, was der Prophet Joel ge-

1) Im sechsten Canon des christlichen Streiters.

2) In dem methodus perveniendi ad veram theologiam.

3) Tentzel p. 82.

4) Tentzel p. 73.

schrieben: einen Knaben setzten sie ins Bordell, und ein Mädchen verkauften sie, um Wein davon zu trinken."

Conrad Celtes spricht in einer Ode an Ulrich Zasius[1]) von dem Kaiser Maximilian die Hoffnung aus, daß er den schlechten Künsten der Pfaffen begegnen, daß er heilige Sitten in die Kirche einführen, daß er Rom reinigen und die alten Zeiten wieder zurückführen werde.

Andreas Proles, Vicarius des Augustinerordens in Magdeburg, sprach schon 1503 offen die Nothwendigkeit einer großen und starken Reformation aus: schon sehe er sie herbeikommen. Gott werde bald einen Helden erwecken, der die Reformation beginne, sich den Irrthümern widersetze: Gott werde ihm Muth verleihen, vor den Großen der Erde mit Kühnheit aufzutreten, und sein Unternehmen unterstützen. Das Reich des Papstes ist zu hoch und zu schnell gewachsen: darum steht ihm ein großer Sturz bevor.

Sebastian Weinmann, Canonicus in Erfurt, sagte ebenfalls eine Reformation der Kirche vorher. Nicht minder Nicolaus Rus in Rostock[2]).

In Magdeburg sprach sich auch noch der Dr. Johann Syring Canonicus und Prediger an der Hauptkirche, in demselben Sinne aus. „Die Pfaffen, pflegte er zu sagen[3]), welche jetzt so hoch erhaben sind, solchen Anhang haben und so groß vor der Welt geachtet sind, werden einmal so verachtet sein, als sie jetzt geachtet und geehrt sind. Denn Gott muß sie strafen. Und wenn ihr Wesen und

1) Odar. lib. III. 26.

2) Flacius catologus testium veritatis. Tom. II.

3) Ib. Tom. II. p. 896.

Abgötterei noch länger stünde und zunähme, und Gott seine Macht an ihnen nicht bewährte und strafte, und sie weidlich angriffe, so würden sie mit ihrer Abgötterei und falschem Gottesdienst die ganze Welt verführen und unter sich bringen. Aber ich weiß fürwahr, und bin das sicher und gewiß, sie müssen fallen und einen großen Anstoß erleiden, darum daß ihr Wesen nicht recht und Gott gefällig ist."

Tileman Spangenberg, der um den Anfang des 16ten Jahrhunderts starb, pflegte öfters den Seinigen zu sagen[1]), in Kurzem werde die Religion, die damals im Schwange war, in die größte Verachtung kommen: dann würden die Priester und die Mönche, wegen ihrer Bosheit, Habsucht und Schändlichkeit aus den Kirchen und Klöstern geworfen: und dann würde eine andere, die wahre Religion eingeführt werden. Denn Gott könne die schändlichen Sitten jener Menschen nicht mehr dulden, zumal da sie kein Wort aus dem Evangelium lehren und ein Leben führen, das selbst eines Heiden unwürdig sei.

Conrad Stiefel, der Vater Michaels Stiefel, eines der Reformatoren, pflegte auch öfter die Ansicht auszusprechen, daß eine gewaltsame Reformation der kirchlichen Verhältnisse erfolgen würde, und zwar bald und gewiß[2]). Johann Hilten, Mönch in Eisenach, sagte dasselbe voraus[3]).

Joseph Grünbeck gab zu Nürnberg ein Buch heraus,

---

1) Flacius catalog. testium veritatis. Tom. II. p. 905.

2) Flacius ib. p. 912.

3) Ib. p. 898.

in welchem er den Geistlichen, wegen ihrer Sünden eine Bestrafung von Seite des Volkes voraussagt [1]).

Im Volke war ein lange genährter Haß gegen die Priester, der nicht selten in Verachtung und Verabscheuung überging. Die Volksschriften, die Redensarten, die Sprüchwörter beweisen dieß. So waren im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts folgende Sprüchwörter beim deutschen Volke in Schwang. „Je näher Rom, je böser Christ. Wer zum ersten Male nach Rom kommt, sieht den Schelm: wer zum zweiten Mal, lernt ihn kennen: zum dritten Mal bringt er ihn mit heraus. — Willst du dein Haus rein erhalten, so hüte dich vor Tauben und Pfaffen [2]). Manche würden im Himmel angebetet, deren Seelen in der Hölle gepeinigt würden. — Was ist das für ein Wesen? Wir können vor den Pfaffen nicht genesen [3])."

Daher laufen auch mitunter Prophezeiungen im Volke umher von einem großen Blutbade, das einst unter den Pfaffen angerichtet würde [4]).

---

1) Flacius ib.

2) Adagia germanica, gesammelt von Bebel.

3) Flacius p. 889.

4) Flacius p. 912.

Siebentes Kapitel.

Kampf der neuen mit der alten Richtung.

Reactionsversuche.

Man sieht: in der ganzen Nation, unter allen Ständen regte sich das Bedürfniß nach einer Aenderung des gesammten religiösen, kirchlichen Zustandes. Die Geister hatte beinahe allenthalben eine neue Richtung ergriffen, welche mit den bestehenden Einrichtungen und Verhältnissen in dem direktesten Widerspruche stand. Mit Macht, beinahe unwiderstehlich, war diese neue Richtung vorgedrungen und es hatte den Anschein, als sollte sie in Kurzem ganz das Uebergewicht bekommen.

Aber es fehlte viel, daß dieß ohne einen harten Kampf mit den Anhängern des alten Systems gelungen wäre. Gleich von ihrem Entstehen an lag die freiere Richtung mit ihnen in beständigem Streite. Je weiter sie sich verbreitete, um so mehr glaubten jene entgegentreten zu müssen.

Die öffentliche Meinung zwar konnte man nicht bestrafen: aber der einzelnen Individuen, die sich über die

kirchlichen und religiösen Verhältnisse freier geäussert hatten, suchte man, wo möglich habhaft zu werden: und diese entgingen selten der Rache.

Wir wissen, wie es Johann von Wesel erging. Proles ward in den Bann gethan: Hilten in seinem Kloster eingesperrt: Nicolaus Rus mußte aus Rostock entfliehn, und seine Zuflucht in Böhmen suchen. Auch Sebastian Weinmann wurde verfolgt.

Aber man blieb nicht blos bei denen stehen, welche sich vorzugsweise gegen die Kirche ausgesprochen hatten: auch gegen die classische Literatur richtete man seine Angriffe, weil man wohl wußte, daß durch die Ueberhandnahme derselben das ganze bisherige System sinken mußte.

Von zwei Seiten her suchte man die Beschaftigung mit der alten Literatur verdächtig zu machen.

Einmal warf man den Humanisten vor, daß sie das Heidenthum wieder einführten, die christliche Religion abschaffen wollten, daß sie die Moralität untergruben, indem sie obscöne Gedichte verbreiteten [1]). Die Beschäftigung mit der hebraischen Sprache führe zum Judenthum, mit der griechischen zur Ketzerei der neugriechischen Kirche: sie untergrabe den römischen Glauben [2]).

---

1) Siehe den Brief Adelmanns von Adelmannsfelden an Reuchlin 1484. in den epp. claror. viror. ad Reuchlinum miss. 1558. fol. 13. Mutianus in Briefen an Urbanus und Spalatin. Tentzel S. 27. 31. 85.

2) Reuchlin in seiner dedicatio libri de acc. et orth. ad Adrianum Card. (Vita Reuchlini descripta a J. H. Majo p. 161.) Sophistae ridiculi ajebant, mirum literarum ge-

Dann sagten sie, diese neuen Studien trügen nichts ein, verschafften keinen Lebensunterhalt, seien unfruchtbar [1]). Dieses Argument wurde besonders von den römischen Juristen beigebracht. Schon Aeneas Sylvius war auf diesen Widerspruch gestoßen.

Da aber, wo die Anhänger des alten Systems noch im Besitze der Gewalt waren, leisteten sie einen noch wirksameren Widerstand. Dieß war beinahe noch auf allen Universitäten der Fall. Denn wie sehr auch hier die neuere Richtung schon um sich gegriffen hatte, so hatten doch die Scholastiker fast noch sämmtliche ordentliche Lehrstühle inne: die Hauptfächer, wie Theologie, Jurisprudenz, Medicin waren mit wenig Ausnahmen mit Anhängern des Scholasticismus besetzt. Die neue Richtung wurde durch jüngere Männer, meist ohne bestimmte Anstellung, vertreten.

Wo sie daher konnten, traten die alten Professoren ihnen entgegen, verketzerten sie, intriguirten, und es gelang ihnen, wie wir sahen, an vielen Orten, sie zu vertreiben. So ging es dem Reuchlin in Basel — selbst Sebastian Brandt hatte hier mit Schwierigkeiten zu kämpfen [2]) — dem Conrad Celtes in Leipzig: ebenso

---

nus a nobis tractari, alienum a Romana pietate, Graecos schismaticos esse, interdictas eorum disciplinas contra ecclesiae decreta nobis magistris prodi.

1) Vergl. Brassicani Dedication an den Grafen von Salm vor seinen grammat. institut. Omnium autem pauperrimos poëtas esse declamant, rati, omnia sibi ex sententia evenisse, si pecuniae plurimum effluxerit etc.

2) S. seinen Briefwechsel mit einem Anhänger des alten Sy-

dem Hermann vom Buſche, Rhagius Aeſticampianus und vielen anderen in Cöln. Die Ingolſtädter machten dem Conrad Celtes Schwierigkeiten, ehe ſie ihn Fuß faſſen ließen, weil ſie an ſeiner Rechtgläubigkeit zweifelten [1]), und er hat ſich nie recht heimiſch da gefühlt.

Selbſt auf den Univerſitäten, wo es der neuen Richtung gelungen war, wenigſtens einen Boden zu gewinnen, hatte ſie noch genug von den Anhängern des alten Syſtems zu leiden. In Frankfurt, ſahen wir, gewann der Scholaſticismus wieder das Uebergewicht. In Wien, wo doch ſo viele Humaniſten beiſammen waren, wo der Kaiſer ſelbſt die neue Richtung begünſtigte, hatte Celtes dennoch Unannehmlichkeiten von der theologiſchen Facultät auszuſtehen. Sie wollte ſeine Gedichte nicht drucken laſſen, weil ſich einige ketzeriſche Aeuſſerungen drinnen befänden [2]). Selbſt in Heidelberg, dem erſten Sitze der neuen Muſen, machte der Scholaſticismus Verſuche zu Reactionen [3]). In Erfurt klagt Mutianus Rufus beſtändig über die Umtriebe und Intriguen der Anhänger des alten Syſtems. Er fürchtet, daß ſie den Eobanus Heſſus nicht zum Baccalaureus machen möchten, weil er ſich mit Poeſie und alter Literatur beſchäftigte [4]). Mu-

---

ſtems in der Biographie Brandts von Strobel, in ſeiner Ausgabe des Narrenſchiffs S. 3.

1) Klüpfel de vita et scriptis Conradi Celtis. Cap. XXIV. Not. g.

2) Ibid. Tom. II. p. 138. 139.

3) Burckhard de fatis linguae Latinae in Germania Tom. II p. 397 sq.

4) Camerarii libellus novus, epistolas etc. continens. K. 3. Brief von Mutianus an Herebordus.

tianus selbst mit seinen Freunden nannten sie Gotteslästerer und Heiden [1]). In Tübingen lagen die beiden Richtungen in dem heftigsten Streite miteinander: ebenso in Basel, wo die alte Literatur seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts so sehr um sich gegriffen hatte. Glareanus wollten die alten Professoren durchaus keine Vorlesungen halten lassen: sie rissen ihm seine Anschläge von den Thüren herunter [2]). Derselbe Gegensatz auch in Straßburg [3]).

Es versteht sich wohl von selbst, daß auch von den Klöstern, die ein Hauptsitz des Obscurantismus waren, die Reactionen betrieben wurden. Johann Butzbach, Prior im Kloster Lach, schildert uns [4]), wie man diejenigen Mönche verketzerte, die sich mit der schönen Literatur beschäftigten. In Spanheim erhoben die Mönche, wie wir erzählt, eine völlige Revolution gegen ihren Abt Trithemius, welcher die neue wissenschaftliche Richtung im Kloster einführen wollte: sie ruhten nicht eher, bis er sich selbst von dem Priorat losgesagt und das Kloster verlassen hatte. Heinrich Urbanus, ein Freund Mutians und eifriger Verehrer der classischen Literatur, wurde eben darum aus dem Kloster Georgenthal vertrieben [5]).

---

1) Tentzel p. 31 sq.

2) Dessen Brief an Erasmus vom J. 1516. Epistolae Erasmi ed Froben. 1565. fol. 52.

3) Thomas Wolf in einem Brief an Jacob Wimpheling v. J. 1504. vorangedruckt dessen Germania.

4) Gieseler Kirchengeschichte. II. 4. Abthl. S. 131. Note.

5) Tentzel p. 75. 81.

Finden wir selbst in Nürnberg ähnliche Bestrebungen. Der Abt der Carthäuser, Pirkamer, sonst ein wackerer Mann, warf dem Peter Danhäuser seine Beschäftigung mit der alten Literatur vor: das Lesen der heidnischen Poeten zieme sich nicht für einen Christen. Von Wilibald Pirkheimers Schwester Charitas, welche im Jahr 1503 Aebtissin im St. Clarenstift geworden, verlangten die Mönche, daß sie von nun an aufhöre, lateinisch zu schreiben, das passe sich nicht für sie [1]).

Opposition von wissenschaftlicher Seite.

Dieser Widerstand von Seite des alten Systems, die Reactionsversuche, die Intriguen und Kabalen, welche man spielte, Alles dieß rief nur eine noch heftigere Opposition der neuen Richtung hervor, die mit jedem Momente, mit jedem Reactionsversuche kühner, gewaltiger, leidenschaftlicher ward.

Zunächst beschränkte sich die neue Richtung darauf, sich zu vertheidigen, dann ging sie, was im Verlaufe des Kampfes nothwendig erfolgen mußte, zum Angriffe über, und zwar zum Angriffe auf das ganze alte System.

Gegen den Vorwurf, als suche man das Heidenthum einzuführen, vertheidigte man sich durch die Autorität der Kirchenväter, welche die griechische und römische Literatur gekannt und angepriesen hätten. Ausserdem waren in ihnen, wie z. B. in Cicero, Seneca, Plato ganz christliche Sentenzen. Den Vorwurf, daß sie

1) Brief Wilibald Pirkheimers an Celtes vom J. 1504. bei Klüpfel Tom. II. p. 46.

nichts eintrage, ſuchte man dadurch zu entkräften, daß man bewies, ſie ſeie unerläßlich zu einer ächten wiſſenſchaftlichen Bildung. Und dieſer Punkt machte dann den Uebergang zum Angriff auf die bisherige wiſſenſchaftliche Richtung.

Schon bei Rudolph Agricola bemerken wir eine etwas heftige Oppoſition gegen das alte Syſtem. Weniger in ſeinem größeren Werke über die Dialektik, wo er ſich mehr darſtellend und belehrend verhält, als in den Briefen an ſeine Freunde. „Sehr Viele, ſchreibt er an Barbirianus [1]), beſchäftigen ſich mit geſchwätzigen und von Wortſchwall ſtrotzenden — Künſten, wie ſie es nennen, und verderben mit ſpitzfindigen Diſputationen, oder vielmehr Räthſeln ihre Zeit, die ſo viele Jahrhunderte daher keinen Oedipus, der ſie löſe, gefunden haben, und auch niemals finden werden. Mit ſolchen Dingen plagen ſie die armen Ohren der Jünglinge, das pfropfen ſie ihnen ein: und auf dieſe Weiſe ertöden ſie in den Meiſten gleich im zarten Alter die beſſeren Keime und Früchte des Genies.“ — „Wage nur, ſagt er in einem anderen Briefe an denſelben [2]), vernünftig zu ſein, wie du thuſt, und die, wenn auch große Anzahl der Ungelehrten zu verachten. Nicht möge dich die Menge beunruhigen, denn die Maſſe ſteht ſich blos ſelber im Wege, und es iſt ſelten, daß die unter ſich übereinſtimmen, welche die Wahrheit nicht an einander ſchließt. Ja: herausrufen muß man jene Feinde der Wiſſenſchaf-

1) Lucubrationes Rudolphi Agricolae p. 194.

2) Ebend. S. 178.

ten, in das Gesicht hinein sie widerlegen: nicht einmal so wird es leicht sein, sie auf den rechten Weg und von der Thorheit abzubringen. Ich muß gestehen: obschon ich etwas sanfterer Natur bin, und wegen des Bewußtseins eines schwächeren Geistes weniger wage, so fahre ich doch manchmal auf und gieße die Galle meines aufgeregten Gemüths bitter genug aus."

Reuchlin, obwohl er von den Gegnern viel zu leiden hatte, wie z. B. in Basel, ließ sich doch, in früheren Jahren wenigstens, nicht zu einer förmlichen Opposition hinreißen, wie es scheint. Es lag nicht in seinem Charakter: er war mit seinen Studien zufrieden. Aber seine Freunde und Schüler sind schon heftiger. Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden sprach sich schon im Jahre 1484 in einem Briefe an Reuchlin in stark oppositionellem Sinne aus. „Die Deutschen können ihre Barbarei, sagt er, nur durch die humanistischen Studien vertreiben, und fliehen sie. Sie sind aber unumgänglich nothwendig zu jeder wahren wissenschaftlichen Erkenntniß. Es ist gerade so, wie mit der weißen Farbe. Wenn man ein Zimmer anstreichen will, färbt man es zuerst weiß: erst auf diese kann man die andere Farbe auftragen. Alle unsere bedeutenden Manner haben dieß eingesehen. Hieronymus, Augustinus, Ambrosius, Gregorius, Basilius, Eusebius, Athanasius, Johannes, Chrysostomus, Lactantius und alle christliche Männer bis auf den heiligen Bernhard. Ich weiß wohl, daß viele, die man aber nicht Philosophen, sondern Dunstfreunde, nicht Rechtsgelehrte, sondern Rechtsverdreher, nicht Lehrer der heiligen Schrift, sondern der Finsterniß nennen sollte, selbst den Namen eines Poeten verwünschen, und schreien,

sie seien angefüllt mit Lascivitäten und den Possen heidnischer Götter: deßhalb müßten sie aus den Städten vertrieben und ganz und gar abgeschafft werden. Zugegeben, Dichter seien lügenhaft, obscön, leichtfertig, sind es alle? Keineswegs. Aber ich will ihre schlechten und verkehrten Meinungen mit meinen geringen Kräften zu widerlegen, ihr Geschrei zu stillen suchen. Wir müssen beim Lesen der Poeten die Bienen nachahmen, die nicht zu allen, sondern nur zu den honigträufelnden Blumen gehen, einige pflücken, andere aber ganz unberührt lassen. So sollen auch wir nicht mit allen Poeten, sondern nur mit den Herolden der Tugenden und guter Handlungen, die übrigens die größere Anzahl ausmachen, uns beschäftigen, diese nachahmen, diese verehren, allen Fleiß, alle Kräfte auf sie verwenden, und zuletzt, wie der Apostel sagt, alles prüfen und das Beste behalten. Doch was brauche ich viel Worte? Ich könnte jenen Schwätzern Autoritäten unserer Väter anführen und Beispiele und Vernunftgründe heidnischer Schriftsteller, wodurch ich die Nützlichkeit, Annehmlichkeit und Nothwendigkeit jener Studien am Besten beweisen könnte, aber ich fürchte, etwas meiner Unwürdiges zu sagen, wenn ich so spreche, wie jene es verdienen."

Jakob Wimpheling hat bei all seiner friedlichen Gemüthsart beinahe in jeder seiner Schriften eine Opposition gegen das alte System. Ebenso seine Freunde, besonders Thomas Wolf. In dem schon angeführten Briefe vom Jahre 1504, welcher Wimphelings deutscher Geschichte vorangedruckt ist, äussert er sich auf folgende Weise: „Es wird dir freilich nicht an Solchen fehlen, welche wenig von deinem Buche halten, aber laß dich

darum die Arbeit nicht gereuen. Ich kenne Einige in dieser Welt, um nicht zu sagen, in dieser Stadt, welche, obschon sie kirchliche Würden besitzen, doch mehr am Würfel und Kartenspiel Vergnügen finden, als an den Schriften des Hieronymus oder Cyprian. Es gibt welche, die während sie in der Kirche die Gebete verrichten, innerlich sich darüber quälen, ob ihr Mittagessen gehörig zubereitet würde. Und solche Leute, die weder durch edle Abstammung noch durch Sitten, noch durch Gelehrsamkeit sich auszeichnen, wollen nichts destoweniger bei den Zusammenkünften gelehrter Männer am obersten Platze sitzen, als ob der Platz ihnen selber Ehre einbrachte, da doch umgekehrt der Mann den Platz, nicht der Platz den Menschen ziert. Ich wollte dieß nur obenhin erwähnen, damit diejenigen, die vom Glück begünstigt, das immer blind ist, eine gute Stelle oder Würde bekommen haben, sich selber nicht zu sehr schmeicheln und sich nicht zu viel anmassen. Den unreinsten Menschen — Niemanden ist dieß unbekannt — werden oft Ehrenstellen übertragen. Daher jenes hübsche griechische Sprüchwort: der Esel trägt Mysterien oder Heiligthümer."

Ganz entschieden ist die Opposition der neuen Richtung gegen die alte in Conrad Celtes vertreten. Seine ganze Natur, sein heftiges unruhiges Temperament, die Leidenschaftlichkeit, mit welcher er die Verbreitung der classischen Studien betrieb, mußte ihn dazu führen. Auch sprach er es ganz offen aus, daß es seine Absicht sei, die Barbarei aus Deutschland zu vertreiben, wie er die bisherige wissenschaftliche Richtung zu nennen pflegte. Die meisten seiner Gedichte beschäftigen sich mehr oder minder, näher oder entfernter mit diesem Gegenstand.

Preist er einen Friedrich oder Maximilian, so fehlen nie ihre Bemühungen um die Vertreibung des alten barbarischen, um die Einführung des neuen schöneren Zustandes. Die Verdienste eines Dalberg, Trithemius, Reuchlin, eines Hartmann von Eppendorf, eines Johann Tolophus, eines Tichtel, weiß er nicht anders zu rühmen, als durch den Gegensatz, in welchen er ihre Bestrebungen mit der bisherigen Richtung setzt. Dann läßt er sich wohl auch manchmal über eine einzelne Stadt, über eine einzelne Person aus, die der alten Richtung angehören. „In deiner Stadt, schreibt er an Momerlochus von Cöln [1]), habe ich die leeren Trugschlüsse der Dialektik kennen gelernt. Niemand lehrt hier lateinische Grammatik, Niemand studirt die Redner, die Mathematik ist dort unbekannt, die Astronomie, die Naturwissenschaft: die Poesie wird verlacht: man scheut sich vor den Büchern Ovids oder Ciceros, wie der Jude sich vor Schweinefleisch fürchtet. Unter diesen ragst du allein glänzend hervor, in Mathematik erfahren und in den Schriften der Alten." Einem Poetenfeind ruft er zu [2]), er wundere sich, wie er, in dem keine Kraft und kein Saft mehr sei, eine so bissige Sprache führen könne, die nur verdiente Männer angreife, wie ein Hund an der Kette bellend. Aber wenn du deine barbarische Zunge nicht zähmst, so wirst du bald hören, wie Celtes seine Cither verläßt, den Bogen spannt und mit seinen Pfeilen, den Geschossen des Phöbus, die bissige, dumme, unverschämte

1) Im dritten Buche der Oden.

2) Im zweiten Buche der Oden.

Zunge vernichtet. „Lehrer Gottes und der Seligkeit, sagt er zu einem andern Gegner der Poeten [1]), geschwätziger Pfaffe, Herr über den ungelehrten Haufen, der du Dickkopf vom hohen Catheder herunterschreist, und allein gescheide zu sein glaubst, der Dummen ehrwürdiger Magister, was verfolgst du so sehr den unschuldigen Dichter, und mißhandelst bissig die heiligen Camönen, um dir die Gunst des Pöbels zu erwerben, und die Pfeile des Phöbus auf dich zu richten? Weißt du nicht, daß ich mit meiner Leier die Städte fliehe und von den Haufen des thörichten Volkes nichts wissen will? Mich entzucken die Quellen und die grünen Hügel, die kühlen Ufer des murmelnden Baches, die dichtbelaubten schattigen Wälder, die üppigen Gefilde. Hier sehe ich den Tempel Gottes und die Glückseligkeit, den allmächtigen Beherrscher des Weltalls mit viel reinerem Gemüthe, als du, der du um die Volksgunst buhlst, und eine heiligere Lebensweise nur darum erwählst, um dir den gierigen Bauch zu füllen, um dir glänzende Kleider zu verschaffen, um dir beständig Geld zusammen zu scharren, um faul auf dem üppigen Federbett zu liegen, und dich an deinen geilen Buhlerinnen zu ergötzen — o du heiliger Priester des Satans."

Celtes Schüler und Zeitgenossen, besonders die jüngeren, ein Rhagius Aesticampianus, Jakob Locher, Hermann vom Busche, traten dann in seine Fußtapfen ein.

In Nürnberg hatte Eutiens, noch am Ende des 15ten Jahrhunderts, Epigramme gegen die Verächter

1) Im ersten Buche der Oden

des classischen Studiums herausgegeben. Dannhäuser, sahen wir, vertheidigte sich wegen seiner Beschäftigung mit den Alten.

Auch Pirkheimer sehen wir schon im Jahre 1502 etwa seinen Groll gegen die Scholastiker aussprechen. „Ich hoffe, schreibt er an Vincentius Longinus in Wien, einen Freund des Celtes[1]), daß mit Deiner und der übrigen gelehrten Männer Hülfe, die sich jetzt von allen Seiten erheben, die ganze Barbarei einmal ausgetrieben wird, und daß die schönen Wissenschaften zu uns zurückkehren, durch welche jene faulen Herzen und jene schlechten Thiere vernichtet werden, die nichts als Heu zu kauen gelernt, und jede bessere Speise verachten, weil sie schon längst daran verzweifelt haben, sie zu genießen. Ich meine diejenigen, die sich Philosophen nennen, und die der Pöbel auch dafür hält: die man aber besser Dunstfreunde oder wenn du willst Täuschungsverständige[2]), gleichsam schlaue Betrüger der Jugend nennen sollte, Leute, die nicht nur von der wahren Philosophie, welche sie sich jedoch unter Ungelehrten verwegen genug anmaßen, sondern überhaupt von allen guten Wissenschaften nichts verstehen. Fragst du sie verständiger Weise, ertappst du sie auf ihrer Unwissenheit, hörst du sie reden, findest du sie barbarisch, und so zwangen sie selbst den beredten Aristoteles zu reden. Betrachtest du aber ihr Leben und ihre Sitten, mußt du sie tadeln und verabscheuen. Das sind die kindischen Greise, die nichts als

---

1) Pirkheimeri opp. 400.

2) Wortspiel mit φιλοσοφος, φιλοπομπος, φηλοσοφος.

Finsterniß und unnützen Rauch wollen, die in ihren knabenhaften erbärmlichen Spitzfindigkeiten ergrauen, die nicht wissen, was sie wollen, die der göttliche Plato mit Recht als Ehebrecher der Philosophie, denen man kein Lager geben sollte, bezeichnete, und von denen Callikles bei demselben im Gorgias meinte, daß man sie prügeln sollte. Aber ich, mein Vincenz, indem ich gegen jene Schwätzer und Böcke, die heftigsten Feinde der Wissenschaften und schönen Künste, wie es billig ist, losziehe, sehe ein, daß ich das Maaß eines Briefes überschritten habe. Mögen also jene Unthiere und Kobolde zum Teufel gehen, und einmal nach Ajax Beispiele, wenn sie sehen, daß ihre sophistischen Argumentationen, ihre Ränke und Spitzfindigkeiten keinen Heller werth sind, sich mit eignen Händen erwürgen. Du aber lebe wohl, widme dich eifrig den Wissenschaften und sei überzeugt, daß ich ganz der Deinige bin." —

Aber die Opposition gegen das alte System gewann besonders dadurch an Kraft und Energie, daß die drei Richtungen, in denen sie sich bisher geoffenbart, die volksmäßige, humanistische und religiöse sich entschieden miteinder vereinigten.

Vereinigung der volksmäßigen, humanistischen, religiösen Opposition.

Sebastian Brandt und andere.

Wir haben schon öfters angedeutet, daß die drei Sphären, in denen sich die neuere Richtung bewegte, die humanistische, theologische, volksmäßige, einen inneren geistigen Zusammenhang hatten, daß sie in vielfachen

Beziehungen und Wechselwirkungen zu einander standen. Gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts aber wurde immer mehr auch eine äussere Verbindung vermittelt. Sebastian Brandt und Geiler von Kaisersberg waren es namentlich, in welchen sie recht offenbar wurde: in jenem durch sein Narrenschiff, in diesem durch seine Predigten.

Sebastian Brandt, ein classisch gebildeter Mann, academischer Lehrer, dem Stande der Gelehrten also angehörend, stieg doch in seinem Buche in die Vorstellungsweise des Volkes nieder: er vereinigte die Lebensweisheit, wie er sie aus den Alten gelernt, auf das Glänzendste mit der gesunden natürlichen Weisheit, wie sie die volksmäßige Richtung seiner Zeit wollte. Er suchte die Gebrechen seiner Zeit lächerlich und dadurch verächtlich zu machen, und wandte auf sie den ganzen derben Volkston an, wie er sich in den populären Schriften jener Zeit fand, ohne jedoch in das Extrem zu gerathen. —

So allgemein nun auch die Tendenz seines Narrenschiffes ist, nämlich die Gebrechen der Zeit zu geißeln, so tritt doch recht deutlich die besondere Aufmerksamkeit hervor, die er den schlechten kirchlichen Zuständen und selbst der Wissenschaft schenkt. So sagt er in dem Kapitel „von unnützem Studiren": die Jugend achte alte Kunst gering, sie lernte lieber jetzt allein, was unnütz und nicht fruchtbar ist. Mit leerem Geschwätz gäben sich die Schulen ab: ob es wollte Tag sein oder Nacht, ob ein Mensch einen Esel gemacht habe und dergleichen. Sind das nicht dumme Narren, die sich und andere Leute Tag und Nacht mit solchem Zeuge plagen? Bessere Wissenschaft achten sie nicht. Es sind die Leute, von denen Ori-

genes sagte, es wären die Frösche und Heuschrecken gewesen, die Aegypten gedrückt haben. Solche Sachen treibt die Jugend in Leipzig, Erfurt, Wien, Heidelberg, Mainz, Basel: und kommt mit Schanden heim: und das Geld ist verzehrt." In dem Kapitel von viel Pfründen geißelt er die Habsucht der Geistlichkeit. Mancher, der viel Pfründen besitzt, wäre nicht zu einem einzigen kleinen Pfründlein gut. Aber wer viel Pfründen haben will, wird wohl die letzte in der Hölle finden. Oder in dem Kapitel von geistlichen Würden tadelt er, wie viele sich dem geistlichen Stande weihen, die nichts verstehen, nur um Müssiggang treiben zu können.

Wie sehr Brandt aber den Ton seiner Zeit getroffen, sieht man aus der großen Anerkennung, die sein Buch überall erhalten, nicht blos beim Volke, sondern auch bei den Gelehrten. Ward es ja, um es diesen genießbarer zu machen, selbst ins Lateinische übersetzt von Jakob Locher Philomusus.

Von dieser Zeit an sehen wir die volksmäßige Richtung immer mehr in die Opposition der gelehrten Literatur eindringen. Jener Jakob Locher, der das Narrenschiff übersetzte, verfertigte noch mehrere Schauspiele, welche dem Titel nach zu schließen, dieselbe Richtung haben. Mehrere Schriften, die gegen die Theologie und Geistlichkeit seiner Zeit gerichtet sind, haben ebenfalls den derben oft unflätigen Ton der Volksliteratur. Selbst Johann Reuchlin verfertigte bei seinem Aufenthalte in Heidelberg eine lateinische Comödie, in welcher die oppositionelle Richtung der Volksliteratur ausgedrückt ist. Die schändlichen Sitten und Verkehrtheiten der Geistlichkeit, ihr böser Einfluß auf die Regierung der Länder ist der Ge-

genstand derselben. Sogar der ernste Wimpheling, der so viel auf gute Sitten hielt, hat sich in dieser Weise versucht. Noch vor dem Erscheinen des Narrenschiffs hat er mehrere Schriften herausgegeben, welche in dem volksmäßigen Tone die verschiedenen Stände, namentlich aber die Geistlichkeit und die Scholastiker geißeln sollten [1]). Später, im Jahre 1505, besorgte er die Ausgabe zweier satyrischen Schriften: von der Treue der Concubinen gegen die Priester, und von der Treue der Buhlerinnen gegen ihre Liebhaber, jenes von Paul Olearius aus Heidelberg, dieses von Jakob Hartlieb. Beide sind durchaus im derben volksmäßigen Tone gehalten, manchmal mit Deutsch untermischt. Thomas Murner, einer der schreibseligsten Literaten der damaligen Zeit, eigentlich ein Franziskanermönch, aber der neuen Richtung zugethan — Hutten und Pirkheimer zählten ihn unter die heftigsten Feinde der Scholastiker, unter die eifrigsten Freunde Reuchlins — ahmte in seinen vielen Stücken, die er schrieb, nicht nur den Ton Sebastian Brandts nach, sondern er verfiel selbst in die gröbere, rohere Manier der Volksliteratur. Er gefällt sich besonders in der Verspottung der Mönche und der Geistlichen [2]).

---

1) Directorium statum, seu verius tribulatio seculi 1489. Es ist darin enthalten unter anderm: epistola de miseriis curatorum aut plebanorum. Monopolium philosophorum, vulgo der Schelmenzunft. Monopolium vulgo des Lichtschiffs.

2) Vergl. Gervinus Geschichte der deutschen Dichtung. II. Bd.

Heinrich Bebel.

Aber ohnstreitig einer der bedeutendsten unter den Humanisten, welche diese Richtung verfolgten, war Heinrich Bebel.

Wir haben ihn schon öfter erwähnt und sahen in ihm einen allezeit fertigen Kämpfer. Seine Natur bewegte sich überhaupt in Streit und Kampf: das war sein Element.

Eine seiner ersten Schriften war eine Vertheidigung der Poesie gegen ihre Verkleinerer: ein Gespräch zwischen Battus und Eulogus, jener die Scholastik vertheidigend, dieser die Poesie und die classischen Studien. Jener macht der Poesie die gewöhnlichen Vorwürfe, daß die Poeten nichts gelten, daß sie kein Geld erwurben, während die Scholastiker reich wurden, daß sie der christlichen Religion zuwider seien, da sie mehrere Götter vorbrachten, daß sie Unzucht und Liebesgewäsche predigten u. s. w. Auf Alles dieses antwortet Eulogus und widerlegt den Gegner, nicht ohne heftigen Ausfall auf die Sophisten Es seie blos leerer Wortschwall, Dunst, was sie vorbrachten. Die Dialektik sei zwar gut, aber nur für ein gewisses Alter und in gewissem Maße, sie dürfe nicht das ganze Wissen ausmachen. Die wahre Weisheit bestehe nicht in der Philosophie, wie sie gegenwärtig in den Schulen getrieben wurde, sondern in der eines Plato oder Cicero. „Wir Deutsche haben Geist und Verstand, aber die lärmende Schaar der Sophisten führt unsere zarte Jugend in den dustern Kerker, wo die Augen kein Licht haben und zuletzt erblinden. Wenn die Geschwätzigkeit dieser Leute einmal aus unserem Lande vertrieben oder

nur ein Bischen unterdrückt würde, dann würdest du, Italiener, bald besiegt, den Deutschen weichen müssen."

Der freie oppositionelle Charakter ist dann durchweg in seinen Schriften der vorherrschende. Wir sahen ihn schon wegen der Einführung einer bessern lateinischen Grammatik, eines reineren lateinischen Styls im Kampf mit den alten schlechten Schulbüchern liegen. Wegen des Hieronymus kommt er in einen Streit mit einem Theologen, der es nicht leiden will, daß der alte Kirchenvater getadelt wird, und wenn es auch nur wegen seines schlechten Lateins wäre: daß Bebel Seneca einen christlichen Philosophen und Lactantius den christlichsten nannte, tadelte derselbe, da jener in vielen Dingen geirrt habe. Dem antwortet Bebel, daß Niemand näher an die christliche Religion hingekommen sei, als Seneca: und Niemand verdiene mehr den Namen des Christlichsten, als Lactantius. Wenn er auch in manchen Dingen irrte, so mindert das seinen Glauben und seine Heiligkeit nicht. Er ist kein Ketzer. Denn er glaubte nach seiner Ueberzeugung recht und fromm zu glauben. Denn damals war durch die katholische Kirche noch nicht abgegränzt, was man glauben müsse. Wenn alle diejenigen Ketzer wären, die an irgend einem Irrthum im Glauben litten, so müßte man viele Heilige aus dem Himmel stoßen[1]). Ueberhaupt war Bebel auf der Universität Tübingen in beständigem Conflict mit der alten Barbarei, wie er den Scholasticismus nannte. „Ich scheue mich nicht, schreibt er 1504 an den Canonicus Peter Jakobi von

1) Brief Bebels an Marcus Fabri, Carthäuser in Trier vom Jahr 1506.

Arlun, in meinem öffentlichen Lehramte, dem ich nun an neun Jahre vorstehe, die Barbarei zu verdammen, dagegen eine reinere Schreibart anzuempfehlen, und in diesem Sinn auf die Jugend zu wirken. Auch habe ich schon viel genützt. Man hört in Tübingen hie und da ein besseres Latein. Die Guten rühmen von mir, daß man mir es verdanke, daß ich der Erste sei, der mit offenen Waffen die Barbarei aus unserer Hochschule verdränge. Dagegen gibt es freilich in Deutschland noch viele Rohe und Barbaren, welchen eine reinere Sprache verderblich zu sein scheint. Daher bieten sie Alles auf, diejenigen, die sich derselben bemühen, zu unterdrücken und ihre Verbreitung zu verhindern, ganz verschieden von der Art und Weise unserer Väter, unserer Mönche im alten Deutschland, besonders der Benediktiner, durch deren Bemühungen uns Quintilian, Asconius, Pedianus, Cicero und andere erhalten sind. Wenn man auf diese Barbaren gehen würde, so wäre es freilich um die Verbreitung einer besseren Wissenschaft geschehen: zum Glücke aber aber kommen ihre Erfolge nicht mit ihren Wünschen überein. Denn es gibt Viele in Deutschland, welche die reineren Wissenschaften pflegen. Aber die Barbaren ärgern sich darüber und verketzern meine Schriften in Winkeln und im Stillen."

Dieser Bebel nahm denn nun auch die volksmäßige Richtung ganz in sich auf.

Schon seine Lebensverhältnisse mußten ihn dazu hinleiten. Er war der Sohn eines schwäbischen Bauern, und war daher mit der Weise des Volks ganz genau vertraut. Später hatte man ihm einmal seine Abkunft vorgeworfen: er hielt sich nur desto fester an sie: er rühmte

sich seiner niedern Abstammung, sie wäre vielmehr eine Ehre für ihn, da er es doch so weit gebracht, daß er gekrönter Dichter, daß er Professor sei. Er entfremdete sich so wenig von dem Volke, daß er vielmehr die Richtung desselben in seine gelehrten Beschäftigungen mit herüber nahm. Er übersetzte eines der schönsten Volkslieder: „ich stund an einem Morgen" ins Lateinische. Er sammelte die deutschen Sprüchwörter, und suchte sie durch eine lateinische Uebersetzung allgemeiner zu machen. Es entging ihm nicht, was in ihnen lag. In der Vorrede an Georg Lamparter sagt er, daß die Deutschen in der Literatur zwar die Andern nicht erreicht hätten, dagegen hätten sie einen Schatz von Lebensregeln in ihren Sprüchwörtern, welche mit Recht der Philosophie der Alten gleichzusetzen seien. Eben diese gesunde natürliche Weisheit, wie sie sich in dem Volke seiner Zeit aussprach, zog ihn an: und man kann sagen, daß sie die Grundlage seines Wesens bildete.

Bebel war eben darum, weil er mit dem Volke in einer sehr genauen geistigen Beziehung stand, keiner von denen, die in der Schule und unter den Wissenschaften die öffentlichen Verhältnisse vergessen hätten. Vielmehr hatte er diese beständig im Auge, und ihm galt, wie nicht leicht einem andern, die würdige Entwicklung der vaterländischen Zustände für das Höchste. Er wandte daher seine Waffen nicht blos gegen die Verächter der Wissenschaften, sondern gegen die schlechten Zustände überhaupt, die er verbessert haben wollte: gegen die unselige Zersplitterung des deutschen Reichs, wodurch die Nation verhindert ward, eine imposante Stellung gegen Außen hin zu behaupten: — wir haben in dieser Beziehung

schon seine historischen Studien erwähnt — vorzüglich aber gegen den schlechten Zustand der Geistlichkeit und der Mönche.

Eben bei dieser seiner Opposition gegen die Gebrechen der Zeit wandte er den populären Ton an.

Das erste Werk, das wir hier erwähnen müssen, ist sein Triumph der Venus [1]).

Dieses Gedicht ist in lateinischen Hexametern geschrieben und in sechs Bücher abgetheilt.

In der Einleitung sagt er, er wolle darstellen, daß die Venus, d. h. die sinnliche Begierde Schuld an dem gegenwärtigen schlechten Zustande sei. Im ersten Gesang beklagt sich zuerst die Venus, daß ihre Herrschaft zu Ende gehe und daß sie bald unter die ihrer Feinde fallen werde. Amor tröstet sie: er wolle schon sorgen, entfernt sich dann und kommt bald mit einem ungeheuern Heer von Anhängern der Venus zurück: zuerst Vögel und Insekten, vierfüßige Thiere, Schlangen und Fische. Hier endigt das erste Buch. Im zweiten werden nun die Menschen aufgeführt: zuerst nach den Völkern, von denen keines vergessen ist: nur allein die Hessen wären immer keusch geblieben. Dann kommen die einzelnen Stände. Zuerst die Bettelmönche, welche den ersten Platz unter den Verehrern und Beschützern der Venus einnehmen wollen. Darüber erhebt sich aber ein Streit zwischen ihnen und den die Venus begleitenden Gottheiten, des Stolzes, des Zornes, der Zwietracht, der Faulheit, des Luxus ꝛc., welche den Bettelmönchen den ersten Rang

1) Im Jahr 1505, glaube ich, zuerst gedruckt, dann öfter aufgelegt.

ſtreitig machen. Dieſe aber vertheidigen ſich heldenmüthig. Die Venus entſcheidet ſich dann zu Gunſten der Bettelmönche. Dankbar ſetzt nun der Anführer derſelben die Gründe noch weiter aus einander, warum ihnen der erſte Rang gebühre. „An Faulheit, an Wolluſt, an Luxus, ſagt er, thut es uns Niemand zuvor; wir verſtehen vortrefflich das Stehlen; wir verachten die Religion, die Gottesfurcht: während die Menſchen in die Kirche gehen, um dort zu opfern, bleiben wir an den Vorhallen ſtehn, und verlangen mit lautem Geſchrei Almoſen in des Antonius oder Chriſtus Namen, denken aber niemals daran, dieſe mit demüthigem Sinn zu verehren. Unſere einzige Sorge iſt, das Landvolk zu betrügen. Ich jedoch bin vorzüglich dazu geſchickt, der Anführer dieſer Schaar zu ſein, weil ich den Tugenden noch gefährlicher bin. Ich nenne mich beim Volke einen Bruder vom Michael, gebe vor, auf ſeinen Befehl bis über das Meer zu reiſen, keine Gefahren, keine Mühſeligkeiten, ſelbſt den Tod nicht zu ſcheuen. Aber das ſind lauter Lügen: ich frage nach keinem Gelübde: ſchon viele Jahre reiſe ich der Erſcheinung des Engels wegen, bin aber noch niemals dahin gekommen, wohin ich zu reiſen gelogen habe. Ich will nichts von meinen Räubereien, Diebſtählen, Entwendungen, den Nothzüchtigungen ſagen, die ich an Mädchen verübt habe — nur ſo viel, daß ich aller Arbeit los zu ſein wünſche: darum habe ich der Tugend den Krieg erklärt und folge deinem Lager. Aber mein Bruder da, den ein langer Bart ziert, dient dir von jeher. Keiner iſt berüchtigter durch Verbrechen, durch Heuchelei, durch Ränke. Er rühmt ſich, daß er aus freien Stücken die Armuth erwählt habe,

er lebe den ganzen Tag nur nach Art der Engel, was ihm übrig bleibe, gebe er den Armen. Wenn du seine Thränen siehst, indem er sich auf die Erde wirft, oder wenn du seinen weinerlichen Gesang hörtest, indem er im Namen Christi betet, so würdest du sagen, es gäbe auf der Welt nichts Heiligeres. Wüßtest du aber seine vielfachen Schändlichkeiten, die Masse seiner Verbrechen, so würdest du schwören, er weiche keinem Räuber." Dann kommen die fahrenden Scholastiker, welche die Studien verlassen und in erbärmlichem Aufzuge durch Länder und Städte ziehen: sie machen sich eine eigene Sprache, damit das Volk ihre Lügen und Betrügereien und die Unzucht, die sie verüben, nicht bemerke. Sie verstehen kaum drei Worte Latein, können keinen Anspruch auf irgend eine Ehre machen, dennoch lügen sie die einfaltigen Bauern an, als seien sie Cleriker, die aber aus Armuth die Weihen noch nicht hätten empfangen können: es fehle ihnen das Geld, womit wir die Heiligthümer, Rom, Altäre und selbst den Himmel verhandeln. Der Bauer gibt ihnen dann Geld, was er im Kasten hat, zu essen und zu trinken, weil er glaubt, eine gute That zu thun: noch wohlthätiger ist die Bäuerin, welche sie zu berücken verstehen.

Im dritten Buche erscheint der Papst mit der gesammten Geistlichkeit. Der Stimmführer empfiehlt der Venus seine Schaar, als zu jedem Kampfe gegen die Tugend gerüstet: nur wundere er sich, warum die Bettelmönche ihnen vorgezogen seien. Venus erwiedert, das sei nun einmal nicht zu ändern, doch solle er nur fortfahren. Jener gibt sich nun zufrieden, bringt aber noch mehrere Gründe bei, warum die Priester ebenso, wie die

Bettelmönche, auf den ersten Rang in dem Heere der Venus Anspruch machen könnten. „Denn was sie für sich in Anspruch nehmen, sagt er, Stolz, Völlerei, Leichtfertigkeit, Wollust, Faulheit, das haben sie Alles mit uns gemein. Besonders folgt der Papst, früher dein bitterer Gegner, und die übrigen Prälaten deinem Lager. Denn schon lange hat die Kirche die alten Sitten verändert. Stolz schlich sich in die Mauern Roms, Eitelkeit, die Verderberin der schönen Unschuld, der Luxus, der Verschwender des Reichthums, der Feind der Tugend. Da wohnt nun der heilige Vater, den von Gold glänzend vor dem ungeheuren Zuge ein mit Edelsteinen geziertes Pferd daherträgt. Erst gingen sie durch die Mauern Roms zu Fuß, auf den Krummstab gestützt, in zerrissenen Kleidern, demüthig — Purpur, Seide, Gold, selbst die Sklaven waren ihnen fremd. Durch diese war dir deine Macht entwendet, o Venus. Mit keuscher Rede unterrichteten sie das Volk, Tag und Nacht waren sie darauf bedacht, dir die Leute abspenstig zu machen — so viele Reiche, Städte, die ganze Welt war ihnen unterworfen, ihnen, die sich die Knechte der Knechte nennen ließen. Jetzt aber ist es anders. Das Schiff Peters hat Schiffbruch gelitten, und schwankt jetzt endlich auf unsichern Wellen. Der Glaube der Christen steht nur noch auf kleinem Raume: er ist heruntergebracht, aller Glanz ist dahin. Aber die Ursache davon ist, weil die Tugend verschwunden ist: das Laster regiert die Welt. Der heilige Vater mit dem gesammten Clerus hat die alten Sitten, die Religion der Väter verlassen: was einst die heiligen Päpste durch schwere Censuren, geleitet von dem höchsten Rechtsgefühle, festgesetzt

haben, das vernichtet jetzt die sogenannte Dispensation. Diese wird nach Willkühr den Schlechten zugestanden: nichts ist mehr unerlaubt. Also hier magst du ganz sicher leben: wir alle sind deinem Dienste geweiht, obgleich Zöglinge der Tugend: diese ist dumm genug, uns heutzutage fette Belohnungen für unsere Laster auszubezahlen."

Nun kommt die Schaar der Cardinäle und der Bischöffe, „welche die Mutter Kirche zu Senatoren des öffentlichen Wesens, zu Räthen der Kirche aufgestellt hat: aber sie wurde erbärmlich getäuscht. Denn sie setzten die Mäßigkeit, Religion, Glauben, Tadellosigkeit des Lebens, Schaam bei Seite: es beherrscht sie nur die verderbliche Begierde, die schändliche Gefräßigkeit, aufgeblasener Stolz: sie gehen einher in städtischem Pomp, kleiden sich in tyrischen Purpur, in kostbare Perlen: sie reiten auf hohen Rossen, beschäftigen sich mit der Jagd: und sind ganz deinem Dienste gewidmet, während sie doch nur das Lob der Tugend singen sollten und die Hymnen Davids und Salomos."

Dann kommt der Stimmführer selbst, ein gewöhnlicher Pfaffe. Mit Recht sei er zum Anführer gewählt worden: denn er verprasse und verschlemmere das Vermögen der Kirche, halte eine Hure, die ihm die Einkünfte durchbringen helfe. Von ihr habe er Kinder, die er gerne zu Erben in alle Stellen und Stiftungen einsetzen wolle, aber die Gesetze hätten ihm das Testamentmachen verboten. „Wenn ich dem Volke predige, werde ich nie von Liebe zu Gott oder von Menschenliebe geleitet, sondern ich denke entweder nur daran dem Volke einen Hanswurst vorzumachen, oder die Hölle auszuma-

len, wenn ich aufgebracht bin. Denn wenn ich nur mit dem geringsten Worte von Jemanden beleidigt bin, vergesse ich es nie. Dann ist ein beständigs Thema von mir der Zehnte, Geschenke, und andere Dinge, die mir Vortheil bringen."

Hierauf werden die Canoniker und Curtisanen mitgenommen. Von den Letztern wird besonders die Habsucht als charakteristisches Merkmal angeführt. „So Einer kommt von Rom, hat nichts gelernt, ist ungelehrt, faul, ein Esel hat ihn zum Doctor gemacht, aber er wird reich: denn jede Gelegenheit ergreift er, um sich Geld zu machen, verfälscht die Testamente, treibt Wucher und Simonie, stürzt die Leute in Streitigkeiten. Macht er sich ein Bischen frei von den Prozessen, thut ers nur, um der Venus zu fröhnen."

Nach diesen kommt die ganze Schaar der Mönche und Nonnen: die Lollharden und Beguinen, die Bernhardiner, Benediktiner, Prämonstratenser, Augustiner, Carmeliter, Dominicaner, welche mit unendlichem Scharfsinn den Dummen ihr Geld abzupressen verstehen. Sie sollten eigentlich demüthig sein, aber die Kutte macht sie nur stolzer. Sie brüsten sich mit ihrer Wissenschaft: aber sie streiten nur um des Kaisers Bart (eigentlich: um Schweinewolle) wie z. B. über die Empfängniß der Maria, über das Blut Christi und ähnliches Zeug. Dann kommen die Scholastiker, die Sophisten, die auf den Schulen zwar gegen die Liebe und gegen die Völlerei eifern, im Stillen aber der Venus und dem Bacchus nur desto eifriger dienen. Endlich noch die Juristen, die Procuratoren, Notarien, Beisitzer von Gerichten, Mediciner, Poeten und Studenten.

Im vierten Buche werden die weltlichen Stände, Könige, Fürsten, Grafen, Ritter, Bürger, Landsknechte und Schweizer als Diener der Venus angeführt. Aber auch hier kommt ein Ausfall gegen die Geistlichkeit vor. Als die Rede auf den Kaiser Maximilian kommt, wird die Venus betrübt. Denn er habe von jeher nur die Tugend geübt, und suche die Reizungen der Wollust aus seinen Ländern zu vertreiben: auch scheine es, hätten sich schon viele zu seinen Genossen erklärt: denn so viele Zusammenkünfte der Fürsten kamen ihr verdächtig vor. Der stimmführende Ritter tröstet sie darüber. Die Deutschen seien uneinig: schon erheben sich die Bauern: viele von den Fürsten, die Pest Deutschlands, die er sich nicht scheue, Bastarde zu nennen, da sie die Liebe des Bruders verschmähen, verachten das Reich und weigern sich, ihm sich zu unterwerfen. Die Zwietracht seie allenthalben eingerissen. Deßhalb solle sie sich auch nicht vor den deutschen Reichstagen fürchten. Denn dabei käme nichts heraus: das Volk warte immer auf Entscheidung, aber es wird nur ein unnützer Wortkrieg geführt, und man geht mit viel feindseligerem Gemüthe von dannen, als man hineingegangen sei. Uebrigens fehlt uns die Hauptsache, nämlich das Geld. Denn die Pfaffen scharren alles Geld zusammen, mit unzähligen Künsten, die ich gar nicht alle nennen kann: einmal unter dem Namen der Annaten, oder der Zehnten, jetzt für ein Pallium, jetzt für Altare. Wahrlich! Deutschland verschleudert thorigt genug aus zu großer Religiosität seine Kräfte. Was das alte Mütterchen in ihrem Kasten hält, was sich der genügsame Bauer an seinem Munde abzieht, alle Ersparnisse der Reichen und der Armen frißt jetzt der soge-

nannte Ablaß. Gibst du nur Geld, reißt dieser alle Seelen der Väter aus der Hölle, und versezt sie in den Himmel: er macht das Reich des Teufels völlig leer. Um ein Spottgeld verkaufen wir jetzt den Himmel, Altäre, Rom. Die Seligkeit liegt unter einem vollen Sacke verborgen. Auch das Geld, welches als Belohnung für kriegerische Dienste unsern Soldaten gebührte, um das treulose Volk des Mahomed hinauszujagen, verschlingt der Priester, der jetzt mit dem Mönch den ganzen Erdkreis besitzt. Tafeln, goldene Gefäße, herrliche Becher, Tische von kostbarem Holze, alle Arten von Schwelgereien sind ihm weit lieber, als die Christen im Unglück zu berathen. Wenn sie nur sicher leben, kümmern sich die Kutten nicht darum, wie es den Völkern geht, die von den Türken zu leiden haben. Willst du eine Burg, eine Stadt, ein Dorf, ein Landgut mit Wiesen, Aeckern und Wäldern verkaufen, gleich ist der Mönch da, der Königen und Edelleuten vorgezogen wird, weil er mehr Geld hat und gleich bezahlen kann. Die Könige erwarten von den reichen Pfaffen Unterstützung gegen die Ungläubigen. Aber der Priester, der es vortrefflich versteht, die gläubigen Herzen der Einfältigen zu ermahnen, ihr Leben und ihre eigene Haut daran zusetzen, würde selber weder Silber noch Gold hergeben: nur beten will er. Aber mit Gebeten wird nichts Großes ausgeführt, sondern mit kühnem Muth, mit gutem Rath, mit kluger Ueberlegung. — Also von dieser Seite her hast du, Venus, nichts zu fürchten.

Im fünften Buche erscheinen die Weiber: wo er gegen die Städterinen loszieht und die Landmädchen her-

vorhebt; und die Bauern, die auch von ihren alten einfachen Sitten verloren hätten.

Im sechsten Buch rüstet dann die Tugend ihr Heer, das aber sehr klein ist. Als es zum Treffen kommt, lauft es davon. Die Tugend beklagt sich hierauf bei Gott, und dieser schickt dann allerlei Landplagen unter die Menschen. Da bitten die Barmherzigkeit, die Jungfrau Maria und andere Heilige Gott um Schonung. Er läßt sich endlich erweichen. Als nun aber die Venus das Feld frei, das feindliche Lager verlassen sieht, stellt sie einen Triumph an, und theilt Belohnungen unter ihre Anhänger aus. —

Noch viel augenscheinlicher aber, als in diesem Triumph der Venus, tritt die Vereinigung der volksmäßigen und der humanistischen Opposition in Bebels Facetien hervor.

Diese, im Jahre 1506 zum ersten Male herausgekommen, sind eine lateinisch verfaßte Sammlung von Anekdoten, wie sie im Munde des Volkes herumgingen, theils völlig auf volksmäßigem Boden entsprungen, theils aus Büchern entlehnt, die eine ähnliche Richtung hatten, wie z. B. aus Boccacios Decameron, aus Boners Edelstein, aus dem Renner Hugos von Trimberg, aus dem Pfarrer von Kalenberg, aus Salomo und Markolf, aus dem Eulenspiegel. Als die Tendenz gibt er zwar in der Zueignung an Peter Jakobi von Arlun blos die Absicht zu unterhalten und Lachen zu erregen an: und es ist nicht zu verkennen, diese ist mit dabei: sie war auch zunächst die Tendenz der Volksliteratur selber. Allein die andere, die Opposition gegen die Gebrechen der Zeit, gegen die Geistlichen namentlich und gegen die Scholastiker,

ist auf das Innigste damit verbunden: denn gerade sie sind immer die Zielscheibe des Witzes.

Dieses Buch ist eines der wichtigsten für den Zustand der damaligen Zeit. Man sieht daraus, wie nicht leicht aus einem anderen, einmal, in wie großer Verachtung die Geistlichkeit beim Volke stand, daß man sich ihrer Ränke und Betrügereien sehr wohl bewußt war, zweitens, daß man selbst über die Dogmen der Kirche sehr geringschätzig, ja manchmal frivol dachte.

Es wird nöthig sein, um die Wichtigkeit dieses Buches zu begreifen, den Inhalt etwas ausführlicher darzulegen. Wir müssen hier verschiedene Abtheilungen machen.

Die meisten Anekdoten haben die schlechten Sitten der Geistlichkeit zum Inhalt. Vorzüglich wird ihre Unzucht mitgenommen. Die Anekdoten sind größeren Theils zu derb, als daß wir sie wiedergeben könnten. Nur einige der unschuldigsten wollen wir anführen.

Ein Franziskaner kehrte in einem Nonnenkloster ein, und nachdem er den Nonnen viel vorgepredigt hatte, legten sie ihn zur Erkenntlichkeit Nachts in das allgemeine Schlafgemach. In der Nacht rief er zu wiederholten Malen: „Nein, das werde ich nicht thun!" Die Nonnen fragten was er habe. Eine Stimme sei ihm vom Himmel gekommen, antwortete er, die von ihm verlange, er solle bei der jüngsten Nonne schlafen, um einen Bischoff mit ihr zu erzeugen. Da führten ihm die Nonnen die jüngste zu: aber diese sträubte sich Anfangs. Die Andern tadelten sie: sie an ihrer Stelle würden sich nicht weigern. Endlich fügte sich die jüngste Nonne, allein nach neun Monaten gabs ein Mädchen. Der Mönch aber, den

man deßhalb zur Rede stellte, erwiederte: es seie die Strafe Gottes, weil sich die Nonne Anfangs gesträubt habe.

Einer erzählte einem alten Mönch von seinen Liebeskämpfen. Da fing der alte Kerl bitterlich an zu weinen. Jener meinte, es wäre der Erinnerung an seine Sünden wegen und wollte ihn trösten. Da sagte aber der Mönch: „Ach ich weine nur darum, weil du mir jene schönen Zeiten zurückgerufen hast, wo ich noch ein Mann war. Aber o weh! jetzt kann ich in jenem Dinge nichts mehr leisten."

Ein Minorit sprach viel von Venuswerken und als er auf sein Gelübde aufmerksam gemacht wurde, antwortete er: „Dreierlei habe ich gelobt, Armuth im Bad, Gehorsam bei Tisch, Keuschheit vor dem Altar."

In Blaubeuern speisten mehrere Pfarrer bei ihrem dortigen Collegen, dessen Tisch mit vielen silbernen Bechern geziert war. Einer fragte den andern: wie viel er denn Becher hätte. „Wenn ich so viele Becher hätte als Kinder, war die Antwort, hätte ich acht."

Als einst die Rede darauf kam, daß die Bettelmönche so viele Kinder hätten, sagte Einer: „die haben gut Kinder machen, da wir sie ernähren müssen."

Ich weiß ein Nonnenkloster, über dessen Keuschheit und Enthaltsamkeit ich mich einmal bei einem Nachbarn des Klosters erkundigte. Dieser sagte mir, daß im ganzen Kloster eine einzige keusch seie, und diese nenne man bloß deßwegen so, weil sie noch nicht geboren habe: die andern alle hätten Kinder und manche sehr viele, besonders die Aebtissin. Ein Dritter fügte hinzu: „das muß wahr sein: denn wenn sie nicht oft Mutter gewor-

den sei, so würde sie pflichtgemäß aus jenem Institut vertrieben werden."

Wir haben ein Sprüchwort: wenn die Mönche reisen, regnet's. Einer legte dieß so aus. Sie haben viel Dünste im Kopfe vom vielen Wein. Die werden dann von der Sonnenhitze herausgezogen, und steigen in die Luft, wo sie zu Wolken werden.

Ein Bauer hatte einmal einen Streit mit seinem Pfarrer. Er erklärte nämlich, sein Esel sei gescheider als der Pfarrer. Dieser verklagte ihn darum beim Richter des Dorfs. Der Bauer aber vertheidigte sich folgendermassen. Ich habe gesagt, daß der Esel gescheider sei, als der Pfarrer. Und mit Recht. Denn er trinkt nur so viel, daß er allein noch nach Hause gehen kann. Jener aber säuft sich so voll, daß er nicht gehen kann und sein eigenes Haus nicht wieder erkennt, wie ihr, meine Richter, mir wohl selbst bezeugen könnt.

Wie es mit der klösterlichen Disciplin aussah, nach welcher die jüngern Brüder den strengern Gesetzen unterworfen waren, während die älteren sich Alles erlaubten, bezeichnet folgende Anekdote.

Einer kam in ein Kloster und fragte hier einige Novizen, ob sie keine Weibsperson da hätten? Nein, antworteten sie, so lange wir nicht heilige Väter sind, ist es uns nicht erlaubt.

Ferner ist hieher zu rechnen eine Fabel aus Hugo von Trimberg, welche Bebel sehr anmuthig erzählt.

Der Wolf, der Fuchs und der Esel reisten einmal mit einander nach Rom, um sich dort den Ablaß zu holen. Unterwegs kamen sie überein, einander ihre Sünden zu beichten und die Buße zu bestimmen. Der Wolf erzählte

zuerſt dem Fuchs: er habe ein Schwein mit zwölf Jungen geſehen: das Schwein ſeie fett auf dem Felde herum ſpaziert, während die Jungen hätten hungern müſſen: da hätte er die Mutter ihrer Gottloſigkeit wegen zerriſſen und dann auch die 12 Jungen, aus Mitleiden, um ſie aus ihrem Elend zu reißen. Das erzählte er weinend und verlangte die Buße. Der Fuchs aber ſagte: „du haſt keine große Sünde begangen: denn du haſt dich der armen Waiſen erbarmt. Bete ein Vater unſer und du biſt abſolvirt.“ Nun erzählte der Fuchs dem Wolf ſeine Sünden. Ein Hahn hätte die ganze Nachbarſchaft durch ſein Geſchrei und ſeinen Stolz geärgert. Der Fuchs hätte ihn daher einmal abgefaßt und gefreſſen, und wie ſeine Frauen, die Hennen, Larm darüber aufgeſchlagen, hätte er ſie ebenfalls gefreſſen. Da ſagte der Wolf: „Du haſt keine große Sünde begangen. Es war gut, daß das Geſchrei und der Stolz des Hahns und ſeiner Hennen gedemüthigt wurde. Eſſe nun zur Buße drei Tage lang kein Fleiſch, geſetzt nämlich, daß du keines bekommen kannſt. Nun Eſel, was iſt mit Dir?“ — „Ach, ſagte dieſer, was ſoll ich beichten? Ihr wißt, was ich Alles zu ertragen habe. Einen Fehltritt nur habe ich begangen, der mich heute noch reut. Ich habe nämlich meinem Herrn das Stroh aus den Stiefeln gefreſſen, worauf dieſer böſe Füße bekommen. Seid mitleidig mit mir und legt mir die Buße auf.“ — Da ſagten jene: „O du Dieb, was haſt du gethan? wehe dir in alle Ewigkeit! Denn dein Herr hat durch dich großen Schaden erlitten, und iſt vermuthlich daran geſtorben: deine Seele iſt daher verdammt, und da darf auch dein Leib nicht geſund ſein.“ Sie fielen hierauf über ihn her und fraßen ihn.

Und nun die Anwendung. So, setzt Bebel hinzu, machen es noch die Mächtigen und Vornehmen. Sich selbst verzeihen sie gegenseitig Alles, gegen die Niedern sind sie unerbittlich, wie schon Juvenal sagt: dat veniam corvis, vexat censura columbas. Der Autor der Fabel aber mache noch folgende Auslegung. Mit dem Fuchs wären die älteren Mönche gemeint und diejenigen, die vom Abte über ein gewisses Amt gesetzt seien, mit dem Wolfe der Abt, der Esel bezeichne aber die einfältigen, geringeren Brüder, die in den geringsten Dingen außerordentlich sündigen, während die Obern sich gegenseitig alles hingehen lassen.

Die Herrschsucht der Pfaffen, ihre schändlichen Mittel, das Volk zu betrügen und überall Vortheil zu ziehen, sich selbst aber von allen Gesetzen zu befreien, werden in folgenden Anekdoten mitgenommen.

Ein Bettelmönch hörte die Beichte eines reichen Mannes, der in den letzten Zügen lag. Nach der Beichte führte er den einzigen Sohn des Mannes zu dem Sterbenden, und sprach von den vielen Schenkungen, welche der alte Mann seinem Kloster vermacht hätte: bei jeder Schenkung fragte er den Alten, ob es nicht so sei. Dieser, unfähig zu reden, nickte blos mit dem Kopfe. Der Sohn, der die List und den Betrug des Mönchs durchschaute, fragte endlich: „Vater, darf ich den frommen Bruder die Treppe hinunterwerfen?" Da nickte wieder der Vater, und so geschah's.

Als einmal irgendwo die Rede auf die Reichthümer der Pfaffen kam, sagte Einer: Die Priester und Pfaffen haben uns Laien gänzlich unterdrückt und unter das Joch gebracht. Denn zuerst haben sie einen Weg aus-

gedacht, hinter unsere Geheimnisse zu kommen, durch die Beichte. Dann zwingt man uns in die Kirche zu gehen, und ihnen hier das Geld darzubringen, während sie nur des Vortheils wegen hineingehen. Und es fehlt nur noch, worauf sie Tag und Nacht sinnen, daß wir für sie in die Hölle fahren.

Auch der Papst ward nicht geschont. Dieß zeigen folgende Anekdoten.

Ein Abt entehrte ein armes Mädchen, gab ihr aber keinen Heller, wie sie schwanger ward. Diese ging zu ihrem Gutsherrn und klagte. Der Edelmann, ein wackerer Mensch, ging endlich selbst zum Abte und verlangte für das Mädchen 40 Goldgulden. Der Abt erwiderte, in ihren Statuten und Regeln seien für eine Schwängerung nicht mehr als 20 Goldgulden angesetzt: mehr wolle er auch nicht geben. „Wie, erwiederte der Edelmann, das ist in eurer Regel enthalten? Beim Himmel, was ist das für ein Gesetz, was ist das für eine Religion, welche nicht über die Enthaltsamkeit und Heiligkeit des Lebens, sondern über Schändlichkeiten Institute erlaßt. Der Henker soll mich holen, wenn nicht der größte Schurke und Betruger der Gesetzgeber gewesen ist.“ Der Abt erwiderte, der Ritter möge doch nicht so gegen die heiligen Väter losfahren, besonders da der Papst seine Zustimmung und Confirmation gegeben habe. „Nun beim Himmel! versetzte der Ritter, so sind die Väter und der Papst zusammen Schurken. Und was geht es mich an, was der Papst dir erlaubt hat? habe ich es darum bestättigt? Nein, heiliger Vater! Darum, wenn du nicht augenblicklich meinen Willen thust, so wird dich weder der Papst, noch dein Gesetz gehörig

schützen." Er kündigte darauf dem Abte den Krieg an, und ruhte nicht eher, bis dieser 40 Goldgulden, ein Haus und einige Bauerngüter dem Mädchen übergeben hatte.

Einer erzählte neulich, die größte Perfidie finde sich in Rom, da seie die Treue verkäuflich, die Leute an der apostolischen Curie seien vortreffliche Geldzusammenscharrer. Da setzte einer hinzu: das thun sie ganz ihrer Weise gemäß. Wenn sie nämlich nicht so handelten, würden sie von ihren Ahnen und Stammvätern abarten, welche Räuber und Diebe gewesen wären.

Auch die Geschichte Boccacios von dem Juden, der nachdem er in Rom den Unfug gesehen, zum Christenthume übertrat, weil eine innere Kraft in demselben sein müsse, da dieses trotz den Versuchen des Oberhaupts, es zu Grunde zu richten, sich doch erhalte und immer mehr verbreite, erzählt er.

Auch über den Ablaß, über den er sich schon in dem Triumph der Venus ausgelassen, hat er eine gute Anekdote, aber ernster.

Der päpstliche Ablaß wird heut zu Tage so häufig verkauft, daß das Ansehen des Papstes und päpstlicher Decrete bei den Landleuten ganz verächtlich geworden ist. Daher hielt neulich ein Minorit in Cöln folgende Predigt darüber. „Hört, treue Seelen, ich will euch etwas Neues sagen, und etwas Wunderbares. Nämlich: wenn Einer von euch einen Goldgulden hat, so wird er vermöge des Ablasses das himmlische Reich bekommen; hat er einen Viertelsgulden, wird er auch das Viertel vom Himmelreich bekommen; wer aber nichts hat, wird

des Teufels sein. Ist das nicht eine schöne Sache, daß ohne Geld keine Seligkeit zu erlangen ist?"

Ueberhaupt gegen die Art von Frömmigkeit, welche auf die sogenannten guten Werke sich stützt, ist folgende Anekdote.

Ich kenne einen Pfaffen, der ausser der kirchlichen Stelle, die er durch Simonie erhalten hat, mit Wucher und den schändlichsten Künsten, durch Unterdrückung der Bauern sich große Reichthümer erworben. Als er alt wurde, begann er an sein Seelenheil zu denken: er machte daher in der Kirche einer benachbarten Stadt einige wohlthätige Stiftungen. Als wir darüber einmal in Gesellschaft sprachen, sagte Einer: der Pfaffe komme ihm vor wie jener Schuster den man den Schuster Gottes nannte: welcher das Leder stahl, und die Schuhe um Gotteswillen weggab. Denn was nützt es, aus dem Blut der Armen Gott ein Opfer zu bringen? Er will viel lieber Milde, Gehorsam und Beobachtung seiner Vorschriften, als ein Opfer, zumal, wenn es aus dem Raub und dem Blute der Armen besteht.

Den Unfug, der mit den Reliquien getrieben wurde, bezeichnet die Anekdote, die schon Boccacio hat, von den Kohlen des heiligen Laurentius. Er hat aber noch andere. Z. B. Als ein Pfaffe einmal aus seinem Sacke die Reliquien herausnehmen wollte, mit denen er die Bauern betrog, fand er nichts, als Heu: die Bauern nämlich hatten ihm aus Spaß die Nacht zuvor die Reliquien weggenommen, und Heu hineingethan. Jener zog das Heu heraus, wußte sich aber gleich zu helfen, indem er sagte, das seie das Heu, auf dem Jesus Christus in der Krippe geschlafen, und habe die Wirkung, daß weder Ehebrecher noch Ehebrecherin heranzu-

treten wage. Daher kamen, obschon viele den Betrug einsahen, dennoch, damit keiner den Verdacht des Ehebruchs auf sich lade, schaarenweise Männer und Frauen dahin, und brachten dem Heu ihre Gaben dar.

Die Geringschätzung der Heiligen und ihrer angeblichen Thaten kann folgende Anekdote charakterisiren.

Ein Franziskaner, der auf der Kanzel die Verdienste des heiligen Franziskus herausstreichen wollte, that es so, daß er den Franziskus fragte, wo er sich im Himmel hinsetzen wollte, sich selber aber jede Frage verneinte. „Franz, sagte er, wo willst du dich hinsetzen? Zu den Nonnen? Nein. Franz, wo willst du dich hinsetzen? Zu den Mönchen? Nein. Zu den Märtyrern? Nein. u. s. f. Da er nun keinen Platz fand, wo er den großen Mann hinsetzen wollte, stand endlich ein Bauer auf, und sagte, er solle ihn an seinen Platz setzen. Denn er wolle ins Wirthshaus gehen, da ihm die Sache mit dem Platzsuchen zu langweilig vorkomme. Ein Anderer sagte: „Mich dauert nur der arme Franziskus, der so lange stehen muß, da sie in so vielen Jahren noch keinen Platz gefunden haben, wo sie ihn hinsetzen wollen."

Zwei Adelige, Feinde eines Fürsten, wurden von diesem hart bedrängt. Sie nahmen nun ihre Zuflucht zur Maria. Der Eine rief die Maria in Aachen an. „Das ist zu weit, sagte der Andere. Bis diese kommt, sind wir längst überrumpelt und gefangen. Lieber die in Dechingen: die kann eher kommen."

Wie selbst die Dogmen der Kirche und die damit zusammenhängenden Ceremonien lächerlich gemacht wurden, zeigen die Anekdoten, welche wir schon früher angegeben haben.

Diese Anekdoten streifen, wenn man will, etwas an Frivolität. Doch können sie auch zeigen, wie im Volke, wie unter den Humanisten, das Bedürfniß nach einer einfachen, von überflüßigen Dogmen und Spitzfindigkeiten freien Religion vorhanden war. Auf die Bibel, als den Grund des Glaubens, hält Bebel sehr viel: er ärgert sich nur, daß die Pfaffen sich nicht an sie halten, sondern nach andern einfältigen Mährchen haschen.

Ich habe, sagt er in einer Anekdote [1]), öfters erklärt, wie großen Schaden die Dummheit einiger Prediger verursacht, welche, da sie doch die heilige Schrift haben, demohngeachtet zu lächerlichen Mährchen ihre Zuflucht nehmen, die nicht geringen Scandal und Anstoß geben. Denn da führen sie Beilpiele an, die weder wahr, nach wahrscheinlich sind, und die Gott, ihrem angeblichen Urheber, wegen ihrer Dummheit keine Ehre bringen können. So erzählte neulich Einer auf der Kanzel folgende Geschichte. Ein Mönch seines Ordens seie in den Wald gegangen, habe da eine ganz süße Stimme die vom Himmel kam gehört, seie von ihr gefesselt sitzen geblieben, und zwar 500 Jahre. Sie seien ihm aber kaum wie eine Stunde vorgekommen. Dann seie er in das Kloster zurückgekehrt: niemand seiner Mönche habe ihn erkannt, er aber Alle. Da könnet ihr nun sehen, was für eine Freude im Himmel sein muß, da unserem Bruder 500 Jahre wie eine Stunde vorgekommen sind. „Wie dumm! fügt Bebel hinzu. Der einfaltige Mönch sah nicht ein, daß alle jene Brüder 500 Jahre hätten leben müssen."

1) Drittes Buch S. 112

Ueberhaupt sind gegen die Dummheit und Unwissenheit der Geistlichen eine Menge Anekdoten gerichtet: wie einfältig und abgeschmackt sie predigen, — z. B. Christus habe zum heiligen Martin, der ihm etwas von seinem Kleide gegeben, gesagt: wenn ich dir diesen Dienst jemals vergesse, so soll mich der Teufel holen! oder: Eva habe Adam gedroht, wenn er vom Apfel nicht esse, gehe sie in ein Bordell — ihr schlechtes Latein, das nicht einmal so weit reicht, daß sie ihre Meßbücher verstehen: sie können weder decliniren, noch conjugiren, und verwechseln die Geschlechter. Dennoch bekämen solche unwissende Leute die besten Pfründen. Aber das seie wohl zu erklären: denn die sie verleihen, sind selber nicht besser, und freuen sich ihrer Genossenschaft.

Es ist natürlich, daß er auch Beispiele beibringt von dem Haß der Geistlichen und der Mönche gegen die classische Literatur, und ihrer Widerlegung. Diese sind jedoch ernsterer Natur und kommen auf das hinaus, was er in seinen andern Schriften schon weitläufiger aus einander gesetzt hat. „Eine barbarische Sprache mache Einen nicht frömmer und heiliger. Die Verächter der schönen Wissenschaften seien es nur, weil sie nichts davon verstünden: es passe auf sie die Fabel vom Fuchs und den Trauben.“ Nur eine Anekdote, die gegen die Lächerlichkeiten der Scholastik gerichtet ist, wollen wir anführen. „Ein Pfaffe wurde von Jemanden gefragt, warum die Dreinigkeit generis feminini sei, da doch keine einzige Frau in derselben vorkomme? Jener antwortete: das wisse er nicht, er wolle aber dieser wichtigen Sache wegen nächstens auf eine Universität gehen.“

Zum Schluß folgende ernstere Stellen, welche sich über den ganzen Zustand der Geistlichkeit auslassen.

„Es ist bejammernswerth, daß heutzutage Pfründen und Kirchenämter u. dgl. gerade den Unwissendsten übergeben werden, besonders den Curtisanen, welche nichts gelernt haben, aber nach Rom reisen, und dort mit vielen Beneficien und Stellen versehen, zur Verachtung wissenschaftlich gebildeter Leute, wieder nach Hause zurückkehren, wahrhaftig, zum größten Schaden der Kirche und der Seelen, da sie nichts lernen wollten und konnten, als Esel zu besorgen, oder, wie sie selbst sagen, die Praxis der Kanzlei [1]).“

„Die heutigen Mönche kommen mir vor, wie die Schreiber und Pharisäer, welche, als sie sich von den Opfern des Tempels reich gemacht hatten, die guten Sitten vernachläßigten, und nur zu den Ceremonien und dem Geize sich wendeten, und auf diese Weise ganz Judäa mit sich in das Verderben zogen. Die frühere Heiligkeit, Gelehrsamkeit, Nüchternheit der Mönche ist in Stolz, Habsucht, Luxus ausgeartet. Darum sind die Laien, Fürsten, Adel und Volk auf sie aufgebracht: denn statt der Tugenden haben sich schändliche Laster in ihre Kutten geschlichen: nicht fromm zu leben, sondern nur immer mehr zu bekommen, ist jetzt ihr Streben. Früher, als sie ein anderes besseres Leben führten, wurden von den Laien Klöster gegründet und dotirt. Jetzt aber ist ihre Absicht, die Klöster zu zerstören, und ihre fetten Güter zu genießen: denn sie besitzen allem Reichthume: und es scheint unerträglich, daß sie, welche uns ein Mu-

1) Drittes Buch S. 74

ſter der Enthaltſamkeit ſein ſollten, jetzt von den Gütern Chriſti und der Armen ſchwelgten." —

Die Facetien Bebels wurden mit großem Beifall aufgenommen. Die Richtung, die durch ſie in die humaniſtiſche Literatur gekommen war, wurde nun feſt gehalten. Bald erſchienen, hervorgerufen durch die günſtige Aufnahme von Bebels Arbeit, eine Menge Nachahmungen. Adelphus aus Straßburg, der auch Facetien herausgab, erklärt in der Vorrede ausdrücklich, daß ihn die günſtige Aufnahme von Bebels Buche dazu beſtimmt habe. Auch hier ſehen wir den oppoſitionellen Charakter. Er führt z. B. die Anſicht der Böhmen über den Ablaß an. „Wenn man den Böhmen vorwirft, warum ſie von dem Ablaße nichts halten, da doch der heilige Vater aus dem Schatze Chriſti und der Heiligen denſelben bewilligen könne, erwiedern ſie. „Es gibt zwei Kaſten. In dem einen iſt der Schatz Chriſti und ſein Verdienſt, und dieſer iſt unendlich und unerſchöpflich. Der andere Kaſten iſt der des Papſtes: der iſt aber nicht auszufüllen, und in dem Grade, daß jener nicht leer gemacht werden kann, vermag dieſer nicht voll gemacht zu werden." Andere ältere Anekdoten, wie die des Poggius, des Alphons von Arragonien, Boccacios wurden nun von Neuem gedruckt, ins Lateiniſche überſetzt. Auch deutſche Flugſchriften. Unter dieſen iſt ein Prognoſticon ad finem mundi zu erwähnen, welches Henrichmann, ein Schüler Bebels, im Jahre 1508 in das Lateiniſche überſetzte. Während Andere, ſagt Henrichmann in der Vorrede, ſich mit leeren Prophezeiungen über Witterung u. dgl. abgeben, die doch nicht eintreffen, ſoll das gegenwärtige Prognoſticon Dinge vorausſagen, die nicht nur für ein Jahr, ſondern

für alle Zeiten passen: wer es durchliest, wird keine Lüge darin entdecken. Das Büchlein seie werth, ins Lateinische übersetzt zu werden, damit es nicht nur die Deutschen, sondern auch andere Völker lesen könnten. Darum habe er sich dieser Arbeit unterzogen, nur weniges habe er hinzugesetzt.

Das Werkchen ist nun komisch genug. So heißt das vierte Kapitel. „Die Aebte werden eine große Freundschaft mit den Edelleuten haben, und ihre Unterstützung in dem Leeren der Becher: aber wenig Hülfe gegen ihre Feinde. Ausserdem werden die Aebte Vieles den Mönchen verbieten, was sie selber ungestraft thun werden." Das vierzehnte Kapitel. „Die Pfaffen werden sehr fleißig in der Kirche sein, wenn von den Anwesenden viel Geld gezahlt wird, was sie hernach mit ihren Mägden verzehren. Die ihnen anvertraute Heerde werden sie sehr lieben, aber mehr die Schaafe, als die Böcke." Das drei und zwanzigste Kapitel. „Große Feindseligkeiten werden entstehen zwischen den Laien und den Clerikern, zwischen den Bauern und den Edelleuten, zwischen den Theologen und den Poeten, zwischen den Guten und Schlechten: und diese werden nur dann gut mit einander seyn, wenn man Einen findet, der im Bade niemals geschwitzt hat, oder einen Wahrsager, der niemals gelogen, oder einen Köhler, der niemals schwarz geworden, oder zwei nahe Berge ohne Thal."

Selbst Mutianus Rufus war von den Facetien angeregt, und ließ sich beinahe bestimmen, eine ähnliche Sammlung herauszugeben. „Kaufe, ich bitte, schreibt

er an Herebordus [1]), für dich und mich die Facetien Bebels. Es ist nicht zu leugnen, daß im Leben oft gemeine Anekdoten sehr viel vermögen. Sie werden schnell gesagt, dringen auf der Stelle ein, werden lange im Gedächtnisse behalten. Und die Sprüchwörter in der Muttersprache sind viel bedeutender, als jene fremden, die theils von andern, theils von Erasmus gesammelt sind. Daher schaffe dir recht bald die Facetien Bebels an. Ich weiß einige sehr angenehme Scherze, die hie und da bei Gelagen vorgekommen. Wenn du meinst, will ich diese herausgeben."

Das Lob der Narrheit von Erasmus.

Keiner aber hat mit mehr Glück den volksmäßigen Ton in der humanistischen Opposition angewendet, als Erasmus von Rotterdam in seinem Lobe der Narrheit [2]). Er wußte in demselben das ganze Wesen der volksmäßigen Richtung seiner Zeit, nach welcher den scholastischen Grübeleien und der angeblichen Weisheit der Theologen gegenüber die gesunde Vernunft und die Natur hervorgehoben ward, nach welcher die angeblichen Weisen selbst als die größten Thoren und die verschrieenen Thoren und Unwissenden als die eigentlich Gescheiden erscheinen, nach welcher die vielfachen Gebrechen der Zeit, namentlich in der Kirche und Religion, in dem Gewande der Narrheit dargestellt werden — diese ganze Richtung wußte er

1) Vom J. 1509. Tentzel.

2) Im J. 1508 geschrieben.

ganz vortrefflich aufzufassen und wiederzugeben, ohne jedoch in den zu derben Ton der Volksliteratur zu fallen.

Man kann nun nicht sagen, daß sein Büchelchen ein vollkommenes Kunstwerk sei — wie war auch dieses möglich, da er es auf der Reise, zu Roß oder im Wagen, zu seiner Erholung ausgedacht und niedergeschrieben! Die Narrheit ist nicht ganz consequent: sie fällt manchmal in einen zu ernsten Ton, sie geräth öfters auf einen falschen Standpunkt. Doch dasselbe kann man auch von der Volksliteratur sagen, welche auch nicht den Anforderungen der Kunst genügte. Die Haupttendenz war, die Gebrechen der Zeit zu geißeln: und dieß hat Erasmus vollkommen erreicht.

Wie die Sittenrichter seiner Zeit, berührt er zwar alle Stände, aber bei Niemanden verweilt er länger und mit größerem Behagen, als bei den Scholastikern, den Theologen und dem gesammten Clerus.

„Ich weiß nicht, sagt die Narrheit von den Theologen, ob es nicht besser ist, die heiligen Gottesgelehrten mit Stillschweigen zu übergehen, und diesen pestilenzialischen See nicht zu berühren, noch dieses stinkende Kraut anzurühren, weil dergleichen Leute sehr hochmüthig und zum Zorn zu reizen sind, damit sie mich nicht schaarenweise, mit tausend Folgerungen und Schlüssen anfallen und zum Widerruf zwingen, oder, falls ich dieß nicht thun wollte, mich gar für einen Ketzer ausschreien. Denn mit diesem Blitz sind sie gleich bei der Hand. Aber Niemand ist unerkenntlicher gegen mich als sie. Was verdanken sie mir nicht Alles! Ihre Eigenliebe macht sie so glücklich, daß sie im dritten Himmel zu wohnen glauben, von wo aus sie auf die übrigen Menschen

wie elendes am Boden kriechendes Gewürm herabſchauen, während ſie mit einer ſo großen Maſſe magistralium definitionum, conclusionum, corollariorum, propositionum explicitarum und implicitarum umzäumt ſind, und ſo viele Ausflüchte haben, daß man ſie nicht mit Vulcans Kette ſo feſt binden kann, daß ſie nicht entwiſchen könnten mit ihren Diſtinctionen, mit denen ſie alle Knoten ſo leicht auflöſen, wie mit dem ſchärfſten Schwerte. Was wiſſen ſie nicht für Geheimniſſe zu erklären: z. B. wie und auf welche Weiſe die Welt ſei erſchaffen und in Ordnung gebracht worden? durch was für Kanäle die Seuche der Sünde in die Welt gekommen ſei und auf welche Art und Weiſe und in wie viel Zeit Chriſtus im Leib der Jungfrau zur Zeitigung gelanget? wie im heiligen Abendmahl die Accidentia ohne ihre Subſtanz beſtehen könne? Doch das ſind noch zu gemeine Fragen. Folgende ſind erſt die rechten: ob in der göttlichen Zeugung ein Stillſtand ſei? ob in Chriſto mehr filiationes? ob der Satz möglich ſei: Gott der Vater haßt Gott den Sohn? ob ſich Gott mit einem Weibe, mit dem Teufel, mit einem Eſel, Kürbiß oder Kieſelſteine perſönlich hätte vereinigen können? Ferner: wie der Kürbiß würde gepredigt und Wunder gethan haben? und wie er hätte müſſen gekreuzigt werden? Dann: was Petrus conſecrirt hätte, wenn er zu der Zeit hätte conſecriren müſſen, da Chriſtus am Kreuze hing? Wie auch, ob es erlaubt wäre, nach der Auferſtehung zu eſſen und zu trinken? Nämlich: ſie waren ſchon zum Voraus darauf bedacht, daß ſie keinen Hunger und Durſt leiden dürften. — Herrliche Paradoxa bringen ſie vor: z. B. es ſeie eine geringere Sünde, tauſend Menſchen todt zu ſchlagen,

als nur ein einziges Mal am Sonntag einem Bettler die Schuhe flicken. Diese subtilen Subtilitäten machen die vielen Sekten der Scholastiker noch subtiler, daß man leichter aus einem Labyrinthe kommen könnte, als aus dem Wirrwarr der Realisten, Nominalisten, Thomisten, Albertisten, Occamisten, Scotisten u. s. w. Bei ihnen allen ist so viel Gelehrsamkeit und Schwierigkeit anzutreffen, daß ich glaube, die Apostel würden einen andern Geist nöthig haben, wenn sie mit diesen neuen Theologen über dergleichen Dinge disputiren müßten. Die Apostel consecrirten das Brod und den Kelch mit heiliger Andacht. Wenn sie aber gefragt würden vom termino a quo und termino ad quem, von der Transsubstantiation, von der Art und Weise, wie ein Leib an mehr, als Einem Orte sein könne? in welchem Moment die Verwandlung des Brods in den Leib Christi geschähe? würden sie so spitzfindig, wie ich glaube, nicht antworten konnen, als die Scotisten davon zu reden wissen. — Die Apostel tauften allenthalben und haben doch nirgends gelehrt, was die causa formalis, materialis, efficiens und finalis der Taufe seie? — Sie beteten zwar, aber im Geist, und folgten dem Spruche des Evangeliums: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Man siehet aber nicht, ob ihnen damals seie geoffenbaret worden, daß man bei einer Anrufung zugleich ein mit Kohlen an die Wand gemahltes Bild, wie Christus selbst, müsse anbeten, wenn er nur die Finger ausstreckt, ein langes Haar hat, und um das Haupt mit einem Schein von drei Strahlen versehen ist. Denn wer sollte dieses fassen können, wenn er nicht ganze 36 Jahre in der überna-

türlichen Wiſſenſchaft des Ariſtoteles und Scotus zugebracht! — Die Apoſtel prägen die Lehre von der Gnade an mehr als einem Orte ein: aber ſie ſagen nirgends, was für ein Unterſchied ſei zwiſchen gratiam gratis datam und gratiam gratificantem. Sie ermahnen zu guten Werken: aber ſie theilen ſie nicht ein in opus operans und opus operatum. Sie ſchärfen die Liebe ein, aber unterſcheiden die eingegoſſene nicht von der erlangten: ſie ſagen auch nicht, ob ſie ein accidens oder substantia, ein erſchaffenes oder unerſchaffenes Ding ſei? Sie verabſcheuen die Sünde, aber ich ſterbe, wenn ſie nach den Regeln der Kunſt haben beſchreiben können, was das ſei, was wir Sünde nennen."

Die Narrheit meint, es wäre gut, wenn man die Theologen ſammt und ſonders gegen die Türken ſchickte: denn Niemand könne ihnen widerſtehen. „Sie meinen, ſie wären es, welche, wie der Atlas den Himmel, die ganze Kirche durch ihre Syllogismen ſtützen und erhalten. Sie wiſſen die heilige Schrift, als wenn ſie von Wachs wäre, nach ihrem Wohlgefallen zu modeln. Sie ſind die Cenſoren der ganzen Welt: ſie nöthigen Alles zu widerrufen, was mit ihren explicitis und implicitis conclusionibus nicht übereinſtimmt. Gleich kommen ſie mit ihrem: haec propositio scandalosa est, haec haeresin olet, haec male tinnit. Nicht die Taufe, nicht das Evangelium, nicht Petrus oder Paulus, nicht der heilige Hieronymus oder Auguſtinus, nicht einmal Thomas, der Vater der Ariſtoteliker, könnte heutzutage für chriſtlich gelten, wenn die Herren Baccalaurei nicht ihre Zuſtimmung dazu geben. Alles wiſſen ſie: die Hölle malen ſie ſo deutlich aus, als ob ſie ſich ſelber mehr als ein

Jahr dort aufgehalten. Auch neue Himmel entdecken sie. — Am Meisten lache ich darüber, wenn sie meinen, sie seien nur dann rechtschaffene Theologen, wenn sie recht barbarisch reden, wenn sie so stammeln und stottern, daß sie Niemand verstehen kann, als der zu ihnen gehört. Das nennen sie Scharfsinn, weil es der Pöbel nicht begreifen kann! Es seie wider die Regeln der heiligen Schrift, sagen sie, wenn sie sich nach den Regeln der Grammatiker richten sollten. O herrlich, bewunderungswürdig! daß den Theologen allein erlaubt ist, falsch und unrichtig zu reden, obschon diese Freiheit ein jeder Schuhflicker hat!"

Dann kommt die Narrheit zu denen, die sich religiosi und Mönche zu nennen pflegen, obgleich keine Namen weniger auf sie passen, weil sie von der Religion gar weit entfernt sind und man alle Gassen und Straßen von Niemand mehr, als dergleichen Leuten angefüllt sieht. „Sie halten es für eine große Frömmigkeit, so wenig gelernt zu haben, daß sie nicht einmal lesen können: wenn sie ihre Psalmen, die sie gar nicht verstehen, mit ihren Eselsstimmen in den Kirchen herblöcken, meinen sie die Ohren der Heiligen zu kitzeln: überall betteln sie mit unverschämtem Gebrülle und verdrängen dadurch die andern Bettler. Dennoch wollen sie, wie sie sagen, den Aposteln gleich sein." — Dann macht sich die Narrheit über ihre Gesetze lustig: z. B. wie viel Knoten der Schuh haben müsse, mit welcher Farbe der Gurt und das Kleid zu unterscheiden sei? von was für Stoff und wie breit der Gürtel sein müsse? von welcher Gattung die Kutte sein und wie viel Metzen sie fassen solle? wie viel Stunden man schlafen dürfe? — Sie rühmen von sich

die apostolische Liebe, liegen aber beständig mit einander in Hader wegen ihrer Ordenskleider z. B. Darauf geht ihr ganzes Bestreben hinaus, die Eintracht zu vertreiben. Sie bemühen sich nicht, Christo gleich, sondern vielmehr unter sich ungleich zu sein. Sie nennen sich Colleten, Minoriten, Minimi, Bullisten, Benedictiner, Bernhardiner, Brigitenser, Augustiner, Wilhelmiten, Jakobiten, und legen großes Gewicht darauf: eben, als wäre es etwas Geringes, Christen genannt zu werden.

Sie verlassen sich so fest auf ihre Ceremonien und Menschensatzungen, daß sie meinen, ein Himmel seie noch kein hinreichender Lohn für so große Verdienste — daran denken sie nicht, daß Christus nicht dieses von ihnen fordern werde, sondern das Gebot der Liebe. Der Eine wird seinen dicken Wanst aufweisen, der mit allerlei Fischen angefüllt ist: ein Anderer wird ein hundert Schäffel von Psalmen ausschütten: ein Anderer wird seine zehntausend Fasttage herzählen, wieder ein Anderer wird einen so großen Haufen von Ceremonien vorbringen, als man kaum auf sieben Lastschiffen führen sollte. Ein Anderer wird eine so häßliche Kutte mit sich bringen, daß diese auch der ärmste Schiffsknecht nicht tragen möchte u. s. w. Christus aber wird ihnen bei so vielem Rühmen in die Rede fahren und sagen: Woher kommen diese neuen Juden? Ein einiges Gesetz habe ich für das meine erkannt, und von dem ist mir nichts zu Ohren gekommen. Ich habe das väterliche Erbtheil verheißen nicht den Kutten, oder Paternostern, oder den Hungerleidern, sondern den Liebesdiensten. Ich erkenne auch die nicht für die Meinen, die ihre Werke gar zu gut erkennen: die heiliger sein wollen als ich, mögen in den Abrarasischen Himmel

wandern, oder sich von denen einen neuen Himmel bauen lassen, deren Gesetze sie meinen Geboten vorgezogen haben. —

Aber Niemand unterstehe sich, meint die Narrheit, diese Leute zu verachten, am wenigsten die Bettelmönche, weil sie aller Leute Geheimnisse wissen, nämlich aus der Beichte. Zwar sollen sie sie bei sich behalten, aber manchmal, beim Wein, entschlüpfte ihnen doch Eines oder das Andere. Außerdem, wenn sie beleidigt werden, ziehen sie von der Kanzel herab so furchtbar auf den Frevler los, daß ihn Jeder erkennt, wenn auch nicht sein Name genannt wird. — Dann werden ihre abgeschmackten Predigten lächerlich gemacht, die einfältigen Untersuchungen, die sie auf die Kanzel bringen, wie z. B. einer das Geheimniß der Dreieinigkeit aus den Anfangsgründen der Grammatik erklären wollte u. dgl.

Dann geißelt die Narrheit das Leben der Bischöffe, der Cardinäle, selbst der Päpste. Würden die Papste der Weisheit folgen, sagt sie, so wäre es um ihre Reichthümer, Ehrenämter, Zölle, Ablässe, Pferde, Maulesel, Trabanten und Vergnügungen geschehen. Die Weisheit würde von ihnen Wachen, Fasten, Thränen, Beten, Predigen, Studiren und andere erbärmliche Mühseligkeiten verlangen. Ueberdieß würden dann eine Menge von Schreibern, Copisten, Notarien, Advocaten, Secretären, Pferdeknechten, Wechslern, Kupplern und viele andere Leute, die den römischen Stuhl beschweren, ehren, wollte ich sagen, am Hungertuche nagen müssen. Das wäre freilich unmenschlich und abscheulich, noch mehr, wenn die Häupter der Kirche und Lichter der Welt selber den Ranzen auf den Buckel und den Bettelstab in die Hände

nehmen wollten. So aber überläßt man dieß dem Petrus und Paulus: Pracht und Wohlleben behalten sie für sich. Kein Mensch in der Welt lebt so gut und sorgenlos: sie glauben Christo Genüge geleistet zu haben, wenn sie sich mit ihrem theatralischen Anzug, mit Ceremonien und Titeln (wie die Allerseligsten, die Allerhochwürdigsten, die Allerheiligsten), mit Segnen und Verfluchen als Bischöffe erweisen. Aber Wunder zu thun ist antiquirt, das Volk lehren ist mühsam, die Schrift erklären pedantisch, beten langweilig, Thränen vergießen erbärmlich und weibisch, Armuth leiden häßlich, überwunden werden schändlich, zumal bei dem, der kaum den größten Königen die Füße zu küssen erlaubt, endlich sterben ist unangenehm, gekreuzigt werden infam.

Es sind ihnen nur noch jene süßen Segnungen übrig deren Paulus gedenkt, und mit denen sie sehr freigebig sind, nämlich: Interdiktionen, Aggravationen, Anathemationen und besonders der schauderhafte Bann, mit dem sie nur durch einen Wink die Seelen der Sterblichen oft gar noch weiter, als über die Hölle hinausschleudern. Diesen wenden jedoch die heiligen Väter in Christo, die Statthalter Christi gegen Niemanden häufiger an, als gegen die, welche auf Anreizung des Teufels das Erbgut Petri zu verringern und anzutasten wagen. Obgleich nun Petrus gesagt hat: wir haben alles verlassen und sind Dir nachgefolgt, so nennen sie dennoch Länder, Städte, Zölle, Mauthen, Herrschaften das Erbgut Petri. Indem sie nun für diese, von christlichem Eifer entflammt, mit Feuer und Schwert kämpfen, nicht ohne Vergießung von Christenblut, glauben sie dann erst die Kirche, die Braut Christi, recht apostolisch zu beschützen, wenn sie

die Feinde, wie sie sagen, tapfer aus dem Felde schlagen. Eben, als wenn es verderblichere Feinde der Kirche gäbe, als gerade die gottlosen Päpste. — —

Von den Päpsten kommt die Narrheit auf die gewöhnlichen Pfaffen, die weiter keine Pflichten zu haben glauben, als ihre Gebetformeln herzumurmeln, die sie nicht einmal selber verstehen. Von Frömmigkeit ist keine Rede. Mit dieser sieht es überhaupt curios aus. Einer schiebt sie dem andern, gleichsam wie einen Ball, in die Hände. Die Fürsten überlassen aus Bescheidenheit dem gemeinen Volk die Last der Andacht und Gottesfurcht: das gemeine Volk schiebt sie auf die sogenannten Geistlichen. Die Priester aber, die sich weltliche nennen, gerade als wären sie der Welt und nicht Christo geweihet, schieben diese Last auf die regulirten: die regulirten auf die Monche: die Monachi laxiores auf die arctiores: alle insgesammt aber auf die Bettelmönche: die Bettelmönche auf die Carthäuser, bei welchen allein die Frömmigkeit begraben liegt, und zwar so, daß man sie fast niemals zu sehen bekommt.

In dieser Weise geht es denn fort. Es ist nicht leicht ein rügenswerthes Verhältniß, nicht leicht eine Lächerlichkeit oder Abgeschmacktheit, deren sich die Anhänger des alten Systems schuldig machten, übergangen.

Das Buch wurde auch mit ungemeinem Beifall aufgenommen: es wurde ins Deutsche, ins Französische übersetzt: Gerhard Lystrius machte einen Commentar, Hans Holbein Holzschnitte dazu. Es wurde zu einem Volksbuch. Dieß sieht man schon daraus, daß noch bei Lebzeiten des Erasmus 27 Auflagen davon erschienen sind.

Achtes Kapitel.

Kampf der neuen mit der alten Richtung. Fortsetzung.

Der Streit Reuchlins mit den Cölnern.

Der Streit Wimphelings mit den Augustinern.

Es war vorauszusehen, daß bei diesen kecken und erfolgreichen Angriffen der neuen Richtung die Anhänger des alten Systems, insbesondere die Mönche und Scholastiker nicht ruhig bleiben würden. Aber mit den Waffen des Geistes vermochten sie nichts wider ihre Gegner auszurichten. Sie versuchten daher auf andere Weise gegen sie zu wirken. Ihr Streben ging darauf hinaus, die bedeutenderen unter den Anhängern der neuen Richtung in solche Streitigkeiten zu verwickeln, daß sie sie unter ihre Hände bringen, daß sie mit geistlichen Strafen gegen sie verfahren, daß sie ihnen den Prozeß machen konnten. Sie wünschten bei solchen mit einem eclatanten Beispiele zu zeigen, mit welchen Waffen sie kämpften, und was alle diejenigen zu fürchten hätten, die sich unterstünden, sich gegen sie aufzulehnen.

Freilich kamen sie bei dergleichen Versuchen, wie es immer zu geschehen pflegt, wenn die Leidenschaft und die Rache die Motive der Handlungen ist, theils an den unrechten Mann, indem sie Leute verketzerten, deren tadelloser Wandel allgemein bekannt war, theils griffen sie die Sache so schlecht an, daß man ihre eigentliche Absicht sogleich entdeckte, was denn die öffentliche Meinung gegen sie aufbringen mußte.

Der Erste unter den angesehenern Verfechtern der neuen Richtung, gegen den sie eine Veranlassung zu einem Streite nahmen, welcher Aufsehen erregte, war Jakob Wimpheling.

Wir kennen ihn schon als einen Mann von wohlwollender Gemüthsart, von freundlichem Wesen, bei aller Liebe zu den neuen Wissenschaften doch mehr schonend und vermittelnd, als heftig: in religiöser Beziehung sogar noch etwas beschränkt. Gegen Jakob Locher Philomusus, welcher einige beißende Schriften gegen die scholastische Theologie herausgegeben, vertheidigte er diese noch so heldenmüthig, daß er sich später gegen Erasmus von Rotterdam deßhalb entschuldigen zu müssen glaubte. In ascetischer Beziehung gehörte er theilweise noch dem Mittelalter an: er liebte und pries die Einsamkeit, die Zurückgezogenheit von der Welt: er selbst hatte einmal vor, ein solches Einsiedlerleben zu führen. Allein bei alle dem hatte doch die Richtung der neueren Zeit so auf ihn eingewirkt, daß er wohl wußte, zu wahrer Frömmigkeit seie keine Kutte und kein Mönchsgelübde, überhaupt keine Aeusserlichkeit nöthig. Diese Ansicht führte er weiter aus in einem Buche, das den Titel de integritate

hat[1]), und erwähnte bei dieser Gelegenheit, daß Augustinus auch keine Kutte getragen habe.

Wegen dieser Aeusserung nun griffen ihn die Augustiner Mönche in Straßburg an. Die Dominicaner von Straßburg hatten früher schon, in den 90er Jahren, einen Streit mit Michael Rot, Rector der dortigen Schule, weil er ein Bild in seine Schule hängen ließ, das Himmel und Hölle vorstellte, und in letzterer einen Dominicaner mit einem Geldbeutel. Sie wollten sich das nicht gefallen lassen: sie behaupteten, in ihren Statuten seie ihnen das Geldnehmen nicht verboten[2]). — Gegen Wimpheling waren aber die Mönche schon seit langer Zeit aufgebracht, weil er ihre Unwissenheit öfter wie einmal durchgezogen, und die classische Literatur so eifrig in Aufnahme zu bringen suchte. Sofort erhoben sie gegen seine Behauptung, Augustinus habe keine Kutte getragen, ein Geschrei, stellten ihn allenthalben als einen Ketzer dar, und brachten endlich die Sache vor den Papst.

Allein mit dieser ganzen Geschichte machten sie sich höchst lächerlich und bewirkten nur dieß, daß sie eine vollkommene Niederlage erlitten.

Denn alle Freunde Wimphelings traten für ihn auf den Kampfplatz, die näheren, wie die entfernteren. Sie vertheidigten ihn schriftlich oder sonst. Am Charakteristischesten für die Ansicht, mit welcher man den Streit betrachtete, ist der Brief des Thomas Wolf an Wimpheling,

---

1) Es erschien im Jahre 1505.

2) Petri Schotti lucubrationes. Fol. 88.

der dessen Apologie über das bestrittene Buch vorangedruckt ist. „Ich kann mich nicht genug wundern, sagt er da, über die Kühnheit einiger Mönche, welche dich als einen Ketzer verschreien, weil du in deinem Buch de integritate Gründe beibringst, nach denen der heilige Augustinus weder eine Mönchskutte getragen, noch überhaupt das Mönchsgelübde abgelegt haben kann. Was ist es denn, warum dieses Geschlecht so aufgebracht ist, so wüthet, solche Drohungen ausstoßt, Himmel und Erde in Bewegung setzt? Was thut denn das, ich bitte dich, zum Schutze unseres Glaubens und des Christenthums? Wahrlich! nicht darum sind heutzutage unsere Mönche heiliger, daß Augustinus ein Mönch gewesen, und wiederum sind sie nicht schlechter, wenn er keiner gewesen. Wenn nämlich die Mönche des Augustinus wegen so viele Achtung verdienen, so verdienen wir Weltlichen sie noch viel mehr wegen Christus und Petrus. Ich kehre zum Augustinus zurück. Dessen Schriften werden von den Gelehrten nicht deßhalb gelobt, weil er ein Mönch oder keiner war, sondern weil sich in ihnen eine große Gelehrsamkeit findet, eine Kenntniß der mannichfachsten Dinge, Beredsamkeit und herrliche Sprache. Den Plato empfiehlt nicht dieß, daß er Athenienser war, sondern seine Weisheit. So empfiehlt auch den Augustinus oder jeden Heiligen nicht die Kutte oder das schlechte Gewand, sondern seine guten Sitten, sein keusches, reines, makelfreies Leben. Warum also fallen jene mit bissigen Zähnen über dich her? Mögen sie dich verklagen, mögen sie nach Rom die Sache bringen: der Papst und die römischen Richter werden lachen, wenn sie erfahren, daß unsere Mönche so müssig gehen, daß sie wegen der Kutte

Augustins tausend Prozesse und Händel anfangen. Sie mögen dahin fahren, die übel über dich denken, denen die Kutte Augustins mehr, als er selber, am Herzen liegt. Glaube mir, Niemand soll dich ungestraft beleidigen: du hast so viele Freunde, so viele vortreffliche Schüler, die dich nicht nur im Leben, sondern selbst im Tode vertheidigen und schützen werden. Sei glücklich und furchtlos."

Endlich entschied auch der Papst Julius II., dem der ganze Streit lächerlich und abgeschmackt vorkam, zu Gunsten Wimphelings.

Mit diesem ganzen Streite hatten nun die Mönche nichts weiter erreicht, als daß sie sich compromittirten und Wimpheling, der bisher immer noch eine gewisse Zurückhaltung und Mässigung beobachtet hatte, in seinen Ansichten weiter trieben.

In der That sehen wir ihn von nun an mit einer gewissen Heftigkeit und fast Leidenschaftlichkeit sich gegen den Mönchsstand aussprechen. So spricht er einmal[1]) davon, wie großer Unfug damit getrieben werde, die jungen Leute, ohne daß sie etwas von der Welt und sich wissen, zum Mönchsleben zu bestimmen. Die Lehrer in den Schulen sollten daher die jungen Leute darauf aufmerksam machen, was dieß heiße: sie sollten sich prüfen, und wenn sie keine Neigung zu dem Klosterleben in sich spürten, sollten sie sich dagegen sträuben, und durch keine

1) In der diatribe de proba institutione puerorum in trivialibus et adolescentum in universalibus gymnasiis. 1514. 10tes und 11tes Cap.

Drohungen oder Vorspiegelungen sich dahin bringen lassen, eine Lebensweise anzunehmen, die sie später vielleicht verabscheuen. — „Wenn sie aber ja ins Kloster gehen wollten, so sollen sie darauf sehen, daß sie in keine solchen kommen, wo ein liederliches Leben geführt wird, wo Weiber Zutritt haben, wo weder Wissenschaft noch wahre Religion blüht, obgleich im Chor großes Geschrei vollführt wird, und dem Volke viele heilige Gebräuche vorgemacht werden, freilich Alles Heuchelei, da Huren und andere Weiber sich im Kloster verbergen, die dann in Kutten oder sonstwie herausgehen. Ich bedaure die Jünglinge, die in solche Orte gerathen. Denn da die Jugend ohnedieß zur Leichtfertigkeit geneigt ist, wird sie, wenn sie die Erwachsenen, noch dazu Leute in Kutten, die eine größere Frömmigkeit zu haben vorgeben, in Laster fallen sieht, um so leichtfertiger werden. Daher passen die Worte Christi: Wehe euch, ihr Schreiber und Pharisäer, ihr Heuchler! Ihr durchreist Meer und Land, um einen Proselyten zu machen: wenn er gemacht ist, macht ihr ihn zum Sohn der Hölle."

Anfang des Streites Reuchlins mit den Cölnern [1])

Theilnahme Pirkheimers.

An dem Streite Wimphelings scheint Pirkheimer keinen thätigen Antheil genommen zu haben: einen desto größern nahm er an dem, in welchen Reuchlin mit den

1) Vergl. Meiners, Erhard im zweiten Bande seiner Geschichte ꝛc. und Meyerhofer Johann Reuchlin und seine Zeit.

Cölnern verwickelt ward: dieser gewann aber auch bald eine sehr große Bedeutung.

Auch Reuchlin gehörte, wie wir öfters schon angedeutet, zu den Männern, welche die neue Richtung auf eine stille, rein wissenschaftliche Weise zu fördern sich bemühten. Er vermied Streit und Opposition: ans Proselytenmachen dachte er gar nicht. Sonst ein ehrenwerther Charakter, der überall in dem besten Rufe stand. Allein er galt als eines der Häupter der neuen Richtung: als solches wurde er von den Anhängern des alten Systems angegriffen, da sich gerade eine, wie es schien, sehr günstige Veranlassung dazu fand.

Ein Jude, Pfefferkorn, der aus irgend einem schlechten Grunde zum Christenthume übergetreten war und des besondern Schutzes der Cölner Dominicaner und theologischen Professoren sich erfreute, suchte seinen Groll gegen seine früheren Glaubensgenossen auf jede Weise auszulassen. Er schrieb mehrere Bücher gegen sie, und suchte endlich auch den Kaiser Maximilian dahin zu bringen, ein Mandat zur Verbrennung aller jüdischen Bücher, die Bibel ausgenommen, ergehen zu lassen. Maximilian aber ertheilte mehreren Personen, unter andern auch Reuchlin, den Auftrag, ihr Gutachten darüber abzugeben. Reuchlin gab sein Gutachten 1510, und wie zu erwarten, zu Gunsten der jüdischen Bücher. Pfefferkorn, wüthend darüber, schrieb nun ein Buch gegen Reuchlin, 1511, worin er ihn der schändlichsten Dinge beschuldigte, unter andern, daß er von den Juden bestochen sei. Reuchlin antwortete in einer heftigen Schrift, dem Augenspiegel, wo er dem Pfefferkorn nichts schuldig blieb.

Jetzt aber traten die Cölner Theologen ein, als de-

ren Agent Pfefferkorn bisher gehandelt zu haben scheint. Cöln war der vorzüglichste Sitz des Scholasticismus und der alten Richtung in der Theologie. Schon von Anfang an, als die neuere wissenschaftliche Richtung sich in Deutschland zu verbreiten anfing, bemerken wir hier eine Opposition dagegen. Wir wissen, wie Wessel, wie Celtes diese Universität ansah. Unter den Männern, die im Anfang des 16ten Jahrhunderts hier die humanistischen Studien in Aufnahme bringen wollten, konnte sich keiner auf die Dauer halten. Aber Versuche wurden demohngeachtet immer wieder gemacht, und nicht ohne Glück. Aesticampianus, Casarius, Hermann vom Busche, Georg Sobius und Andere lehrten hier zu verschiedenen Zeiten, und haben immer eine nicht unbedeutende Anzahl von Schülern gehabt. Dann befand sich der Domherr Graf Hermann von Nuenar daselbst, einer der bedeutendsten Förderer der classischen Literatur, für Cöln eben so sehr der Mittelpunkt für die neuere Richtung, wie etwa Peutinger in Augsburg oder Pirkheimer in Nürnberg. Um so mehr glaubten die Anhänger des alten Systems dagegen auftreten zu müssen, da ihnen die Gefährlichkeit der neuen Richtung für ihre Herrschaft so nahe vor Augen lag.

Sie gaben nicht undeutlich zu verstehen, daß sie die Sache Reuchlins vor ihr Forum ziehen wollten, da in dessen Schriften einige Sätze enthalten seien, die wie Ketzereien aussähen. In Cöln befand sich damals Jakob Hogstraten, Professor der Theologie und zugleich Ketzermeister für die Provinzen der Erzbisthumer Mainz, Trier und Cöln, ein Mann, der wegen seines Fanatismus und wegen seines Hasses gegen die neue Richtung

bekannt war. Schon hatte er den Beweis gegeben, wie weit er gehen könne: in Holland hatte er einen Arzt, der den neueren Studien angehörte, verbrennen lassen: aus seinem Kloster waren alle humanistischen Bücher verbannt: jeder, der ihnen huldige, solle verdammt sein [1]). Auch hier, in der Angelegenheit Reuchlins, war er der eigentliche Führer: Andere, wie z. B. Arnold von Tungarn, ließen sich nur von ihm leiten.

Als Reuchlin merkte, was sich für ein Sturm gegen ihn erhebe, so erschrack er. Bei allem Bewußtsein, wie sehr die neuere Richtung, welcher er angehörte, schon öffentliche Meinung geworden war, fühlte er sich doch nicht stark genug, der Gegenpartei, die noch die Gewalt in den Händen hatte, kühn und furchtlos entgegen zu treten. Auch hier bewies er seinen stillen, den Bereich des Streites fliehenden, Charakter. Er schrieb einen sehr demüthigen Brief an Arnold von Tungarn, dem die Sache übertragen war, in welchem er sich freilich auf eine Weise ausspricht, daß die Cölner hoffen durften, ihn noch mehr demüthigen zu können. Sie verlangten von ihm, er solle nicht nur widerrufen, sondern eine eigene Schrift gegen seine Bücher schreiben.

Das aber war ihm denn doch zu arg. Er sah, daß durch Nachgiebigkeit nichts auszurichten sei, und spannte daher ganz andere Saiten auf. Er brachte den ganzen Streit vor das Publikum, 1512, erklärte sich in sehr starken Ausdrücken über das Verfahren der Cölner, und als diese replicirten, so schrieb er 1513 seine Vertheidigung ge-

---

1) Brief Mutians an Urbanus bei Tentzel S. 112.

gen die Cölner Verläumder, wo er sich auf die härteste und bitterste Weise, ohne alle Schonung ausspricht. Man sieht, wie die Derbheit der volksmäßigen Richtung auch auf Reuchlin Einfluß geübt: es sind einige Stellen in dieser Schrift, die ganz und gar zu dem kecken Tone der Volksliteratur passen.

Die Cölner aber, als sie Reuchlin auf diesem Punkte angekommen sahen, gingen nun weiter. Hogstraten als Ketzermeister citirte ihn im September 1513 nach Mainz, um sich wegen der Ketzereien, die in seinen Büchern, namentlich im Augenspiegel enthalten seien, zu vertheidigen.

Aber um diese Zeit hatte der Streit schon ein größeres Terrain gewonnen. Anfangs sahen die Freunde Reuchlins nichts weiter darin, als eine Privatangelegenheit, die nicht viel auf sich habe. Insbesondere sah es so Pirkheimer an. „Er habe gehört, schreibt er ihm am 1. Oktober 1511, daß Reuchlin wegen einiger Unannehmlichkeiten trüben Gemüthes sei. Allein sein Ruhm seie zu glänzend, als daß er von einem Thersytes oder Zoilus getrübt werden könne. Er solle die Schmähungen und Verläumdungen der Feinde mit starkem Gemüthe nicht nur ertragen, sondern auch verachten. Nur die Laster wären frei von Neid, die Tugenden seien immer dem Neid und der Eifersucht unterworfen.“ Selbst mit dem Augenspiegel Reuchlins war Pirkheimer nicht zufrieden, weil er ihm zu heftig zu sein und dem Pfefferkorn ein viel größeres Gewicht beizulegen schien, als er verdiente. „Die Epheser, schreibt er an Reuchlin, verboten einst, den Namen dessen, der den Dianentempel verbrannt, aufzuzeichnen, damit er sich nicht mit jener schändlichen Hand-

lung ein ewiges Andenken erwerbe. Du aber machst einen dir ganz feindseligen Menschen, der sonst ganz unbekannt geblieben wäre, durch deine Bücher berühmt. Du antwortest: nicht mit Lob, sondern mit verdienten Schmähungen habest du ihn überhäuft. Gut. Aber siehst du nicht, was ich eben gesagt habe, daß er dadurch berühmt oder besser berüchtigt wird, und daß er, was er sah, daß ihm durch eigene Tugenden verweigert sei, durch die Hülfe seines Feindes erreiche, nämlich das Gespräch gelehrter Männer zu sein. Ich wünschte daher, daß du von nun an deine Bücher nicht mehr mit dergleichen Dingen besudeln möchtest."

Aber bald merkte man wohl, daß es die Cölner nicht blos auf Reuchlin, sondern auf die ganze neuere Richtung abgesehen hätten, als deren Repräsentanten man jenen betrachtete. Alle Humanisten sahen sich nun in Reuchlin gefährdet: sie sahen nun seine Sache als die ihrige an und traten sofort für ihn auf den Kampfplatz.

Mutianus, der von Anfang an den Streit mit Aufmerksamkeit verfolgte, spricht dieß offen aus: „Die Barbaren, sagt er in einem Briefe an Herebordus Margaritus [1]), haben sich gegen uns verschworen: einzeln sind wir ihnen ungleich: auch wir müssen uns daher verbinden, und mit vereinten Kräften in offenem Kampfe ihnen entgegentreten. Denn wenn wir das nicht thun, so werden wir unterliegen und die ächte Wissenschaft, welche unsere gescheidesten Männer vom Untergange und vom Haß der Barbaren gerettet haben, wird wiederum

1) Libellus novus epistolarum ed. Camerarius. K. 4.

versinken, indem ihre Bekenner unter das Joch geschickt oder getödtet werden."

Schon hatte der ganze Streit ein größeres Aufsehen gemacht, schon war man gespannt und zum Kampfe gerüstet, als die Citation Reuchlins nach Mainz erfolgte. Aber hier zeigte sich nun ganz deutlich, wie sehr die neue Richtung schon öffentliche Meinung geworden war. Denn Hogstraten und seine Genossen vermochten nicht durchzudringen. Reuchlins Abgesandter — er selber erschien nicht — appellirte an den römischen Stuhl und als man trotz der Appellation die Untersuchung doch fortsetzte, schritt der Erzbischof von Mainz ein, und verbot alles weitere Verfahren. Hogstraten und seine Genossen vermochten sich kaum vor der wuthenden Menge zu retten.

Die römische Curie ertheilte nun dem Bischoff von Speier den Auftrag, die Sache zu untersuchen. Dieser entschied zu Gunsten Reuchlins und verurtheilte Hogstraten zu den Prozeßkosten. Daran kehrte sich aber Hogstraten nicht, sondern wandte sich nun seinerseits nach Rom. Im Jahre 1514 kam daher die Sache nach einmal vor den päpstlichen Hof, wo sie mehrere Jahre anhängig war.

Inzwischen aber hatte sich der Streit immer mehr erweitert. Er war zu einem förmlichen offenen Kampfe der neuen Richtung mit der alten geworden. Jede sah, wie viel darauf ankomme, wer in dieser Sache den Sieg davon trage: jede bemühte sich daher aus allen Kräften die Oberhand zu gewinnen. Die Anhänger des alten Systems versäumten kein Mittel anzuwenden, das ihnen zu Gebote stand. Hogstraten verbrannte die Bücher

Reuchlins, trotz dem daß die Sache noch nicht ausgemacht war: man suchte die theologischen Facultäten an den berühmtesten Universitäten zu einem Verdammungsurtheile gegen Reuchlins Bücher zu vermögen: es gelang: Paris, Löwen, Mainz, Erfurt sprachen sich gegen ihn aus. Schmähbücher, Carricaturen auf Reuchlin wurden ausgestreut, — kurz nichts unversucht gelassen, um dem Manne in der öffentlichen Meinung zu schaden.

Dagegen aber thaten auch die Humanisten Alles, um das Feld zu behaupten. Durch Wort und Schrift suchten sie die Ungerechtigkeit und Hinterlistigkeit der Cölner darzustellen: auf den Universitäten, an den Höfen, in den Städten bestrebte man sich Anhänger Reuchlins zu gewinnen. „Die ganze Welt, schreibt Mutianus[1]), theilt sich in zwei Parteien. Eine ist für die Dummen, die andere ist für Reuchlin. Wenn du den Ruhm liebst, wie du es thust, so seie ein Reuchlinist, nicht ein Arnobadist d. h. ein Schaafsnarr."

Und hier trat denn nun wieder die einflußreiche und wirksame Thätigkeit Pirkheimers ein.

Bald hatte er die eigentliche Natur des Reuchlinischen Streites erkannt[2]), und sofort erklärte er sich offen und unverhohlen für ihn, und suchte seine Sache zu vertheidigen, Anhänger für ihn zu gewinnen, nach allen

---

1) Tentzel p. 97 an Herebordus.

2) Equidem Mopso tum certius, quonam res evasura esset, conspiciebam, sagt er von der Zeit unmittelbar nach der Erscheinung von Reuchlins defensio contra calumniatores Colonienses, in seiner Apologie Reuchlins bei von der Hardt historia literaria Reformationis. p. 134.

Seiten hin günstig für ihn zu wirken. Seine ausgebreitete Bekanntschaft kam ihm hier sehr zu Statten. Bald galt er als einer der bedeutendsten Mittelpunkte für die Reuchlinische Angelegenheit: bei ihm erkundigte man sich nach der Lage der Dinge, weil er von allen Seiten unterrichtet war, da man wußte, daß er das größte Interesse an der Sache nehme. Er selbst sah sich gern als das Haupt der Reuchlinisten an, er freute sich, so genannt zu werden. Ihm legte man wohl die Schriften vor, die man zu Gunsten Reuchlins herausgeben wollte: auf sein Gutachten kam es an, ob sie erscheinen sollten, oder nicht[1]).

Er selber wünschte den Streit auf eine Weise geführt zu sehen, daß die Verachtung gegen die Gegner auf eine recht auffallende Weise hervortrete, ohne daß man sich selber Blößen dabei gäbe. Wir haben gesehen, wie er Reuchlins Heftigkeit gegen Pfefferkorn tadelte, da der Mensch es nicht verdiene. Auch mit den spätern Schriften Reuchlins war er nicht ganz einverstanden: er tadelte auch an ihnen die Leidenschaftlichkeit. Die Menschen verdienten es gar nicht — das war sein Grundsatz, den er öfters aussprach — daß man sich ihretwegen ereifere: von ihnen getadelt und geschmaht zu werden seie das größte Lob, und Tadel, ihre Zufriedenheit zu verdienen. Nur mit Verachtung, mit Stillschweigen solle man sie strafen.

Es war nun natürlich, daß diese Art und Weise, von ihnen zu sprechen, die Gegner noch viel mehr krän-

1) Brief Lorenz Beheims an Pirkheimer über einen Carmeliten Rotelstein bei Heum. p. 259. und p. 260.

ken mußte, als die Leidenschaftlichkeit Anderer. Auch sie suchten sich nun an Pirkheimer zu rächen und zwar dadurch, daß sie von ihm, als von einer ganz unbedeutenden Person sprachen, deren Existenz ihnen bisher völlig unbekannt gewesen sei. Pirkheimer lachte nur darüber. „Wenn sie nicht wissen, wer ich bin, schrieb er an einen Freund[1]), bin ich etwa darum kein kaiserlicher Rath, kein Nürnberger Senator? und kein begüterter Mann? O wie schön ists doch, von Ungleichen nicht gelobt zu werden. Als Antisthenes einmal von bösen Menschen gerühmt wurde, sagte er: wie ängstige ich mich, ich meine etwas Schlechtes gethan zu haben. — Ich habe Anfangs gegen sie schreiben wollen, und was für Stoff hätte ich nicht gehabt, sei es daß ich auf ihre schlechte Aufführung oder auf ihre bornirte, crasse Unwissenheit Rücksicht genommen hätte. Aber dann fand ich, daß sie es nicht werth waren. Mögen sie schimpfen, wie sie wollen, ich werde mich nur darüber freuen."

Man sieht: die Haltung, welche Pirkheimer den Scholastikern gegenüber annahm, war durchaus eine ruhige, edle, würdevolle, aber doch so, daß die tiefste Verachtung gegen sie hindurchblickte. So, glaubte er, müsse man sie behandeln: die Wahrheit breche von selber durch, sie hätte nicht Schmähungen und Schimpfworte nöthig: dadurch werde die gute Sache nur verdorben.

Aber es war keineswegs Pirkheimers Absicht, gar nicht gegen sie ins Feld zu rücken. Bald vereinigte er sich mit einem anderen rüstigen Kämpfer. Als Pirkheimer

---

1) Opp. 401.

eine Zeitlang auf seine Weise die Sache Reuchlins unterstützt und gefördert hatte, trat eine neue Gestalt auf den Kampfplatz, mit ganz anderen Waffen. Es war Ulrich von Hutten.

Theilnahme Ulrichs von Hutten.

Nicht leicht gab es eine Zeit, welche sich bestrebte, neue Ideen in das Leben einzuführen, wo so verschiedene Charaktere und Richtungen so glücklich und erfolgreich einander in die Hände arbeiteten, als die ersten Zeiten der Reformationsepoche. Als es darauf ankam, für die neuere Richtung einen festen Grund in Deutschland zu legen, war es die ehrenwerthe, vertrauenerregende Persönlichkeit Reuchlins, welche, ohne daß er darauf ausging, Proselyten für dieselbe warb. Seine stillen, rein wissenschaftlichen Bemühungen wurden aber unterstützt durch die mehr äusserliche Thätigkeit eines Wimpheling, eines Geltes. Als die neue Richtung schon Boden gewonnen, und es darauf ankam, nun die alte in der öffentlichen Meinung zu untergraben, arbeiteten die derbe, in starken groben Zügen ausgeprägte Opposition Vebels und die feinere des Erasmus von Rotterdam einander in die Hände. Jetzt, als der Kampf entschieden zum Ausbruche gekommen, als es sich um Leben oder Tod handelte, trat neben die ruhige Besonnenheit Pirkheimers, der mit klarem Blicke die Verhältnisse und den Gang des Kampfes überschaute, die kräftige kühne leidenschaftliche Opposition Ulrichs von Hutten, der fest entschlossen war, nicht eher vom Platze zu weichen, als bis seine Partei den Sieg davon getragen.

Wir erwähnten schon die früheren Bestrebungen Ulrichs von Hutten: wir nannten ihn unter den Männern, welche durch ihre Reisen Verbindungen zwischen den Anhängern der neuen Richtung anzuknüpfen sich bemühten, wir sahen in ihm einen der eifrigsten Bekenner derselben. Jetzt aber erst, in dem Kampfe Reuchlins, nahm er die ihm gebührende, seiner Natur angemessene Stellung ein.

Ulrich von Hutten war der eigentliche Mann der Opposition, und zwar einer Opposition, die nicht blos auf dem Felde wissenschaftlicher Erörterung stehen blieb, sondern die unmittelbar mit dem Leben sich in Beziehung setzte, die That, Handlung zu werden strebte.

Es ist wahr: er gehörte nicht zu den Männern, die durch neue wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete der Wissenschaft sich große Verdienste erworben: allein man kann wohl sagen: keiner unter seinen Zeitgenossen faßte die großartigen einfachen Tendenzen der neuen Richtung in dieser Reinheit und Allgemeinheit auf, so ohne alle Beimischung von subjektiven Verirrungen, Capricen oder Vorurtheilen, niemand kannte so gut die Gebrechen und die Krebsschäden seiner Zeit, und wußte den eigentlichen schadhaften Punkt so gut ausfindig zu machen, und Niemand hatte auch die Nothwendigkeit einer radicalen Aenderung der Verhältnisse so deutlich eingesehen, als er. Und mit diesem Bewußtsein verband er den Muth und das Talent, das Alte zu bekämpfen, sei es in schneidender bitterer Satyre, oder in offener freimüthiger Invektive.

Eine gewaltige, Alles entweder erdrückende oder mit sich fortreissende Persönlichkeit! Sprudelnd von Witz,

besonders wenn es galt, die Gebrechen der Zeit zu verspotten. „Als ich ihn das erste Mal sah, schreibt Cochleus von ihm an Pirkheimer, sagte ich, es seie ein anderer Lucian [1]." Eine große Seele: man sah es ihm an, wie er seinem Vaterlande, seinen Ideen zu Liebe sich gerne zum Opfer brachte: wie er sich selber vergaß über den Zwecken, die er verfolgte. Aber leidenschaftlich forderte er auch die Zustimmung Anderer, wenn er von der Wahrheit einer Sache überzeugt war: er haßte die Halbheit, die Unentschiedenheit: selbst seinen Freunden gegenüber vergaß er alle Rücksichten über seinen Tendenzen. „Es ist ein großer Geist, sagt Cochleus, aber wild, heftig, ungezähmt. Ich möchte ihn lieber in der Ferne, als in der Nähe zum Freunde haben [2]." Auch Mutianus, dessen Gemüthsart ohnedieß eine andere war, fand dieß. „Heftig und leidenschaftlich, sagt er, ist Ulrich von Hutten: ein großer Dichter: aber von dem geringsten Worte kann er aufgebracht werden. Sie sollen mich geben lassen, dergleichen Geister: sie sollen sich mir vorziehen. Ich will von ihnen überflügelt werden. Ich habe nie nach Ruhm gestrebt [3]."

---

1) Heumann documenta literaria. p. 1. Mirabile profecto mihi videtur hominis ingenium, praesertim in illudenda aliorum stultitia. Jocis scatet et salibus: quamprimum hominem audivi. alterum dixi esse Lucianum.

2) Heum. p. 29 Cochleus ad Pirkheimerum. Abiit ad vos noster Huttenus, homo ingenii magis acuti, acris, quam placidi et quieti. Amo hominis ingenium, ferociam ejus non ita, longe certe facilius absentem, quam praesentem amicum servabo.

3) Tentzel p. 225. Acer et vehemens Ulricus Huttenus et

Ulrich von Hutten befand sich noch in Italien, als der Streit mit Reuchlin eine größere Bedeutung zu gewinnen anfing. Sogleich sah er ein, daß es sich um den Sieg oder die Niederlage der freieren wissenschaftlichen Richtung handelte: sofort trat er als Vorkämpfer der Reuchliniſchen Schaar auf, und er hat, es ist nicht zu läugnen, in dem ganzen Streite der humaniſtiſchen Richtung mit dem Obſcurantismus das Beſte gethan. „Muth, tapferer Capnion, ruft er Reuchlin in einem Briefe zu[1]). Ein groſſer Theil deiner Arbeit liegt jetzt auf meinen Schultern. Schon ſorge ich für einen Brand, der, hoffe ich, zeitig genug emporlodern wird. Du ſelber ſei ruhig. Ich wähle mir ſolche Kampfgenoſſen, deren Jugend und Weſen zur Art des Kampfes paßt. Bald wirſt du die Niederlage der Feinde erleben. Und du konnteſt mir ſchreiben, ich möchte die Sache der Wahrheit nicht verlaſſen? Ich ſollte ſie oder dich, ihren Repräſentanten, verlaſſen? O Capnion, du haſt einen geringen Glauben. Du kennſt nicht deinen Hutten. Ja, heute wenn du zurückträteſt, ſo würde ich, ſo viel in meinen Kräften ſteht, jenen Kampf wieder erneuern, und, glaube mir, ich hätte keine ſaumſeligen Kampfgenoſſen. Von ſolchen Streitern bin ich umgeben, von denen jeder Einzelne genug wäre, um die Niederlage der Feinde zu bewirken.“

Seine Anſichten und Geſinnungen in Bezug auf den

---

magnus poëta, sed talis, ut levissimo dicto irritari possit. Parcant mihi ista ingenia, se mihi praeferant. Cupio et patior, vinci ab illis. Nunquam gloriae studui.

1) Vom 15. Januar 1517. Epp. illustr. viror. ad Reuchlin. Tom. II. A. 1.

Gegenstand des Kampfes lernen wir am Besten kennen aus der Vorrede zu seinem Niemand, die er seinem Freunde Crotus Rubianus zuschrieb. Da faßt er die Hauptgesichtspunkte kurz, treffend und schlagend auf.

Er verspottet vorzüglich die Erbärmlichkeit der damaligen Wissenschaft. Mit elenden nichtssagenden Phrasen eines Scotus oder eines Bartolus quälen sich die Leute herum: wenn sie sie auch nicht verstehen, das thut nichts zur Sache, und wenn sie diese cimmerische Finsterniß noch dicker, als sie sie selbst gefunden, wiedergeben, meinen sie etwas Rechtes zu sein. Dann werden sie Doctoren und dann erst bilden sie sich ein, den Stein der Weisen gefunden zu haben: denn Alles ist ihnen der Titel. Man braucht nur Professor zu sein: etwas zu wissen ist nicht nöthig: denn jener ersetzt Alles. Wir andern aber, die wir die humanistischen Studien betreiben, haben nach ihrer Meinung nichts gelernt. Wenn sie unser Wissen beurtheilen wollen, da fragen sie: „was ist er?“ Und da muß man antworten: „er ist Doctor oder Magister, oder Baccalaureus.“ Ist er keines von diesen Dingen, ist er nichts. Was wir auch vorbringen, ist nur dann etwas, wenn sie es gebilligt haben. Da untersuchen sie sorgfältig, ob nicht eine Ketzerei dahinter steckt. Finden sie etwas, das ihnen nicht gefallt, ziehen sie die Stirne zusammen, werfen die Nase auf und rufen: zum Feuer, zum Feuer! Niemand ist leichter bei der Hand, fremde Fehler zu rugen, als diese Weisen. Und wenn man aber nach ihrer Lebensweise fragt, so halten sie es für hinlanglich, ihr Pallium und ihre Kutte vorzuzeigen. Wenn du sagst, das ware nichts, kommst du ins Ketzerverzeichniß. — Wie hat sich nicht die Theo-

logie und die Religion verschlechtert! Der Aberglaube, die erste aller Pesten, ist in sie hereingekommen, er hat mit seiner Finsterniß so sehr die wahre Gottesverehrung verdunkelt, daß man nicht weiß, ob die vielen Ceremonien wirklich christlich sind, oder nicht vielmehr einem neuen Gotte angehören, der das Ende der Welt für sich in Anspruch nimmt. Und doch haben sie Stöße der schlechtesten Bücher. Indem sie jene alten, wahrhaft gelehrten Autoren vernachläßigen, treiben sie sich in diesen Lächerlichkeiten und Abgeschmacktheiten herum, nicht anders als Scabarius im Schmutz. Was bringen sie nicht für schmutzige Fabeln und elende alte Weibermährchen auf der Kanzel vor, die Leichtgläubigkeit des Volkes mißbrauchend. Alles verachten sie, was nicht in ihren Kram taugt. Und dabei behaupten doch die dummen Menschen, sie seien die, zu welchen Christus gesagt hat: ihr seid das Salz der Erde. Sie wollen als die allein Weisen angesehen sein: was einst den Aposteln übertragen war, das ziehen sie, wie nach erblichem Rechte, an sich, jene Magistri nostri, wie sie sich selbstgefällig nennen. Aber dadurch, daß so erbärmliche Menschen die Stelle der Apostel einnehmen, geht Alles zu Grunde, nichts ist beständig, keiner ist mehr ein braver Mann wegen der Unbescholtenheit seiner Sitten, oder ein gelehrter wegen seiner Bildung, sondern jener der Kutte, dieser des Titels wegen. Was ist heut zu Tage christlicher, als die Arbeiten des Erasmus? Aber was ist zugleich diesen Thomisten verhaßter? Wie sie die Zähne knirschten! wie sie die Augenbrauen zusammenzogen, wie sie die Nasen aufwarfen! Die Eingeweide möchten ihnen zerbrechen, wenn sie so etwas gelesen haben. So neidisch sind diese schlechten

Menschen auf fremden Ruhm: so werden sie von dem Bewußtsein ihrer Nichtigkeit gepeinigt! Aber wenn sie in ihrem Reiche, auf der Kanzel, dem unwissenden Volke etwas vorplaudern, da sind sie eifrig! Da beißen sie, da stechen sie, da schleudern sie ihre furchtbaren Blitze, da speien sie ihr Gift aus, nicht gegen die, welche es verdienten, sondern die ihnen unbequem sind. Alexander der Sechste soll einmal gesagt haben, daß er lieber mit dem mächtigsten Könige einen Streit haben wolle, als mit einem aus dem Orden der Bettelmönche. Denn Alles besitzen diese Leute, die eigentlich nichts besitzen sollten, und unbesiegbar ist dieses Geschlecht, von welcher Seite man es angreifen mag. Das ist gewiß: es gibt keinen unerbittlicheren Sieger, als diese verkehrten christlichen Apostel. Denn was ist grausamer, als wenn sie einen von denen in ihre Hände bekommmen, die sie Ketzer nennen. Da räumen sie Christus alles ein, nur nicht das Mitleid. Aber sie treiben es so unverschämt, daß Jeder lieber verdammt sein möchte, als ihre Verzeihung erhalten. Diese Heuchler, die unser väterliches Erbtheil verzehren, und doch so grausam mit uns verfahren!

Bei aller Leidenschaftlichkeit seines Hasses indeß, welchen er unverhohlen äusserte, sah Ulrich von Hutten dennoch ein, daß die Scholastiker und Theologen auf eine ganz andere wirksamere Weise angegriffen werden müßten, als in offener Invektive, nämlich mit Satyre und Spott. Er war, wie wir angedeutet, derselben eben so sehr Meister, als jener. Und so brachte er denn eines der merkwürdigsten Erzeugnisse des deutschen Witzes zum Vorschein: die Briefe der dunkeln Männer.

Die Briefe der dunkeln Männer.

Der erste Theil dieser Briefe erschien im Frühjahr des Jahres 1516, der zweite im Jahr 1517.

Wie der Reuchlinische Streit überhaupt gewissermassen die Spitze vom Kampfe der freieren wissenschaftlichen Bestrebungen mit dem Scholasticismus bildete, so kann man sagen, daß in den Briefen der dunklen Männer jene derbe satyrische volksmäßige Richtung der Opposition in ihrer Vereinigung mit der humanistischen zu ihrer Vollendung durchgedrungen sei. Schlagend, treffend, vernichtend, weil die gröbsten Waffen angewendet wurden, und doch wieder den Anforderungen der Kunst genügend: in keiner der früheren Satyren ist die directe Opposition so glücklich mit der Ironie verbunden, wie in den Briefen.

Sie sind angeblich von Anhängern des alten Systems an einen gewissen Ortuinus Gratius, Professor der Philosophie und Theologie in Cöln, geschrieben, einer der bedeutendsten unter den Gegnern Reuchlins: und diese sprechen sich hier ganz und gar in ihrer bornirten crassen Unwissenheit aus. Zugleich aber erzählen sie ihre Streitigkeiten mit den Reuchlinisten, deren Ansichten ganz getreu wiedergegeben werden, und dieß ist denn die directe Opposition.

Es ist nicht leicht ein Verhältniß übergangen, in welchem sich die Theologen und die Pfaffen und die Professoren an den Universitäten bewegten: in literarischer, religiöser, sittlicher Beziehung werden sie lächerlich gemacht und gegeißelt.

Was zuvörderst die wissenschaftlichen Verhältnisse

betrifft, ſo tritt uns hier zuerſt das herrliche Küchenlatein entgegen, das die Leute ſchreiben. Es iſt faſt durchgängig in den Briefen ſich gleich: einige Stellen aber ſind beſonders gelungen[1]). Sodann der Inhalt ihrer Forſchungen und Unterſuchungen: die wichtigen Fragen, die herrlichen Schlüſſe, ihre geiſtreiche Allegorie! So erzählt Einer gleich im erſten Briefe, wie bei einem Gaſtmahle der gelehrteſten Männer die Frage verhandelt ſei, ob man ſage magister nostrandus oder noster magistrandus, von Einem, der zum Doctor in der Theologie promovirt würde, da die Doctoren der Theologie der Beſcheidenheit wegen ſich blos magistri nostri nennen. Man konnte zu keinem Reſultate kommen, deßhalb wendet ſich der Briefſchreiber an Ortuin und bittet um Aufſchluß in dieſer wichtigen Sache. — Ein Anderer quält ſich über die Frage, ob die Vorhaut eines Juden wieder wachſe,

---

1) Z. B. S. 103 Münchner Ausgabe, der Anfang des Briefes von Guilhelmus Scherschleiferius. Valde miror, venerabilis vir, quare mihi non scribitis, et tamen scribitis aliis, qui non scribunt vobis ita saepe, sicut ego scribo vobis. Sed estis inimicus meus, quod non vultis mihi amplius scribere tunc scribatis mihi tamen, quare non vultis amplius scribere, ut sciam, quare non scribitis, cum ego semper scribo vobis, sicut etiam nunc scribo vobis, quamvis scio, quod non critis mihi rescribere. Verumtamen oro vos praecordialiter, quod velitis mihi tamen scribere, et quando semel scripsistis mihi, tunc ego volo vobis decies scribere, quia libenter scribo amicis meis, et volo me exercitare in scribendo, ita ut possum eleganter dictamina et epistolas scribere.

wenn er Christ geworden. Die Einen entscheiden sich für, die Andern gegen die Frage. Ortuin möge doch so gut sein und die Frau Pfefferkorns fragen, wie es in dieser Beziehung mit ihrem Manne wäre. Ortuin stünde ja gut mit der Frau: ihm könnte sie es daher leicht eröffnen [1]). — Einem Anderen ist es Angst, daß er eine Sünde begangen, weil er an einem Fasttage ein Ei gegessen, in dem ein junges Huhn gewesen: in der Besorgniß, der Wirth möge es sehen und von ihm auch die Bezahlung für das junge Huhn verlangen, habe er es schnell verschlungen, dann seie ihm eingefallen, daß das Fleisch gewesen, und nun ängstige er sich, eine Sünde begangen zu haben [2]). — Magister Johannes Pellifex erzählt im zweiten Briefe, daß er einst ein Paar Juden begegnet, die ihm aber wie Doctoren der Theologie vorgekommen: er habe sie daher gegrüßt, indem er seine Kappe vor ihnen abgezogen. Ein Baccalaureus, der mit ihm gewesen, habe ihm gesagt, er hätte eben eine Todsünde begangen, weil er die zwei Juden gegrüßt habe. Vergebens hätte er seine Unwissenheit vorgeschützt: er müßte von dieser schweren Sünde um Absolution nachsuchen. — Ein Anderer erzählt, wie er einen Poeten einmal gehörig abgeführt habe, durch folgenden Schluß: Der Esel trägt Bürden, Ihr tragt Bürden, d. h. ein Buch unter dem Arme, also seid ihr ein Esel. — Petrus Hafenmusius beweist [3]) auf folgende Weise, daß man keine Poesie studiren dürfe. Aristoteles sagt im ersten Buch der Metaphysik, die Dichter lügen viel. Aber wer lügt, sündigt, und wer sein Studium auf Lügen gründet,

1) S. 139. 140. l. c. 2) S. 209. 3) S. 91.

gründet es auf Sünden. Was aber auf Sünden gegründet ist, ist nicht gut, sondern gegen Gott. Aber in der Poesie sind Lügen: wer also seine Wissenschaft mit der Poesie anfängt, kann in der Tugend nicht fortschreiten, denn eine schlechte Wurzel hat ein schlechtes Kraut, und ein schlechter Baum hat schlechte Früchte. — Sehr schön ist auch die allegorische Auslegung der Metamorphosen Ovids.

Was die sittlichen Schwächen der Dunkelmänner betrifft, so unterhalten sich die Briefsteller über das beste Bier, den besten Wein, gutes Essen, vorzüglich aber über die Freuden der Liebe. Hier sind die Briefe der dunkeln Männer ebenso derb, als die Facetien Bebels: ja einige Anekdoten erinnern an sie[1]). Die meisten der Briefsteller schildern entweder selber ihre unzüchtigen Handlungen, oder erzählen sie von Andern. Besonders Ortuinus wird sehr hart mitgenommen. Er soll mit der Frau des Pfefferkorn sein Wesen treiben, ebenso Arnold von Tungarn und andere Cölner. Die Mönche, besonders die Dominicaner, kommen, wie zu erwarten war, vorzüglich als unzüchtige Leute vor. Von einem wird erzählt, daß er auf einer Reise nach Rom alle Mägde in den Wirthshäusern beschlafen wollte. Ein Anderer wurde ertappt bei einem Weibsbild, daß er nackt aus dem Fenster springen mußte[2]). — Einer vertheidigt sogar seine Fehltritte mit David und Salomo, die auch die Freuden der Liebe genossen hätten und doch heilige Männer gewesen wären.

---

1) Z. B. der Brief von Magister Curio, der sich S. 151 darüber beklagt, daß er in der Liebe nichts mehr leisten könne.

2) S. 87.

In dem grellsten Gegensatze gegen diese intellektuellen und sittlichen Schwächen steht nur die große Meinung, welche die Briefsteller von ihrer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit haben. Diese besitzen sie zu Folge des Standes und des Titels, dessen sie sich erfreuen. Denn als Mönche oder als Doctoren der Theologie haben sie schon von selbst eine größere Frömmigkeit, als alle andere, und wer gegen sie sich etwas herausnehmen wollte, ist eben darum kein Christ, sondern ein Ketzer. Besonders aber das Titelwesen auf den Universitäten wird hart mitgenommen. Wer Doctor ist, ist darum schon gescheider, als der Magister, und der Magister gescheidter, als der Baccalaureus. Der Vorzug, den der Titel gäbe, wird sogar auf unzüchtige Handlungen ausgedehnt. Arnold von Tungarn schreibt einmal an Ortuin, sie wollten eine Magd beschlafen, die Ortuin schon entjungfert habe. Zuerst Arnold, weil er Doctor sei, dann Ortuin als Magister. Wer aber gar keinen Titel hat, weiß noch nichts, und darf in Dingen, welche nur die Graduirten zu betreiben pflegen, kein Urtheil aussprechen. Eben darum werden die sogenannten Poeten oder Humanisten ganz verächtlich behandelt, weil sie sich nicht viel darum bekümmern, Magistri oder Doctores zu sein. Ein Erasmus, ein Reuchlin könnten gar nichts über die Theologie sagen, weil sie in dieser Wissenschaft noch nicht promovirt hätten. „Ich hatte einen guten Freund, schreibt Philipp Sculptoris[1]) an Ortuinus, der ging nach Ingolstadt auf die Universität: da empfahl ich ihn an einen Theologen, aber er gerieth zu dem Poeten Philomusus und hörte seine Vor-

1) S. 120.

leſungen. Wie bedaure ich ihn! Wenn er bei jenem Theologen geblieben wäre, wäre er jetzt Baccalaureus: aber ſo iſt er nichts, auch wenn er zehn Jahre Poeſie ſtudirt."

Dieſen Anſichten gegenüber erſcheinen denn die der Humaniſten, welche von den Briefſtellern, die mit ihnen in Streit gerathen, ganz getreu wiedergegeben werden: wie ſie die Scholaſtiker und Theologen ſammt ihren Titeln verachten, wie ihre angebliche Weisheit und ihre tiefen Unterſuchungen nichts als Dummheit und Leerheit ſei. Die Cölner, die Pariſer Doctoren der Theologie ſeien Eſel und Phantaſten: Paris namentlich die Mutter aller Thorheiten, die von da aus nach Deutſchland und Italien gekommen ſeien. In Italien wäre es noch beſſer als in Deutſchland. Da betrügen die Lehrer doch nicht ſo die Schüler, indem ſie ihnen Rauch und Dummheiten vormachen. Wenn Einer gelehrt iſt, wird er geachtet, iſt er unwiſſend, wird er wie ein anderer Eſel gehalten, und wenn er zehnmal Baccalaureus wäre. Im Gegentheil, die Baccalaurei und Magiſter, die aus Deutſchland kommen, werden in Italien für Hohlköpfe gehalten [1]). Nebenbei werden denn einzelne kirchliche Inſtitute lächerlich gemacht, z. B. die Verehrung der Reliquien. Das Kleid des Herrn in Trier ſeie nicht das Kleid des Herrn, ſondern ein alter zerriſſener Fetzen: das Haar der Jungfrau ſeie nimmer in der Welt. Die drei Könige in Cöln ſeien drei Bauern aus Weſtphalen: Schwert und Schild des heiligen Michael wären auch nicht von ihm [2]).

Hie und da wird die directe Oppoſition gegen man-

1) S. 262. 2) S. 115.

che Dogmen der alten Kirche oder gegen das Leben der Geistlichen und Mönche etwas ernster gehalten, an Wimpheling erinnernd, wie in dem Briefe des Dominus Volwinus de Montefiascon [1]). Auch der Brief des Clingesor [2]) hat eine ernsthaftere Opposition. Sehr oft wird der Ablaß angegriffen: selbst die Suprematur des Papstes.

Der Gang des Kampfes zwischen Reuchlin und den Humanisten auf der einen, und den Scholastikern und Pfaffen auf der andern Seite ist denn auch ein vorzüglicher Gegenstand der Unterhaltung. Der Sieg neigt sich auf die Seite der Humanisten: die Briefsteller beklagen sich, daß sie nichts mehr ausrichten könnten, überall nehme die Humanistik überhand, an den Universitäten liefen die Studenten zu den Poeten und wollten nicht mehr Baccalaurei und Magister werden. Kaum einer von zwanzig will promoviren [3]). Der Teufel möge die Poeten hohlen, denn sie wären es, die zuletzt alle Universitäten zu Grunde richteten. Dann nehme auch die Sache Reuchlins eine unglückliche Wendung. Der Papst, die Cardinäle wären für ihn. Sie zweifeln daher an dem Christenthum des Papstes, denn wenn er ein guter Christ wäre, müßte er es mit den Theologen halten [4]). Aber er verstehe nichts von der Theologie, er seie auch Einer von den saubern Poeten. Sollte sich aber ja der Papst für Reuchlin entscheiden, dann müßte man an ein Concilium appelliren, denn das Concilium

1) S. 273—75. 2) S. 248.

2) Wie z. B. in einem Briefe Unckenbunks S. 241—43.

3) S. 100.

seie über dem Papst, und weil da die Theologen das Uebergewicht bekämen, würden sie schon Recht bekommen. Ja, selbst mit den Hussiten wollten sie sich verbinden, wenn es schlecht ginge [1]); ausserdem aber jedes Mittel anwenden, um den Sieg zu gewinnen. Besonders Geld wollen sie sich zu verschaffen suchen, hauptsächlich durch den Ablaß [2]), um mit diesem die römischen Richter zu bestechen. Denn in Rom komme man nur durch Geld zu seinem Recht [3]). Hogstraten habe daher schon bedeutende Summen aufgewendet, um ein günstiges Urtheil beim Papste zu erwirken [4]). —

Das ist in Kurzem der Inhalt der Briefe der dunkeln Männer, die, wie nicht leicht ein anderes Buch, einen ungeheuern Einfluß gehabt haben, und denen doch das eigene Geschick begegnet ist, daß man mit Gewißheit den Verfasser noch nicht hat ermitteln können.

In den Zeiten der Reformation und unmittelbar nach ihnen galt so ziemlich allgemein Ulrich von Hutten als der Verfasser. Später wollte man ihm diesen Ruhm streitig machen. Das stärkste Argument, das man neuerdings gegen seine Autorschaft beigebracht hat, sind seine zwei Briefe an Richardus Crocus, wo er dieselbe ablehnt. Aber schon Münch hat darauf aufmerksam gemacht, daß die betreffenden Stellen jener Briefe dieß nicht einmal beweisen. Gegen einen anderen Grund, daß es nämlich dem Charakter Huttens widerspräche, sich nicht offen als Verfasser der Briefe zu erklären, ist einzuwenden, daß man ja gar nicht einmal weiß, ob Hutten durch die Anonymität nicht etwas ganz anderes

1) S. 260. 2) S. 137. 3) S. 222. 4) Ib.

bezweckte. Es ist bekannt, daß dergleichen satyrische Schriften, wie die Briefe der dunkeln Männer sind, eine viel größere Wirkung haben, wenn man die Verfasser derselben nicht kennt. Sie erscheinen durch das Dunkel, das über den Verfassern schwebt, bedeutender, wahrer, während bei ernsteren wissenschaftlichen Arbeiten gerade das Gegentheil der Fall ist. Wahrscheinlich hatte dieß Hutten im Auge. Der Brief an Richardus Crocus scheint in der Absicht geschrieben zu sein, daß er bekannt werde und es fragt sich noch sehr, ob Alles das, was darin über Huttens Nichttheilnahme an den Briefen gesagt ist, als baare Münze gegen Richard Crocus zu nehmen sei.

Wenn man sich übrigens nur einmal die Mühe gibt, die Briefe der dunkeln Männer mit den übrigen Schriften Huttens zu vergleichen, so wird man finden, daß nicht nur dieselben Ideen, sondern fast dieselben Ausdrücke wiederkehren. Den Einwand, welchen Erhard [1]) vorgebracht hat, als käme in den Briefen eine zu große Bekanntschaft mit den Grübeleien der Scholastiker vor, als daß Hutten der Autor sein könnte, da er wahrscheinlich keine Geduld gehabt hätte, um sie zu studieren, können wir nicht gelten lassen. Denn einmal bewegte sich ja Hutten lange genug auf den Universitäten neben diesen Leuten, und stieß oft genug mit ihnen zusammen, als daß ihm ihre Wissenschaftlichkeit nicht bekannt geworden wäre. Und zweitens ist das, was in den Briefen von der scholastischen Philosophie vorgebracht wird, in der That nicht von der Art, daß es ein genaueres tieferes

1) Geschichte der wiederaufblühenden Wissenschaften. 2ter Band. Leben Reuchlins.

Studium erfordert hätte. Es hält sich so ziemlich im Allgemeinen, und ist nicht viel mehr, als was man sich allenfalls aus den Doctordisputationen oder aus Gesprächen entnehmen konnte.

Aber einen positiven Beweis für die Autorschaft Huttens liefert der Briefwechsel Pirkheimers. Schon aus einer Aeusserung des Cochleus in einem Briefe an letzteren, vom 9. September 1516, über die Ablehnung von Huttens Autorschaft könnte man dieselbe schließen. „Hutten, sagt er [1]), hat diesen Abend mit uns gegessen, und hat uns mit vielem Lachen einige neue Briefe vorgelesen, von denen der eine auch Deiner Erwähnung thut [2]): du hättest gegen den Wucher geschrieben, über den unser Magister[3]) zu Bologna disputirt hat. Er läugnet übrigens, daß er der Verfasser des Schriftchens sei, und zwar mit den Worten: „Auf keine Weise, es ist Gott selbst." — Deutlicher sprechen die Briefe Lorenz Beheims, des Bamberger Domherrn, an Pirkheimer.

---

1) Heumann documenta literar. p. 1.

2) Es ist wahrscheinlich das carmen Rythmicale Philippi Schlauraff. p. 184 sq. wo es von Pirkheimer heißt: transivi ad Nurenbergam. ubi quidam Pirkheimer. qui non est magister, fecit mihi instantiam: sed audivi ibi clam. quod cum multis sociis. in partibus diversis. magna in conjuratione vellet stare pro Capnione, et contra nos theologos facere multos libros. Et fuit mihi dictum. quod noviter unum librum scripsit de usura. quam admittit theologia. Sicut Bononiae est disputatum. et per magistros nostros probatum

3) Johann Eck.

„Jener Hutten, schreibt er am 27. April an Pirkheimer [1]), der wahrscheinlich der Verfasser der dunkeln Briefe ist, oder wenigstens vom größten Theil derselben, hat sich selber darin vorgebracht, sich selber widersprechend, als sei er ein bestialischer Raufbold, um dadurch dem Verdachte der Autorschaft zu entgehen." – Und in einem Briefe vom 21. August desselben Jahrs [2]), als sich Hutten gerade in Bamberg aufhielt: „Hutten scheint öffentlich gar nicht zu läugnen, daß er jene Briefe herausgegeben habe, und zwar, wie es mir scheint, handelt er hierin nicht sehr klug, wegen der Gefahr, in welche ihn die Dominicaner deßhalb bringen könnten."

Uebrigens ist Hutten nicht der einzige Verfasser der Briefe. Neben ihm wurde von jeher fast unbestritten Crotus Rubianus, sein vertrauter Freund, genannt. Doch ist er nicht der einzige Mitarbeiter. Schon am ersten Theile scheinen wohl auch Peter Eberbach, der Graf Hermann von Nuenar [3]), Jakob Fuchs, Domherr in Bamberg, und Friedrich Fischer, Domherr zu Würzburg, Theil gehabt zu haben. Die beiden letztern waren sehr genaue Freunde Ulrichs von Hutten, und waren mit ihm in Italien zusammen. Von Jakob Fuchs spricht es Lorenz Beheim in dem angeführten Briefe an Pirkheimer [4]) offen aus, daß er einer der Mitarbeiter sei. „Hier ist, sagt er, der Doctor Jakob Fuchs, mit ganzer Seele Reuchlinist, der beste, intimste Freund Ulrichs von Hutten. Ich glaube, daß er einige von den Briefen der dunkeln Männer verfertigt habe, oder daß er wenigstens nicht

1) Heum. p. 256. 2) Ib. p. 257.
3) Erhard a. a. O. 4) Heum. p. 256.

weit davon gewesen sei, als sie verfaßt wurden. Er theilt mir immer Neues von diesem Gegenstande mit, wenn er was bekommt." Friedrich Fischer aber war Huttens beständiger Begleiter, ja Stubenbursche in Bologna [1]). Von seinem aufgeweckten Geiste kann uns ein Brief an Pirkheimer [2]) Zeugniß geben: mit ganzer Entschiedenheit gehörte er der neuen Richtung an: später war er einer der ersten Canoniker, die sich verheiratheten.

Pirkheimer hat am ersten Theile der Briefe wohl noch keinen Antheil genommen. Denn da scheint er mit Hutten wohl noch in keiner näheren Berührung gestanden zu haben. Sie kannten zwar und schäzten einander, aber in Briefwechsel traten sie wohl erst Ende des Jahres 1516 oder Anfang 1517, als Hutten sich in Italien befand, also nach der Erscheinung des ersten Bandes der Briefe. Cochleus theilt Pirkheimern von Bologna aus zwar schon seit dem September des Jahrs 1516 Notizen von Hutten mit, aber erst in einem Briefe vom 17ten März 1517 [3]) erwähnt er, daß jezt Hutten an Pirkheimern schreiben wolle. Der erste noch übrige Brief Huttens an Pirkheimer, welcher eine Antwort auf ein Schreiben von diesem ist, ist vom 25ten Mai datirt [4]). Es ist übrigens möglich, daß sie doch schon vorher mit einander in Brief-

1) Cochleus in einem Briefe an Pirkheimer vom März 1517. Heum. p. 16. Est hic quidam Canonicus nobiscum Herbipolensis. Fridericus Fischer. contubernalis D. Hutteni: is velit aliquando ad te scribere. amicitiam tecum ineundi gratia — Est vir bonus optimique ingenii etc

2) Heum. isag. 26. 3) Heum. p. 17.

4) Pirkheimer opp. p. 264.

wechsel getreten sind: jene Aeusserung des Cochleus schließt die Möglichkeit nicht aus. Die ersten Briefe Huttens und Pirkheimers sind nicht mehr vorhanden: wahrscheinlich aber hatte Hutten Pirkheimern zur Theilnahme an dem zweiten Theile der Briefe der dunkeln Männer aufgefordert. Daß sie wenigens Geheimnisse mit einander gehabt, geht aus einer Aeusserung des Cochleus hervor, in einem Briefe an Pirkheimer, vom 26ten Juni 1517 [1]). „Hutten, sagt er, reist nun von hier ab, und will dich in Nürnberg besuchen. Was er anfangen will, weiß ich nicht, ich zweifle aber nicht, daß er dir noch andere, geheimnißvollere Dinge, als mir, anvertrauen wird." In der That besuchte Hutten Pirkheimern in Nürnberg, und wenn dieser bis jetzt noch nicht an den Briefen mitgearbeitet hatte, so ließ er sich höchst wahrscheinlich durch Huttens Persönlichkeit überreden. Von dieser Zeit an waren wenigstens beide Männer in der genauesten Verbindung. Hutten theilte Pirkheimern alle seine Entwürfe mit. „Du hast mir noch in keiner Sache dich entzogen," konnte er im Jahr 1518 an ihn schreiben [2]).

Pirkheimers ganzes Wesen und die Stellung, die er im Streite Reuchlins eingenommen, widerstrebte der Theilnahme an den Briefen keineswegs. Es war zwar seine Ansicht, wenn man offen gegen die Scholastiker auftrete, müsse man es so würdevoll und so ruhig als möglich thun. Dieß schloß jedoch die anonyme beißende Satyre nicht aus. Man dürfe sie, meinte er, nicht zu

1) Heum. p. 27. 2) Hutt. Opp. III. p. 62.

hoch ſtellen dadurch, daß man ſich ihnen gegenüber in Harniſch bringe: aber lächerlich machen könne man ſie wohl. Sodann hatte Pirkheimer in ſich ein ſatyriſches Element: wir haben dieß ſchon aus dem Lobe des Podagra geſehen. Noch deutlicher wird dieß aus dem gehobelten Eck, den wir ſpäter erwähnen, hervorgehen. Einen näheren poſitiveren Beweis für ſeine Theilnahme an den Briefen der dunkeln Männer könnte das Fragment eines Briefes, in jenem Style geſchrieben, abgeben, das ſich unter ſeinen Papieren vorfand [1]), und welches vorzüglich die Reformation des Kloſters Engelthal, in der Nähe von Nürnberg, betrifft. Außerdem erwähnt er eines ſatyriſchen Briefes in der Angelegenheit Reuchlins in einem Schreiben an dieſen, den er, weil er zu arg wäre, noch nicht habe drucken laſſen [2]).

In dem zweiten Theile der Briefe finden ſich nun aber einige, die ſo ſehr an die ſonſtigen Anſichten Pirkheimers erinnern, daß man ihn faſt unbedingt als ihren Verfaſſer nennen konnte. So der Brief des Heinrich

---

1) Abgedruckt in Strobels Miscellaneen I 85

2) In Strobels Miscellaneen I 83. Ceterum quid de epistola nostra ad novae Aquilae comitem, et de qua aliquando scripsi, actum sit, interrogas. Non in spongiam optime Capnion incidit, verum quia ultra risum et sales acerbissima quaedam continet, rogantibus amicis tantisper suppressi, nam et impressores illam ob tyrannorum metum imprimere recusabant. Non tamen ideo usquequaque latebit, sed aliquando cum tui gloria et illorum prodibit ignominia. Vergleiche damit den Brief an Herman von Buenar selbſt in Opp. Pirkh. p. 241

Schaffsmulius, der sich über das junge Huhn im Ei, das er an einem Fasttage verschlungen, ängstigt [1]). Eine ähnliche Geschichte erzählt Pirkheimer in einem Briefe an Erasmus. In dem Briefe des Johann Schnerckius [2]), welcher erzählt, daß er bei Reuchlin gewesen, wird diesem durchaus die Haltung zugeschrieben, welche Pirkheimer immer den Scholastikern gegenüber angewendet wissen wollte: die nämlich, daß man sie ganz und gar ignorire. Auch der Brief des Clingesor [3]) scheint von Pirkheimer zu sein. Er enthält unter andern auch eine ernsthafte Opposition eines Humanisten, wo dieselben Gedanken ausgesprochen sind, die in Pirkheimers gleich zu erwähnender Apologie Reuchlins vorkommen.

Ausser Pirkheimer müssen aber noch sehr viele Andere an dem zweiten Theile der Briefe mitgearbeitet haben. Wir bemerken in demselben eine viel größere Mannigfaltigkeit, namentlich was die speziellen Verhältnisse an den einzelnen Orten wissenschaftlicher Bildung betrifft, als im ersten Theile, der mehr aus Einem Guße ist. Besonders am Rhein, in Straßburg namentlich, müssen Mitarbeiter gewesen sein. Mehrere Briefe beschäftigen sich mit dem Streite Wimphelings und den Augustinern. Der Brief von Volwinus [4]) bringt Ansichten bei, die nur von Wimpheling oder einem Schüler desselben herrühren können. Man wird wohl annehmen dürfen, daß jeder der namhafteren Humanisten, der nur irgend eine satyrische Ader in sich verspürte, einen, wenn auch nur kleinen, Beitrag geliefert habe.

---

1) S. 209. 2) S. 225. 3) S. 248. 4) S. 273 ff.

Die Briefe der dunkeln Manner brachten, wie zu erwarten war, eine ungeheure Wirkung hervor. Die Anhänger des alten Systems, insbesondere die Cölner, sahen sehr wohl ein, wie sehr sie ihnen schaden würden, und bemühten sich daher, beim päpstlichen Stuhle ihr Verbot zu bewirken: es gelang ihnen, wie Pirkheimer wenigstens erzählt, durch Bestechung. Er machte daher den Vorschlag, den Titel zu verändern in Briefe berühmter Männer, „um die Kerle noch einmal um ihr Geld zu betrügen [1]).“

Das Verbot der Briefe trug natürlich nur noch mehr zu ihrer Verbreitung und zu ihrer Nachahmung bei. Ueberall versuchte man sich jetzt in dem Style der dunkeln Männer: in den nächstfolgenden Jahren beschäftigte man sich vorzugsweise mit dieser Branche der Literatur. Eine Menge ähnlicher Satyren erschienen. Andere legten ihre Arbeiten entweder Pirkheimern oder Hutten vor. So wird ein gewisser Fabius Zonarius, ein Doctor der Medicin, der im Style der dunkeln Männer gegen die Cölner geschrieben, von Lorenz Beheim an Pirkheimer empfohlen [2]). Hutten selbst scheint nicht mit allen Arbeiten, die ihm zugeschickt worden, zufrieden gewesen zu sein

---

1) Pirkheimers Brief an Hutten, 26. Juni 1517. Opp. p. 25. Hogstratus ostendit obiter breve, ut appellant apostoli cum, quo excommunicantur emendi vendentes et legentes obscurorum virorum epistolas. Mutandus itaque titulus, et pro obscuris clari viri erunt inscribendi, ut rursus nebulones pecunias dilapidare cogantur. Plane enim confessi sunt, ob breve illud bello auro se emunctos esse.

2) Ep. vom 9. Febr. 1518. Heum. p. 261.

So namentlich nicht mit einer, die ihm Pirkheimer durch Lorenz Beheim hatte zukommen lassen [1]).

Pirkheimers Apologie Reuchlins.

Sieg der Humanisten.

Neben diesen satyrischen Angriffen setzte man aber auch die ernsthafte Opposition fort. So erschienen Vertheidigungen Reuchlins von Georg Benignus, von Dietrich Zobel, Domherrn in Mainz, von Martin Groning aus Bremen, vom Grafen Hermann von Nuenar.

Auch Pirkheimer entschloß sich endlich auch im offenen Felde zu erscheinen. Schon im Juni des Jahres 1517 war seine Apologie Reuchlins, die seiner Uebersetzung von Lucians Fischer vorangedruckt und dem Lorenz Beheim dedicirt ist, dem Drucke übergeben. Erst im August aber erschien sie im Publikum. Er beobachtet hier wieder ganz seine würdevolle Haltung, der man aber die tiefste Verachtung gegen die Scholastiker ansah: er stellt die Schamlosigkeit und Erbärmlichkeit von Reuchlins Gegnern dar und setzt zugleich die Ansichten der neueren Richtung über das Studium der Theologie kurz, klar und bündig auseinander. Es scheint mir der Mühe

1) Brief Lorenz Beheim an Pirkh. 21. Aug. 1517. Heum. p. 257. D. Hutteno dedi literas suas, qui paulo post rediit ad me et dedit mihi legendam illam materiam et visus est non multum illam probare, quia dixit, quod sit bene advertendum, ne quid edatur, quod parum conducat honori et majestati Reuchlini, prout se tibi scripturum pollicitus est.

werth, den Inhalt dieses Schriftchens etwas ausführlicher darzulegen [1]).

In der ganzen Geschichte, sagt er in der Einleitung, habe es nie eine schlechtere Gattung von Menschen gegeben, als diejenigen, welche Tugend und Weisheit als ein Monopol für sich in Anspruch nahmen. Nicht, als seie Tugend und Weisheit an und für sich zu tadeln, sondern weil sich ihres Vorwandes immer die niederträchtigsten Menschen bedienten, um Dinge durchzusetzen, die selbst von Verbrechern nicht gut geheißen würden. Schon bei den Alten wäre dieß der Fall gewesen. Was aber hat nicht Christus von den Heuchlern, Schreibern und Pharisäern leiden müssen, und jetzt treiben es dieselben Menschen gerade so mit dem gelehrten und braven Reuchlin, auf den sie ganze Wagen von Schmähungen ausschütten, gegen den sie eine wahre Hundeberedsamkeit ausüben.

Ich schreibe dieß nicht, um mich in einen fremden Streit zu mischen, oder als der Ritter Jemandes aufzutreten, auf dessen Worte ich geschworen hätte: auch nicht deßwegen, weil ich mich etwa verletzt fühlte durch die Ungerechtigkeit, die sie auch auf mich gehäuft, sondern weil ich weiß, daß für einen edeln Mann und noch dazu für einen Christen nichts schändlicher und unwürdiger ist, als so furchtbare Schmähungen und Scandale auf seine Nebenmenschen auszuschütten, deren sich selbst die elendesten Menschen schämen würden.

---

1) Es steht in von der Hardt historia literaria reformationis p. 130 sq.

Auch ich könnte durch ihr dummes Geschwätz gereizt gegen die Rasenden rasen und jene hübschen Leute sich selber in einem Spiegel vorhalten, wenn mich nicht davon mein natürlicher Gleichmuth abhielte, wenn nicht das Christenthum es verböte. Fern sei von mir, das, was ich in meinen jüngern Jahren verabscheute, jetzt im Alter zu thun, und diejenigen nachzuahmen, die wegen der Bitterkeit ihrer Rede mit Recht getadelt werden. Mögen sie denn unfläthig reden, die auch unfläthige Handlungen begehen können: ich, der ich die göttlichen und christlichen Gebote kenne, weiß, daß es eine Vorschrift Christi ist, denen, die uns fluchen, nicht wieder zu fluchen, Böses nicht mit Bösem zu vergelten, was der große Meister nicht blos lehrte, sondern wornach er auch handelte. Ich ziehe es daher vor, seinen Fußtapfen folgend, lieber zu dulden, als mich zu rächen. Denn der wahre Sieg in dieser Welt besteht nicht im Handeln, sondern im Leiden, und nicht wer Unrecht thut, sondern wer es duldet, ist der Sieger. Sodann glaube ich, daß ihre Schmähungen sogar ehrenvoll für mich sind. Sie schreiben unter Andern, sie wären von einem gewissen Wilibald, den sie nicht kennen, beleidigt worden, gerade als wäre ich nichts, weil ich ihnen unbekannt bin. Wollte nur Gott, daß ich ihnen immer unbekannt bliebe, und daß ich niemals von denen gepriesen würde, deren Tadel mich freut. Dann nennen sie mich einen Neuchlinisten, aber weit entfernt, mich über diesen Namen zu ärgern, bin ich sogar darüber entzückt. Denn ich kann versichern: unter allen den äussern Gütern, die mir die Gnade Gottes verliehen, hat mich kaum etwas so sehr gefreut, als die Freundschaft braver Männer. Zumal,

wenn sie nicht der Zufall, sondern gemeinschaftliche wissenschaftliche Bestrebungen herbeigeführt haben. Eine solche Freundschaft stelle ich unbedenklich dem Wohlwollen auch der mächtigsten Fürsten gleich. Ich freue mich daher und rühme mich, nicht nur in Deutschland, sondern fast in ganz Europa viele gelehrte Männer zu Freunden zu haben. Und so rühme ich mich namentlich der Freundschaft eines Erasmus, eines Reuchlin, Männer, die durch Tugend und Wissenschaft sich zu dem höchsten Gipfel des Ruhmes aufgeschwungen. Mögen sie mich daher einen Erasmisten oder Reuchlinisten nennen: ich werde es nicht als Schmähung, sondern als Lob ansehen.

Er betrachtet dann und widerlegt die Beschuldigung von Reuchlins Gegnern, als hätte dieser sich von den Juden bestechen lassen: es wäre absurd, wider allen Menschenverstand, wenn er es gethan hatte. Uebrigens könnten sie gar keine Beweise beibringen, sondern reden nur von Vermuthungen.

Um so schändlicher ist es, daß sie demohngeachtet mit Schmähungen und Verläumdungen über Reuchlin herfallen, vorgebend, sie thäten es aus christlichem Eifer. Allein das Christenthum wird nicht durch solche Schändlichkeiten vertheidigt. Nicht das ist die Lehre Christi, der gerade Streit, Zwietracht, Intriguen und Kabalen verbietet. Er ist ein Gott nicht der Verwirrung, sondern des Friedens. Daran aber denken diese Leute nicht, sondern fahren fort in ihrer Weise, indem sie nicht blos Reuchlin, sondern auch andere ehrenwerthe Männer, seine Freunde, wie Peutinger, Cuspinianus, Vadianus, Lazius mit Verläumdungen und Schimpfreden verfolgen. Auch Ulrich von Hutten, dem Stolze Deutschlands, ma-

chen sie es so: sie nennen ihn einen Pseudochristen, sie drohen ihm öffentlich und suchen ihm jede Vertheidigung abzuschneiden.

Wahrlich! auf solche Weise muß der ehrwürdige Name der Theologie ganz herunterkommen. Nicht fluchen soll sie, sondern segnen, und unwürdig ist es für unsere christliche Religion, sich von einem Neugetauften (Pfefferkorn) vertheidigen zu lassen. Sie sagen zwar, er habe viele Seelen gewonnen. Aber wie? etwa dadurch, daß er diese Unruhen erregt hat? Wenn noch mehr dergleichen Menschen sich der Vertheidigung unserer Religion annehmen würden, dann sollten wir bald sehen, ob wir nicht vielmehr Schaden, als Vortheil aus ihren Bemühungen ziehen. Aber, sagen sie, unser vortrefflicher Schüler weiß alle Evangelien auswendig [1]). Allein wißt ihr denn, was darinnen steht? „Nicht die äusseren Bekenner des Gesetzes sind gerecht bei Gott, sondern diejenigen, die das Gesetz in ihren Handlungen erfüllen. Was hilft es, sagt Jakobus, wenn Einer sagt, er habe den Glauben, und hat doch nicht die Werke? Kann da der Glaube Einen selig machen?" Ihr Glaube aber, was ist das für einer? Ist das der rechte Glaube, mit bissigen Worten über seine Nebenmenschen herzufallen? Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht verspotten. Nicht ungestraft bleibt es, mit dem Mund und mit der Zunge Christus zu bekennen, in Werken und Handlungen aber noch schändlicher sich zu geberden, als die Juden.

Sie hätten etwas viel besseres thun können, um ihren Ruhm auf die Nachwelt zu bringen, als diese Hän-

1) Das rühmte nämlich Pfefferkorn von sich.

del mit Reuchlin anfangen. Sie hätten nur Erasmus und Reuchlin in ihren angefangenen Arbeiten unterstützen dürfen: und um letzterem im Hebräischen an die Hand zu gehen, hätten sie sich allenfalls ihres Halbjuden bedienen können. Aber es fehlte ihnen nicht Lust und Wille, sondern Geist, Gelehrsamkeit, Fleiß.

Sie beharren daher auf ihrem schmählichen Verfahren: gleichsam mit Blindheit geschlagen, bilden sie sich ein, ihre Gegner könnten von keinem Priester absolvirt werden, ohne daß das gemeine Wesen den größten Schaden leide. Wer wird aber einstens sie von dem Zorne des gerechten Richters absolviren? Heuchler, sagt Christus, ziehe zuerst den Balken aus deinem Auge, und dann erst sieh den Splitter im Auge deines Bruders. —

Nun könnten sie mir vorwerfen: wie? du tadelst uns wegen unserer Schmähungen, und billigst die Ausfälle Capnions und der Reuchlinisten? Darauf erwiedere ich: ich war mit der leidenschaftlichen Sprache Reuchlins gleich anfangs nicht zufrieden: ich sagte es ihm auch. Freilich, meinte er, seie es schwer, bei den Vorwürfen der Gegner, namentlich der Ketzerei, nicht in Hitze zu gerathen, doch versprach er sich in Zukunft zu mäßigen. Und was ich also an meinem Freunde, an dem gelehrten Manne nicht billigte, das sollte ich bei so einem Halbjuden gut heißen?

Warum aber, fragen sie mich weiter, nennst du den eifrigsten Vertheidiger der christlichen Kirche einen Halbjuden? Ein eifriger Vertheidiger der christlichen Kirche! Möge er nur die Lehren Christi befolgen, und sich nicht in jüdischen Blasphemieen gefallen! Den Namen Christi höre ich wohl, aber ich sehe nichts von der Erfüllung

seiner Gebote. Hat nicht der Apostel die Fluchenden aus der Gemeinschaft der Gläubigen verbannt? Hat er sie nicht dem Satan übergeben, ihnen das Himmelreich verschlossen? Ist der, welcher noch schändlicher handelt, als die Juden, des Namens eines Christen würdig? An ihren Früchten, heißt es, sollt ihr sie erkennen! O möchten die Menschen lieber daran denken, selbst ein rechtschaffenes Leben zu führen, als andere zu tadeln! — —

Bisher beschäftigte sich Pirkheimer mit der Sittlichkeit der Gegner: nun geht er auf die Gebrechen der bisherigen theologischen Methode, auf den Scholasticismus über.

Der vorzüglichste Fehler seie gewesen, daß man die Dialektik als die Hauptsache in der Theologie angesehen. Sie ist zwar gut, in so fern sie den Geist schärft, aber wird schädlich, wenn man zu viel Zeit auf sie verwendet, wenn man mehr auf Worte, als auf Sachen, mehr auf den Sieg, als auf die Wahrheit bedacht ist.

Diesen Fehler haben sowohl die heidnischen als christlichen Schriftsteller als ein Hinderniß der wahren Weisheit angesehen.

Allein die heutigen scholastischen Theologen meinen, daß ohne jene Disputirerei, ohne jenen Nebel von Sophismen die heilige Theologie gar nicht bestehen könne.

Das ist der Grund, warum das alte und neue Testament nicht studirt, ja gering geachtet wird, warum man den Hieronymus als einen Grammatiker verachtet, den heiligen Augustinus sogar der Unwissenheit beschuldigt: wenn er jetzt wieder ins Leben zurückkehrte, meinen jene überaus gescheiden Leute, so würde er ihre Argumente nicht verstehen, nicht wegen ihrer ausgezeichnet rohen Barbarei, sondern weil er von ihren instantiis, re-

lationibus, ampliationibus, restrictionibus, formalitatibus, haecceitatibus, quidditatibus und ähnlichen Worten keinen Begriff habe. Denn was nicht in spitzige Schlüsse eingekeilt ist, das gehörte gar nicht zur Wissenschaft der Theologie.

Und doch braucht nach dem Zeugnisse des Apostels und des heiligen Hieronymus die Theologie nicht die dialektischen Floskeln, die eher Erfindungen des Ehrgeizes sind und nur darum unter die Religion gemischt, daß die Wissenschaft das Ansehen habe, als seie sie ungemein schwer zu begreifen.

Was Wunder also, daß die Meisten so ungereimt leben, da sie so ungereimt philosophiren? Was Wunder, wenn sie durch die Gewohnheit des Streits dahin kommen, daß sie von Allen und in allen Dingen die Ersten zu sein sich einbilden? Was endlich Wunder, daß sie, die in profanen erbärmlichen Beschäftigungen ergrauen, weniger die christliche Theologie und die rechte Lebensnorm im Auge zu haben scheinen?

Die Hebräer und Muhamedaner studiren täglich ihr Gesetz: unsere Theologen aber glauben, daß es weit vorzüglichere, subtilere, erhabenere Dinge gebe, als die Lehre des Evangeliums. Das ganze Wesen der Theologie setzen sie in die Speculation, durch die sie Himmel und Erde regieren und besonders die Ketzerei vertilgen zu können sich brüsten. Als wenn die hussitische Lehre nicht täglich mehr überhand nehme!

Mochten sie aber lieber weniger speculiren und dafür mehr in Tugenden fortschreiten: denn nicht durch Worte, sondern durch Handlungen verdient man Lob, und wie Plato sagt, auf den muß man am Meisten hö-

ren, mit deſſen Worten ſeine Handlungen übereinſtimmen.

Immerhin mögen ſie ſich ſelber für große Gelehrte und Theologen halten: darum ſind ſie es noch nicht wirklich. Es iſt etwas Großes, in Wahrheit den Namen eines Theologen zu verdienen: nicht ſo leicht iſt er erworben.

Denn der rechte Theologe muß außer der Grammatik Latein, Griechiſch und Hebräiſch verſtehen. — Dann muß er die Dialektik kennen, aber die reine, in ihre gehörigen Gränzen eingeſchloſſene. — Ferner muß er Rhetorik verſtehen, weil er ſonſt keine ordentliche Predigt halten kann. Sodann die Natur- und Religionsphiloſophie, nicht blos des Ariſtoteles, ſondern auch des Plato, den ſchon Cicero den Gott der Philoſophen nennt, und von deſſen Lehre die bedeutendſten der Kirchenväter rühmen, daß ſie am Meiſten der chriſtlichen ſich nähere. — Dieſe aber kann man nicht begreifen ohne die vier mathematiſchen Diſciplinen, Geometrie, Arithmetik, Muſik, Aſtronomie. — Ferner darf der Theologe auch die Geſchichte nicht verſäumen: nicht minder das göttliche und menſchliche Recht. Nichts alſo darf dem, der ein ächter Theologe ſein will, unbekannt ſein: er muß einen Mann von ausgezeichneter Weisheit und Gelehrſamkeit vorſtellen.

Und nun gibt er ein Verzeichniß von den Theologen ſeiner Zeit, welche der neueren Richtung angehören [1]).

---

1) Unter den jüngſt Verſtorbenen nennt er Johann von Dalberg, Biſchoff von Worms, Johann Picus von Mirandula,

Vor Allem aber sollte der Theologe alle Tugenden besitzen, daß seine Handlungen nicht seiner Lehre widersprechen. — Meine Meinung ist übrigens nicht, als seie ohne die heidnische Literatur die Lehre Christi mangelhaft. Das seie ferne; denn die göttliche Weisheit braucht keine menschlichen Erfindungen. Auch ohne Plato und Aristoteles kann man zum höchsten Gipfel der Theologie gelangen. Das sehen wir an den Kirchenvatern. Ich will

---

Bohuslaus von Hassenstein, Johann von Kaisersberg, Engelhard Funck, Johann Rays, Johann Cuno. Unter den noch Lebenden: der Cardinal von Gurk, Johann Franz Picus von Mirandula, Hermann Graf von Nuenar, Johann Hessus, Bernhard Adelmann, Jakob Bannüs, Marquard von Stein, Sebastian Sperantius, Wolfgang von Tanberg Passauer Canonicus, Erhard Truchseß, Eichstädter Canonicus, Andreas und Jakob Fuchs, Johann Staupitz, Augustin Lurf, Prior der Augustiner in Heidelberg, Kilian Leib, Prior in Rebdorf, Johann Machenfen, Franziskaner Provinzial, Gregorius Muffel, Carmeliter Provinzial, Melchior Pfinzing, Propst zu St. Sebald, Georg Beheim, Propst zu St. Lorenz in Nürnberg, Erasmus von Rotterdam, Johann Spenserus, Johann Eck, Paul Phrygio, Johann Oecolampadius, Aesticampianus, Johannes Cochleus, Thomas Murner, Wenzeslaus Link, Martin Luther, Theoderich Zobel, Johann von Questenberg, Jakob Wimpheling, Martin Reus zu Nürnberg, Georg Reyß zu Freiburg, Carthäuser Prior, Wolfgang Volprecht, Augustiner Prior zu Nürnberg, Johann Lang, Johann Jug, Augustiner, Johann Cäsarius, Conrad Pelicanus, Benedikt Chelydonius, Hieronymus Emser, Mutianus Rufus, Johann Bernerus, Georg Spalatin, Thomas Venatorius, Johann Hanerus, und Lorenz Beheim vor Allen

nichts dagegen haben, wenn einer an den Schriften des heiligen Thomas oder des subtilen Scotus oder der übrigen Speculationsmänner sein Vergnügen findet. Aber die heilige Schrift muß man allen vorziehen: hier sollen die Leute ihren Geist üben ꝛc.

In dieser Art der Theologie, wie sie Pirkheimer geschildert, wäre nun Reuchlin, zu dem er am Schlusse übergeht, unter allen am Meisten erfahren. Nun solle er aber auch alle Ungerechtigkeiten und Verläumdungen, wie es einem Christen ziemt, mit männlichem Geiste ertragen. Niemand ist je so glücklich gewesen, den Bissen und Schmähungen der Mißgünstigen zu entgehen: ja es ist gar nicht möglich, daß große Männer nicht geschmäht werden. — Daher, edler Reuchlin, weiche den Bösen nicht, sondern gehe ihnen nur kühner entgegen. Du bist Gott würdig erschienen, um an Dir zu versuchen, wie viel Du ertragen könntest. Auch würde dir es nichts nützen, von denen gelobt zu werden, denen zu gefallen Sünde ist. „Wenn ich den Menschen gefallen wollte, sagt der Apostel, so wäre ich nicht Christi Knecht.“ Wahrlich! nichts fehlte mehr zu der Menge deiner Tugenden, zu der Größe Deines Ruhmes, als eine recht ausgezeichnete Widerwärtigkeit, um hierin die Größe Deines Geistes zu erproben. Jetzt ist dir eine Gelegenheit gegeben, wo du einen Beweis deiner Tapferkeit, Beständigkeit, Frömmigkeit ablegen kannst. Sehe es als eine Liebe Gottes zu Dir an, denn er sendet Unglück denen, die er liebt. Niemand ist ohnedieß so glücklich, daß ihn gar kein Unfall treffe. Den Lorbeer erlangt man auch nur im Kampfe. Was Dir aber begegnet, trage es mit Geduld und Standhaftigkeit. Ich selbst habe ähn-

liches erfahren, aber die göttliche Gnade hat mich immer aus den Nachstellungen meiner Feinde befreit. Sei überzeugt, wer fest auf den Herrn vertraut, den verläßt er nicht.

Diesen unseren Zoilen aber, was sollen wir ihnen wegen ihrer unverschämten Verläumdungen anwünschen? den Haß der Engel und der Teufel? daß ihnen Geister und Kobolde auf allen ihren Wegen begegnen möchten? alle Schreckniſſe von Gespenstern? eine unerträgliche Verachtung von Seite des weiblichen Geschlechts? alle Verwünschungen Gottes und der Propheten? Nichts von dem Allen! Wir wollen nicht wie sie, unter dem Vorwande des christlichen Namens, jüdisch handeln. Was aber wünschen wir ihnen? Sie möchten sich bessern, vernünftiger werden, ihre Leidenschaften zügeln, die Bessern aufhören zu verfolgen, ihren Geist durch die besten Wissenschaften bilden, das Evangelium mit Eifer studiren, die sophistische Geschwätzigkeit lassen, sich gewöhnen in Worten und Werken recht zu philosophiren, verlernen zu fluchen und Böses zu thun, endlich alle Bosheit ablegen und die Tugend so ergreifen, daß sie die Heiligkeit und die Unschuld, die sie in Worten, Sitten, Kleidung und Nahrung vor den Menschen auszudrücken scheinen, auch durch ihre Werke, durch die That zu beweisen vermögen. —

Pirkheimers Apologie wurde mit ungemeinem Beifall aufgenommen. Adelmann von Adelmannsfelden, Heinrich Stromer meinten, es seie das Beste was Pirkheimer geschrieben[1]). Nichts, schreibt Johann Hessus[2]), hätte

1) Brief Adelmanns an Pirkheimer bei Heumann p. 162 und Stromers ib. p. 210.

2) Brief an Pirkheimer bei Heum. p. 117.

er mit solcher Hast verschlungen, als dieses Schriftchen. Auch seine Freunde seien darüber entzückt. In Bamberg, schreibt Lorenz Beheim [1]), hätte sich Pirkheimer damit außerordentliches Lob erworben: alle bewunderten die Kraft seines Geistes, die Energie der Sprache. Als es nach Wien kam, theilte es Stabius, dem es Pirkheimer schickte, seinen Freunden mit: sie setzten sich gleich die Nacht zu einem Gelage zusammen und lasen es vor. Alle schwiegen und horchten aufmerksam auf Vadianus, der es vorlas: er wollte am andern Tag Doctor in der Medicin werden, ließ sich aber dadurch nicht abhalten, es vorzulesen: alle lobten mit Einem Munde den Geist, die Erfindung, die künstliche Eintheilung. Besonders dankte Jakob Spiegel, der kaiserliche Secretär, für das ihm überschickte Exemplar [2]).

Auch war das Werkchen von nicht unbedeutender Wirkung. Die Schwankenden wurden entschiedener: andere wurden zur neuen Richtung herübergezogen, so daß sie diese mit Wort und Schrift vertheidigen wollten. Am meisten trug dazu das Verzeichniß jener Männer bei, die nach Pirkheimers Ansicht der neueren Richtung angehörten. Es waren manche darunter aufgezählt, die es eigentlich nicht verdienten: und mehrere von Pirkheimers Freunden, wie Adelmann von Adelmannsfelden und Erasmus von Rotterdam waren damit unzufrieden [3]). Allein

---

1) Brief an Pirkheimer bei Heum. p. 259.

2) Brief des Stabius an Pirkheimer bei Heum. p 243. Denn die Bücher, die Stabius erwähnt, können sich nur auf den Piscator beziehen.

3) Adelmann tadelte besonders, daß Eck mit aufgezählt sei.

Pirkheimer that es absichtlich. „Ich weiß wohl, schreibt er an Erasmus, daß ich Gelehrte und Ungelehrte, Gute und Schlechte, ja selbst Freunde und Feinde unter einander geworfen. Allein die Gelehrten und Wohlgesinnten habe ich des Lobes wegen genannt: die Wohlgesinnten und Einflußreichen, wenn auch nicht sehr gelehrten, nannte ich, um sie gleichsam als Vormauer den Feinden entgegenzustellen: die gelehrten, aber minder gutgesinnten oder zweifelhafte Bundesgenossen wollte ich reitzen oder befestigen: die Feinde aber den Feinden verdächtig machen. Und ich habe mich nicht betrogen. Die Schwankenden habe ich befestigt, viele Neue zu uns herübergezogen. Mehrere Gönner unserer Feinde habe ich in Verdacht gebracht, und worüber ich besonders lachen muß, die heiligen Männer sehen sich gezwungen, ihren Unwillen, den sie gegen uns haben, zu unterdrücken, und das ihnen sehr lastige Lob mit heiterer Miene hinzunehmen, nicht sowohl weil sie mich lieben, als weil sie glauben, ich könnte ihnen entweder nützen oder schaden. Denn von Egoismus sind sie ja sämmtlich geleitet [1]."

Brief an Pirkheimer vom 25. Oktober 1517. bei Heumann p. 162. Erasmus spricht nur im Allgemeinen seine Mißbilligung über das Verzeichniß aus. Opp. Pirkheimeri p. 269.

1) Brief Pirkheimers an Erasmus. Opp. Pirkh. p. 270. Minime me latet, indoctos doctis ac improbos bonis permixtos esse, et quod plus aliquis miretur, inimicos amicis. Verum docti et boni laude digni erant: boni vero et potentes quamvis non admodum eruditi, quasi pro vallo malis objiciendi: at docti sed minus boni, vel socii dubii incitandi aut confirmandi: inimici vero inimicis suspecti reddendi. Nec opinione penitus deceptus sum:

Bald nach Pirkheimers Apologie erschien auch eine andere Schrift Ulrichs von Hutten: der Triumph Reuchlins, schon vor den dunkeln Männern geschrieben, aber erst im Jahre 1517 oder 1518 im Drucke erschienen. Hier wieder ganz die Huttensche Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit. Voll gutes Muthes, der schönsten Hoffnung! Der Sieg der guten Sache über die Finsterlinge scheint ihm schon ganz entschieden. „Da habt ihr den Triumph Capnions, ihr Deutschen, sagt er in der Vorrede, jenes Capnions, den ihr den Zähnen der schändlichsten Menschen, der Theologisten, entrissen habt! Freut euch denn und klatscht in die Hände! Denn kein kleines Werk habt ihr vollbracht: ihr habt von eurer Liebe zu edeln Männern ein großes Beispiel gegeben. Vernichtet ist die Mißgunst erbärmlicher Menschen: gezähmt die unbändige Wuth verrätherischer Schurken. Geachtet werden die Studien, die Tugend belohnt, die Wissenschaften dem Untergange entzogen, Dank sei Gott! Nach langem Irrthum hat endlich Deutschland wieder Augen bekommen.

---

majores enim. quam sub initium putaveram, turbas concitavi: non solum enim vacillantes stabilivi, sed et plerosque ad nos traduxi, ita ut verbis et scriptis rem nostram defenderint. Quin inimicorum nostrorum amicissimos ac fautores quosdam in suspicionem ingentem et non parvum induxi odium: et quod risum mihi ciet, coguntur sanctissimi viri conceptam indignationem supprimere et laudem molestissimam laeta fronte dissimulare: non quod ita me ament, sed quia me rebus suis et prodesse et obesse posse cognorunt. Nosti enim, quam soleant omnia ex commodo suo metiri, sed id sub protextu honesto.

Ich freue mich um so mehr über den errungenen Sieg, da ich sehe, daß durch ihn der Untergang der schändlichsten Menschen bald bevorstehe. Nicht einmal die Türken verdienen einen brennenderen Haß, einen heftigeren Angriff. Denn sie sind es, durch welche die wahren Studien zu Grunde gegangen, die Wissenschaften niedergetreten sind, die göttliche Theologie zu unnützem Geschwätz, zu abgeschmacktem Zeug, zu Albernheiten herabgesunken ist. Aber sie haben aufgehört, zu regieren! Es erstarken die Künste, es kräftigen sich die Wissenschaften, es bluhen die Geister, verbannt ist die Barbarei, selbst der Papst schämt sich eurer Dummheit. Wollt ihrs noch einmal wagen? Thut es nicht! Deutschland hat jetzt Augen: der Schleier ist euch abgezogen." – „Nehmt denn den Strick, ihr Theologisten, ruft er ihnen am Schlusse zu. Mehr als zwanzig haben wir uns zu eurem Untergange verschworen. Von diesen bin ich nicht der Beste, weil der Erste, sondern der Erste, weil der Ungeduldigste. Wohlan denn, ihr meine Kampfgenossen, drauf und drau! Der Kerker ist gebrochen, das Loos geworfen, zurückgehn können wir nicht mehr! Den dunkeln Männern habe ich den Strick gereicht: wir sind die Sieger!"

In der That: man konnte dieß sagen. Die Anhänger des alten Systems bemühten sich zwar aus allen Kräften, den Sieg auf ihre Seite heruberzuziehen, und ließen kein Mittel unversucht, es zu bewirken. Sie vertheidigten sich in neuen Schriften wider die Angriffe der Gegner, und überhäuften diese mit neuen größeren Schmahungen und Verketzerungen. Besonders waren sie auf den Grafen Hermann von Nuenar, der in Cöln die entschiedenste Opposition gegen sie bildete, aufgebracht:

und auf Wilibald Pirkheimer, über den sie wegen seiner Apologie Reuchlins mit den größten Schmähungen herfielen[1]). Dann suchten sie, wo es in ihrer Macht stand, durch allerlei Intriguen die Anhänger der neuen Richtung zu verfolgen, sie aus ihren Stellen zu treiben, oder Jüngeren den Weg dazu abzuschneiden. So beklagt sich Johann Faber in Augsburg bei Pirkheimer über die Verfolgungen der Gegner[2]): selbst dem Erasmus drohten sie mit einem Inquisitionsprozeß. An den Universitäten, wo die neuere Richtung noch nicht festen Fuß gefaßt, boten sie Alles auf, um dieß zu verhindern: sie intriguirten auf alle Weise gegen die Anhänger der neuen Literatur. Allein Alles war umsonst. Durch ihre neuen schamlosen Schriften, in denen sie ihre Gegner verketzerten, schadeten sie sich vielmehr in der öffentlichen Meinung, als daß sie sie für sich gewonnen hätten. Alle Humanisten sahen dieß ein[3]). An den Universitäten brach ihren Reactionsversuchen zum Trotz die neue Richtung mit Gewalt sich Bahn: an den Höfen, in den Reichsstädten, in den Domcapiteln gewann sie mit jedem Jahre ein größeres Terrain: selbst viele der angesehensten Bischöffe sprachen sich zu ihren Gunsten aus. Jener Albert von Brandenburg, der Erzbischoff von Mainz, der Zögling Eitelwolfs von Stein, warf sich selber zu einem der eifrigsten Vertheidi-

1) Siehe den Brief Hermanns von Nuenar und Hermanns vom Busche bei von der Hardt historiaria litera reformationis p. 141 u. 143.

2) Heumann p. 187.

3) Brief Huttens an Hermann von Nuenar. Von der Hardt S. 145. und andere.

ger Reuchlins auf. Eine Schrift der Cölner, die er einmal zu Gesicht bekommen, warf er ins Feuer. „So mögen Alle umkommen, setzte er hinzu, die solche Sprache reden[1]." — Besonders aber am Hofe des Kaisers Maximilian wurde die Sache Reuchlins und der Humanisten mit dem größten Eifer verfochten. Alle Räthe des Kaisers gehörten, wie wir schon erwähnt, der neueren Richtung an: sie waren zugleich die vertrautesten Freunde und Verehrer Reuchlins. Selbst Johann Lang, der Erzbischoff von Gurk, der Kanzler des Kaisers, einer der einflußreichsten Männer im Reiche, bekannte sich öffentlich zu der neuen wissenschaftlichen Richtung, zum Gönner Reuchlins.

Bei dieser Lage der Dinge hätte es nun nicht mehr den äusseren juristischen Sieg der Reuchlinischen Sache bedurft: doch kam auch dieser hinzu.

Am Hofe des Papstes war man gleich Anfangs zu Gunsten Reuchlins gestimmt. War ja Reuchlins literarische Richtung diesselbe, die man in Italien, in Rom und besonders am Hofe Leos X. selbst verfolgte, dessen größte Bemühungen der alten Literatur gewidmet waren. Auch war die Commission, welche zur Ausgleichung des Streites niedergesetzt war, ganz für Reuchlin. Allein auf der andern Seite sah man wohl ein, daß es gefährlich sei, den Orden der Dominicaner, der, wie kein anderer, noch mächtig war, zumal in Deutschland, zu beleidigen. Unverhohlen hatten sie schon geäussert, daß sie ein Schisma erregen wollten, wenn ihnen nicht ihr Wille geschähe. Dazu kamen die Bestechungen Hogstratens. Zuletzt hielt

1) Ib

es der Papst für das Beste, den ganzen Prozeß niederzuschlagen.

Allein dieß war in der öffentlichen Meinung nicht weniger, als ein Sieg. Die Humanisten sahen es so an: Pirkheimer spricht es namentlich aus[1]).

Und unerbittlich verfolgte man diesen Sieg. Man ließ den Anhängern des alten Systems gar keine Zeit, sich zu erhohlen, sich zu sammeln. Immer wieder erschienen neue Schriften gegen sie: in denen die Schändlichkeit ihres Verfahrens, die Lächerlichkeit und Erbärmlichkeit ihrer wissenschaftlichen Bemühungen gezüchtigt, dagegen die Nothwendigkeit und Vernünftigkeit der neueren Richtung bewiesen ward. Der Graf Hermann von Nuenar ließ es sich besonders angelegen sein: Hermann vom Busche erschien mit seinem Vallum humanitatis, in dem er die bisher vielfach ausgesprochenen Tendenzen der neueren Literatur zusammenfaßt, eine der besten Schriften über diesen Gegenstand. Allen voran aber schritt Ulrich von Hutten mit seiner allzeit fertigen, vernichtenden Feder: unterstützt von dem ruhigeren Pirkheimer, der seinen ganzen Einfluß aufbot, um den errungenen Vortheil zu erhalten, zu befestigen, dauernd zu machen. —

Indem aber die Opposition der neueren Richtung auf diesem Punkte angelangt war, wandte sie ihr Augenmerk auf einen anderen, noch größeren Gegenstand: jetzt griff sie ernstlich auch dem Papste an die Krone.

---

1) Brief Pirkheimers an Hutten. Opp. p. 24. Hogstratus, cum ex capitulo per Nurenbergam iter fecisset, retulit quibusdam, silentium ambabus partibus indictum esse. Id si ita esset, victoria quoque nostra existeret.

Anfang der ernsteren Opposition gegen Rom.

Wir haben gesehen: die bisherige Opposition der neuen Richtung hatte immer auch den Papst zum Gegenstande. In dem Streite Reuchlins trat sie zwar etwas zurück, weil man in dem classisch gebildeten Leo X. einen Bundesgenossen gegen die Scholastiker erblickte: ja man gab sich wohl auch manchmal das Ansehen, den Papst zu vertheidigen, da die Dominicaner sich gegen ihn erklärten, falls ihnen ihr Wille nicht geschähe. Aber das Zurücktreten dieser Opposition war doch nur scheinbar: zu tief lag sie im Blute der Nation, als daß man sie so leicht aufgegeben hätte. Auch kommen ja in den Briefen der dunkeln Männer Stellen genug vor, die eine Opposition gegen den römischen Stuhl enthalten: die seine Machtvollkommenheit bezweifeln oder gegen die Eingriffe desselben in die Rechte der deutschen Nation gerichtet sind, die sich namentlich darüber aufhalten, daß so viel Geld nach Rom wandere [1]). Es ist jene nationale Opposition, die wir früher schon besprochen, und die auf das Innigste mit dem neu erwachten Patriotismus zusammenhing, der sich in allen Sphären, namentlich auch in der Literatur geäussert.

Eben jetzt trat dieß nationale Bewußtsein im Gegensatze gegen den römischen Hof wieder mit Ernst, mit Gewichtigkeit hervor.

Im Jahre 1515 erschien ein Werkchen von Jakob Wimpheling, welches eigentlich blos eine Widerlegung der bekannten Schrift des Aeneas Sylvius über Deutsch-

1) Der Brief des Magister Lamp namentlich p. 191.

land sein soll, das aber dem Wesen nach eine Opposition gegen die Anmassungen des römischen Hofes, gegen die Eingriffe in die Rechte der Nation, des Reiches ist.

Schon von jeher bewies sich Jakob Wimpheling als ächten deutschen Patrioten. Wir haben gesehen, wie er der Erste gewesen, der eine deutsche Geschichte verfaßte, ausdrücklich, um die Deutschen auf ihre Würde aufmerksam zu machen. Ueber die Gränzen Deutschlands nach Frankreich hin gerieth er in einen Streit mit Thomas Murner. In einer Jugendschrift suchte er die Meinung derer zu entkräften, welche glaubten, nur auf ausländischen Universitäten könnte man zu dem Gipfel wissenschaftlicher Bildung gelangen: er bewies, daß viele der namhaftesten deutschen Gelehrten nie im Auslande gewesen, sondern sich in Deutschland herangebildet hätten. Es ist klar, daß einem so patriotisch gesinnten Manne die Abhängigkeit von Rom und die vielen Bedrückungen, die man von da aus zu erdulden hatte, nicht gefallen konnten: in mehreren seiner Schriften sprach er sich gegen die Curtisanen aus, die durch ihre Habsucht die kirchlichen Zustände in Deutschland verschlechterten.

Diesem Jakob Wimpheling gab nun der Kaiser Maximilian im Jahre 1510, als er gerade mit dem Papste Julius II. in Streit war, und mit Eifer das Concilium zu Pisa beschützte, den Auftrag, die Beschwerden der deutschen Nation zusammenzustellen, und die Forderungen auszuzeichnen, welche sie machen konnte: zu Grunde sollte die pragmatische Sanction der Franzosen gelegt werden. Wimpheling willfahrte dem Kaiser und schrieb zwei Ab-

handlungen[1]), in denen er die Anmaßungen des römischen Stuhles und besonders die Schändlichkeiten, welche sich die Curtisanen zu Schulden kommen ließen, ausführlich und in der bittersten Wahrheit aus einandersetzte. Er getraute sich übrigens nicht, sie drucken zu lassen: erst im Jahre 1520 gab sie Jakob Spiegel heraus.

Dagegen schrieb er im Jahre 1515 jene oben erwähnte Widerlegung der Schrift des Aeneas[2]). In dieser sind im Ganzen dieselben Ansichten enthalten, wie in den zwei andern Büchern, nur etwas gemäßigter ausgesprochen.

Gleich in der Dedication an den Erzbischoff Albert von Mainz erklärt er die eigentliche Absicht seiner Schrift, daß er nämlich den Aeneas deßhalb widerlegen wolle, weil seine Schrift darauf hinauszulaufen scheine, die Deutschen um ihr Geld zu betrugen. Im Anfange der Abhandlung prüft er dann die vielen großen Verdienste, welche sich nach Aeneas die römischen Päpste um Deutschland erworben, dadurch namentlich, daß sie die christliche Religion eingeführt: und daß sie eben darum auf die Dankbarkeit der Nation Ansprüche machen könnten. Er gesteht dieß zu, allein die wahre Dankbarkeit der Nation, meint er, zeige sich nicht äusserlich, sondern in Reinheit der Gesinnung, in Befolgung der christlichen Gebote. Wollte Rom für die Einführung der christlichen

1) Pragmaticae sanctionis medulla excerpta und gravamina Germanicae nationis cum remediis et avisamentis ad Caesarem majestatem.

2) Unter andern steht sie in Riegger amoenitates literariae Fasc. III. p. 437 sq.

Religion das Geld der Deutschen haben: ei, so sollte dasselbe, welches das Christenthum von Asien bekommen, auch dahin jährlich sein Gold und Silber schicken. Ausserdem seien die Wohlthaten, welche Rom Deutschland erzeigt, längst wieder aufgehoben durch die Hülfe, welche mehrere Kaiser den Römern und dem Papste geleistet haben: wie Carl der Große, die Ottonen, Sigmund, selbst Maximilian.

Aeneas lobt dann zwar unser Vaterland, aber, wie es scheint, nur um uns einzuschläfern, um uns zu überreden, leichter unser Gold an die Italiener zu geben. Eben darum sucht er auch die Constitutionen des Basler Conciliums zu entkräften, auf daß wir nicht ebenso, wie die übrigen Nationen lässiger würden im Herschießen unsers Geldes. Er meint, jene Constitutionen gingen darauf aus, Deutschland von der Obedienz gegen den heiligen Stuhl, und von der Zahlung der Geldsummen an die römische Curie zu befreien. Aber weder unsere Bischöffe, noch unsere Fürsten haben daran gedacht, die Befehle des Papstes zu verachten. Auch läßt man ja immer noch Geld genug nach Rom gehen, geht selbst dahin, und zahlt für Reservate, Gratien und Dispensationen. Keine Nation ist darin willfähriger, als die deutsche. Was seit Jahrhunderten unsere Vorfahren geleistet, was gesetzlich, gerecht, erträglich ist, das wird sich niemand von uns weigern, noch jetzt zu leisten: aber man verlangt noch mehr von uns, man will, daß wir es geduldig ertragen, wenn man uns in die Knechtschaft stößt.

Wenn Bologna, Perusia und die übrigen der römischen Kirche unterworfenen Völker nichts, oder nur so

viel sie wollen, entrichten, sollen wir darum ungebührlich mehr bezahlen? Wenn Rom so viele Beamte hat, die sich täglich vermehren, soll man darum den Deutschen ihre Beutel leeren? Es ist allerdings eine große Last für die römische Curie, so viele Rechtsfälle und Prozesse, die vor sie gebracht werden, abzumachen: aber es gibt ja bei uns außer den kaiserlichen Gerichten Metropole, die sich durch Redlichkeit und Rechtskenntniß auszeichnen. Bringe man an diese die nächsten Sachen. Die letzte Instanz kann immer der römische Hof bleiben. Aber daß jede Sache, selbst die geringste, mit Umgehung der Untergerichte, unmittelbar an den päpstlichen Hof gebracht wird, das hat selbst schon der heilige Bernhard getadelt.

Er geht dann auf das Basler Concilium über, und widerlegt Aeneas Meinung über dasselbe. Ganz entschieden nimmt er die Partei des Conciliums. Die Synoden und Concilien müßten heilig gehalten werden. Geschähe es nicht, gäbe es allemal Unordnung, Verwirrung, Mißbräuche in der Kirche. Diese zählt er dann weitläufig auf: er vergißt keinen.

Nicht dadurch, daß er die Concilien verachte, übe der Papst seine Pflichten aus: er habe ganz andere zu erfüllen. Er soll als guter Hirte über die Christen, seine Schaafe wachen. Er soll trachten, sie alle auf den Weg des Heils zu führen. Es ziemt also dem Papste vorzüglich, dafür zu sorgen, daß das Evangelium Christi rein gepredigt werde, daß alle Irrthümer, alle Blasphemien, alle Einrichtungen, die Christus nicht gegründet, vertilgt werden ꝛc.

Um aber die Herrschaft des göttlichen Worts, Ver-

ringerung der Laster zu bewirken, dazu sind nicht Maulesel, nicht Pferde, nicht Bediente ꝛc., sondern gut unterrichtete, in der heiligen Schrift gelehrte Prediger nöthig. Genug giebt es heut zu Tage dergleichen. Stelle man sie an statt der Curtisanen. Durch solche wird das Volk zum Gehorsam, zum Frieden, zur Tugend gebracht, nicht durch Härte, Pomp, Drohungen, Schrecken, Waffen oder Censuren. — —

Der heilige Stuhl, bei dem nach Aeneas die höchste und reinste Religion, sollte überhaupt mehr für die Seelen, als fürs Geld bedacht sein, und unsere Erzbischöffe und Bischöffe nicht so hoch besteuern. Denn was diese zahlen, das wird gemeiniglich armen Bauern und Bürgern und dem Clerus auf dem Lande abgepreßt. Oft muß der Familenvater das hergeben, was er zur Erziehung seiner Kinder nöthig hat, oder arme Priester, was ihnen nöthig ist, um ihr Leben zu fristen. Auf solche Weise kann endlich ein Aufstand des Volks gegen die Priester erfolgen, das oft über diese Dinge murrt (mit eigenen Ohren, Gott ist mein Zeuge, habe ich es gehört), und das böhmische Gift kann noch weiter um sich greifen.

Hierauf zählt er die vielfachen Mißbräuche in der deutschen Kirche, namentlich die finanziellen auf, und bleibt mit besonderer Lust bei den Curtisanen stehen, welche die Bessern aus den Stellen verdrängen, auf alle Weise Geld zusammenscharren und das Volk aussaugen, nur um ihren Lüsten, ihren Vergnügungen zu fröhnen. —

So unumwunden sich übrigens Wimpheling über die Mißbräuche aussprach, die von Rom aus besonders die deutsche Kirche trafen, so war es doch keineswegs seine

Meinung, das Dasein des geistlichen Oberhauptes überhaupt zu mißbilligen. Dieß widersprach seiner tiefen Verehrung vor der Kirche und deren Einrichtungen. Auch sagte er es gleich in der Einleitung zu seiner Schrift, daß es gar nicht seine Absicht sei, eine Rebellion hervorzurufen: von jeher sei er ein Gegner des Ungehorsams gewesen, der die ganze Ordnung der Kirche und des Reiches störe, Factionen errege und eine der Theologie feindliche Freiheit vertheidige.

Allein bei dieser Art der Opposition blieb man nicht stehen: bald trat sie in ein neues Stadium ihrer Entwicklung. Der Mann, der sie hier repräsentirte, ist wieder Ulrich von Hutten.

Durch seinen mehrmaligen Aufenthalt in Italien hatte er Gelegenheit genug, die hierarchischen Zustände kennen zu lernen. Die Mißbräuche in der römischen Kirche indignirten ihn einmal an sich, und dann fühlte er sich namentlich als Deutscher beleidigt: eben damals, in Italien, trat das Bewußtsein der Nationalität, den Fremden gegenüber, am Meisten hervor: er fand es schmählich, daß die deutsche Nation sich so von den Italienern an der Nase herumführen lasse. Früh genug spricht er auch schon seine oppositionellen Ansichten über die römische Curie aus. Ob der Julius exclusus, eine der heftigsten Satyren gegen Julius II., die schon im Jahre 1513 erschienen sein soll, von ihm ist, steht noch in Zweifel. Aber in seinen Epigrammen, die er von Italien aus an seinen Freund Crotus Rubianus geschickt, ist die heftige, bittere Opposition gegen Rom schon offen ausgesprochen. „In Rom sei Alles feil, Simon habe da seine Herrschaft aufgeschlagen: Heiligthümer, Ehren, Gott selber wird

da verkauft. Die christliche Religion gehe zu Grunde: die römischen Priester seien Wölfe in Schaafskleidern. Geht nur, raubt, mordet, treibt alle Schlechtigkeiten, glaubt, daß es keine rächende Gottheit gäbe. Das Alles geschieht in Rom (was ist heiliger, als diese Stadt?) und doch gibts noch einen Weg zum Himmel. Bringe nur Jeder sein Geld nach Rom: dann hat er Tugend genug, er kann sie sich dort kaufen [1]." — „Niemand aber ist blinder, als wer glaubt, daß er in Rom den Himmel kaufen, daß er um Geld selig werden könne! Wie würde nicht Petrus erzürnen, wenn er sähe, daß die lasterhaftesten Menschen den Himmel verhandeln. Haßt das Laster, liebt die Tugend: nur dadurch allein verdient ihr den Himmel [2]." Schon deutet er an, daß die Deutschen so etwas nicht ertragen sollten. In einer Ode ärgert er sich über ihre Geduld. In dem schönen Gedichte, daß die Deutschen nicht entartet seien, wo er mit Wärme die Tugenden und Vorzüge des Vaterlands hervorhebt, glaubt er doch darauf aufmerksam machen zu müssen, daß die guten deutschen Sitten schon durch das römische Gift angesteckt seien, daß Deutschland darauf sehen müsse, dieß nicht mehr um sich greifen zu lassen.

Kurz vor seiner Abreise nach Deutschland, im Juni 1517, fand er nun zufällig bei Cochleus in Bologna die Schrift von Laurentius Valla wider die erdichtete Schenkung Constantins, die wegen ihrer Freimüthigkeit schon bei ihrem Erscheinen verboten worden war. Hutten war

1) Hutteni Opp. Tom. I. p. 258. 259.

2) Ib.

über diesen Fund so erfreut, daß er sich entschloß, das Werkchen herauszugeben. Cochleus, obwohl ihm das Exemplar nicht selbst gehörte, gab es ihm doch zum Abschreiben, Friedrich Fischer aus Würzburg schrieb es ab. Man machte Hutten wohl auf die Gefährlichkeit der Herausgabe aufmerksam, aber er scheute keinen Bann, „jener Franke, wie Cochleus sagt, dessen Freimüthigkeit der des Laurentius nichts nachgiebt [1]."

Uebrigens hielt es Hutten doch für gut, die Schrift Leo X. selbst zu dediciren. In der Vorrede aber, wo er sich das Ansehen gibt, als halte er Leo für einen Papst, wie er ihn wünsche, der sich das wahre Wohl der Kirche angelegen sein lasse, spricht er sich nun auf die heftigste Weise gegen alle früheren Päpste aus, noch stärker, als es in der Schrift des Valla selbst geschah. Er dankt vorerst Leo, daß er den Frieden hergestellt, wodurch er sich von den früheren Päpsten unterscheide, die nur Krieg gewollt: er habe aber mit dem Frieden die Freiheit hervorgerufen, welche durch die Tyrannei der bisherigen Päpste unterdrückt gewesen. Deßhalb dürfe Hutten jetzt auch die Schrift Vallas herausgeben. Sie seie mit Unrecht verketzert worden, denn sie richte sich ja eigentlich nur gegen Päpste, die keine Päpste seien, sondern reissende Wölfe. Sie konnten die Wahrheit nicht ertragen, und darum verboten sie sie. Du aber liebst die Freiheit und Gerechtigkeit. Die haben daher Unrecht, welche fürchten, dir wäre es nicht recht, wenn jenes Buch noch einmal herausgegeben und gelesen würde. Denn gegen

1) Brief des Cochleus an Pirkheimer bei Heumann. p. 29.

welche richtet Valla seine Waffen? Gegen Tyrannen. Wenn aber Griechenlands Städte einst den Tyrannenmördern Kronen aufsetzten, was sollen wir denen geben, die das Tyrannenthum selbst bekämpfen? Oder waren nicht jene Priester Feinde der Christen, die Aller Güter an sich rissen, alle Freien in die Knechtschaft zu stoßen strebten? die die Könige ihrer Herrschaft, die Bürger ihres Geldes beraubten? — — Nicht den Päpsten also flucht Valla, den Zwingherrn nur sagt er die Wahrheit: und ich glaube, daß er deßhalb deinen vollen Beifall verdient. Denn gegen jene Päpste, die solch lästerliche Lügen schmiedeten, soll man geradezu das Bitterste sagen, das Keckste thun dürfen. Warum nicht? Sind es doch Diebe, Räuber und Tyrannen gewesen. — Sie waren es, welche jeden Anlaß schlau benutzend, von kleinen Anfängen bis zur größten Virtuosität ihr Plünderungssystem ausbildeten, welche Gnaden feilboten, Condonationen, Dispensationen und eine Unzahl Bullen dieser Art schon seit langer Zeit verkauft, welche einen Preis auf die Vergebung der Sünden gesetzt, aus den Höllenqualen einen Gewinnst gemacht, und unsere eigenen Priesterpfründen, das Almosen unserer Väter, wieder verschachert, welche den Deutschen weiß machten, daß es keine Bischöffe gäbe, als die mit Tausenden die Pallien von ihnen kauften, die nicht damit zufrieden waren, alljährlich ausserordentliche Steuern einzutreiben, sondern überdieß, so oft es ihnen in den Sinn kam, Leute herumschickten, welche unter mancherlei Vorwänden Gelder sammeln mußten, bald als gälte es der Rüstung zum Türkenkrieg, bald zum Bau der heiligen Peterskirche, deren Vollendung aber ihre Sorge gar nicht ist. Und trotz al-

le diesem wollen sie doch noch als die Seligsten und Heiligsten angesehen sein und dulden keinen Widerspruch. Wenn Einer der Freiheit sich erinnerte, wenn er den Räubern entgegentrat, gegen dessen Seele wütheten sie auf das Gräßlichste. Jene Wölfe, welche die christliche Heerde verschlangen, den Weinberg des Herrn zu Grunde richteten, die, um sich Reichthümer zu sammeln, die Seelen der Christen tödteten! —

Aber um dieselbe Zeit, als Hutten diese Opposition gegen den römischen Stuhl eröffnete, erschien eine ähnliche von einer andern Seite, welche bald alle freieren Tendenzen der neuen Richtung in sich vereinigen sollte: es war die Opposition, welche Luther gegen das Ablaßwesen erhob.

Druckfehler

Seite 13	Zeile 16	v. o.	lies stille statt stillere.
— 21	— 7	v. o.	l. Minnesänger st. Minensänger
— 32	— 1	v. u.	l. der st. den.
— 43	— 13	v. o.	l. Concilium st. Concitium.
— 56	— 12	v. u.	l. er st. es.
— 62	— 9	v. o.	l. recht gut st. recht und gut.
— 63	— 9	v. u.	l. hätten st. hätte.
— —	— 7	v. o.	l. es st. er.
— 77	— 4	v. o.	l. jenes st. jene.
— 86	— 6	v. u.	l. Austriam st. Astriam.
— 87	— 11	v. u.	l. Herkules st. Herzules.
— 95	— 2	v. o.	l. eingewirkt zu haben st. eingewirkt haben.
— 96	— 12	v. o.	l. Nürnberg st. Nürberg.
— —	— 13	v. o.	l. mehrere st. mehreren.
— 128	— 9	v. o.	l. seinem st. seinen.
— 133	— 7	v. u.	l. ihren st. seinen.
— 151	— 14	v. u.	l. Backnang st. Bocknang.
— 156	— 4	v. u.	l. virorum st. virori.
— 159	— 3	v. u.	l. tabulas st. fabulas.
— 173	— 12	v. o.	l. nahmen st. nahm.
— 180	— 10	v. u.	l. Almagest st. Amagest.
— 202	— 5	v. u.	l. Wimpheling st. Wimphelung.
— 203	— 4	v. u.	l. Germaniae st. Germanicae.
— 208	— 8	v. o.	l. Cäsarius st. Cäsaorius.
— 223	— 10	v. u.	l. Hassenstein st. Hessenstein.
— 234	— 7	v. u.	l. vernachlässigte er st. vernächlässigte, er.
— 241	— 14	v. u.	l. darauf st. daruf.
— 251	— 9	v. o.	l. Distichen st. Dystichen.
— 552	— 3	v. u.	l. unermüdeter st. unermüderter.
— 257	— 1	v. o.	l. herstellen st. herzustellen.
— 287	— 13	v. u.	l. Distichen st. Distychen.
— 302	— 1	v. u.	l. die st. in.
— 303	— 12	v. o.	l. seie st. sein.
— 380	— 6	v. u.	l. statuum st. statum.
— 429	— 12	v. u.	l. nach st. noch.
— —	— 11	v. u.	l. noch st. nach.

DATE DUE

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A.

BW6040 .H14 v.1
Deutschlands literarische und religiose
Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 00059 0556